Tobias Reeh, Gerhard Ströhlein (Hg.)

Natur erleben und Raum inszenieren

ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 4





Universitätsdrucke Göttingen



Tobias Rech, Gerhard Ströhlein (Hg.)

Natur erleben und Raum inszenieren

erschienen in der Reihe der Universitätsdrucke
im Universitätsverlag Göttingen 2008

Tobias Reeh, Gerhard Ströhlein (Hg.)

Natur erleben und Raum inszenieren

ZELTForum - Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus - Band 4



Universitätsverlag Göttingen
2008

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Zentrum für Landschaftsinterpretation und Tourismus (ZELT) e.V.



In Kooperation mit dem Geographischen Institut
der Georg-August-Universität Göttingen,
Abteilung Humangeographie
Goldschmidtstr. 5
37077 Göttingen
Internet : www.zelt-goettingen.de



Der Druck des Bandes wurde von der Sparkasse Göttingen und vom Zweckverband Verkehrsverbund Süd-Niedersachsen unterstützt.





Satz und Layout: Sebastian Schäfer
Umschlaggestaltung: Jutta Pabst

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-940344-53-3

Inhalt

Natur erleben und Raum inszenieren – eine Einführung

Tobias Reeh, Gerhard Ströhlein

Natur erleben und Raum inszenieren

Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass der Wunsch nach ‚Natur erleben' in Deutschland stark ausgeprägt ist (vgl. DTV 2005). Nach einer Emnid-Umfrage (2006) beispielsweise würden 62% einen Inlandsurlaub bevorzugt in Großschutzgebieten verbringen (vgl. http1), wie sie sich unter dem Label ‚Nationale Naturlandschaften' zusammengeschlossen haben (vgl. http2). Nach Seewald (1992, S. 3, zit. nach Kessler 2006, S. 1) sind dabei „Land, Wasser und Luft gleichermaßen von dieser Flucht in die letzten Naturreservate [betroffen]." Als naturfern empfundene Lebensbedingungen werden als Auslöser des Bedürfnisses nach ‚mehr Natur' betrachtet. Eine plausible Erklärung angesichts der Tatsache, dass der Verstädterungsgrad in Deutschland bei 88% liegt und ein Großteil der Bevölkerung ‚indoor' der Arbeit nachgeht (vgl. http3).

Sowohl private als auch öffentliche Akteure versuchen, die resultierende Nachfrage über die Inszenierung von Naturerlebnisangeboten in ‚Kontrasträumen' zu befriedigen. Die vorhandene Vielfalt an thematischen Inhalten, didaktischen Konzepten und Zielgruppen sorgt hierbei dafür, dass der Begriff ‚Naturerleben' schillernd und facettenreich in Erscheinung tritt. Gleichwohl lassen sich nach Gebhardt (1998, S. 50) drei zentrale Dimensionen ausweisen:

- Natur als Erlebnis, d. h. das plötzliche Wahrnehmen, Bewusstwerden oder Verstehen von Naturphänomenen,
- Erlebnis in der Natur, d. h. die Natur wird zum ‚Gebrauchsgegenstand', um ein bestimmtes Erlebnis zu ermöglichen und
- Erlebnis mit Hilfe der Natur, wobei ihr eine ‚Kulissenfunktion' zukommt.

Entsprechend variantenreich werden Räume ‚in Szene gesetzt', wobei die eingenommenen Perspektiven von der Öko- und Erlebnispädagogik über die Freiraumplanung bis hin zur Tourismusförderung reichen. Viele Angebote finden sich im ländlichen Raum und richten sich an ein Freizeitpublikum, insbesondere im Rahmen des Tages- und Übernachtungstourismus. Vor allem die seit einigen Jahren boomenden Natursportarten scheinen durch die Verquickung der Erlebniskomponenten ‚Körper und Bewegung' sowie ‚Natur und Natürlichkeit' diese Motivlage gleichermaßen bedienen zu können und sind insofern im Kanon der landschaftsbezogenen Freizeitaktivitäten von zunehmender Bedeutung (vgl. Liedtke 2005, Roth 2006). Nach Kronbichler (2001, S. 46) ist „[d]er kleinste gemeinsame Nenner das Bedürfnis nach Bewegung und körperlicher Anstrengung im Freien, in einer Umwelt, die im alltagsbegrifflichen Sinn noch Natur ist, die zumindest den Eindruck vermittelt, vom Menschen relativ wenig überformt zu sein." Hinsichtlich der Konsequenzen dieser ‚modernen' Suche nach Naturerleben fasst Wolf (2001, S. 7) zusammen: „Unumstritten ist, dass landschaftsbezogene Sport-

aktivitäten oder Natursportarten – natürlich neben anderen Freizeitaktivitäten in der Natur – den Druck auf eine nicht vermehrbare Landschaft wachsen lassen."

Für die Raumplanung ergibt sich hieraus einerseits die Aufgabe, Naturerlebnisräume sowohl in ländlichen als auch städtischen Gebieten in ausreichender Anzahl und Qualität vorzuhalten, so dass ‚Differenzerlebnisse' im Sinne des Soziologen Hennig (1999) auch tatsächlich zu realisieren sind. Andererseits ist die erholungsbezogene Tragfähigkeit von Landschaftsräumen zu ermitteln, um ggf. adäquate Besucherlenkungssysteme sowie Zonierungskonzepte einrichten zu können.

Herausforderungen, die umso dringlicher erscheinen, da im Zeitalter der Erlebnisökonomie die Inszenierung naturräumlicher Angebote an Bedeutung zunimmt (vgl. Scheurer 2003). So haben zwar seit den frühen Anfängen von Freizeit und Tourismus Erholungssuchende spezifische Orte und Landschaften besucht, um natürliche oder vom Menschen geschaffene Attraktionen zu erleben (vgl. Wachter 2001), gleichwohl erreichen die in der Gegenwart praktizierte Touristifizierung und das einhergehende Mehr an erholungsbezogener Infrastruktur vormals unbekannte Ausmaße. Im Segment des Naturtourismus zeichnet sich damit eine nachholende Entwicklung ab, die viele traditionelle Freizeit- und Tourismusangebote wie Zoos, Museen, Kurbäder, Restaurants oder Hotels mit der Übernahme von Prinzipien aus Freizeit- und Themenparks bereits durchlaufen haben. Destinationen aus der ‚Retorte', Themenhotels und -routen, Erlebnisgastronomie und Edutainment sind Begriffe, die diesen Prozess verdeutlichen. Egner (2000, S. 3) stellt in diesem Zusammenhang fest: „Es geht nicht mehr um die Dinge, also die Erlebnisse, die wir erleben, sondern darum, DASS wir sie und WIE [Hervorh. im Original; Anm. d. Verf.] wir sie erleben." Aufgrund ihrer Multifunktionalität bieten Natur und Landschaft bei entsprechender Inszenierung eine hervorragende Ausgangsposition, um den postmodernen ‚homo touristicus' und damit einen multi-optionalen und hybriden Konsumenten zufrieden zu stellen.

Wiederum sind es Natursportarten, die eine Vorreiterrolle einnehmen, ist doch die Inszenierung des naturräumlichen Angebotes hier von besonderer Bedeutung. So ist beispielsweise die Einrichtung von Mountainbike-Parks in vielen Mittelgebirgen ein aktuelles Thema: das Destinationsmanagement verspricht sich die Gewinnung neuer und jüngerer Zielgruppen, der Naturschutz erhofft sich hingegen - trotz durchaus bestehender Vorbehalte - eine Lenkungsfunktion und Kanalisierung im Sinne einer ‚Honey-Pot-Strategy'.

Demgegenüber stehen zahlreiche Bestrebungen, diese funktionsräumliche Trennung zwischen den Daseinsgrundfunktionen Arbeiten/Wohnen und Erholen aufzulösen und Naturerlebnisse auch im alltäglichen – und damit zumeist urbanen - Umfeld zu ermöglichen. So versucht man seitens der Stadtplanung (z. B. öffentliche Grünanlagen) sowie im Rahmen von Gemeinschaftsinitiativen (z. B. Schrebergartenvereine) als auch individuellen Strategien (z. B. ‚ökologieorientierter Lebensstil') teilweise seit geraumer Zeit ein gewisses Ausmaß an Natur in die Städte selbst zu holen.

Die Erlebniskomponente ‚Natur und Natürlichkeit' findet darüber hinaus einen besonderen Ausdruck im Bereich der Umweltbildung und Bildung für nachhaltige Entwicklung. Auch hierbei erweist sich die Natur als multifunktional: im Rahmen von ökopädagogischen Angeboten zur Förderung von Umweltwahrnehmung, -wissen, -einstellungen und –verhalten fungiert sie als Vermittlungsobjekt, im Kontext der Erlebnispädagogik kann sie gleichsam Vermittlungsmedium sein (vgl. Breß 1994). Entsprechende Konzepte zeigen, dass über das Erleben von Natur auch weitergehende Kompetenzen (z. B. Sozial- und Gestaltungskompetenz) transportiert werden können.

‚Natur erleben und Raum inszenieren' spielen damit sowohl im Alltag als auch im Gegenalltag vieler Individuen eine wichtige Rolle. Dabei kann der Raum einerseits als ‚Gegebenheit an sich' und als ‚Registrierplatte' menschlicher Aktivitäten, andererseits als Konstrukt individueller Wahrnehmung und kognitiver sowie emotionaler Aneignungsprozesse verstanden werden. So zeigt beispielsweise Egner (2001, S. 13), dass im Auge von Trendsportlerinnen und -sportlern sich die „Welt als ein einziger großer Sportplatz dar(zu)stellen" vermag. Gemäß den Überlegungen von Werlen (2000) zum ‚alltäglichen Geographie-Machen' darf man von einer permanent neu zu generierenden und sich ständig verändernden Perspektive auf die Objektwelt ausgehen.

In diesem Zusammenhang bekommt der Ansatz der Landschaftsinterpretation ein besonderes Gewicht. Angesichts der Tatsache, dass eine zunehmende Zahl von Menschen Schwierigkeiten hat, „Natur aktiv ohne fachliche Anleitung zu erleben" (vgl. Megerle 2003, S. 1) und Untersuchungen allenthalben ein hohes Maß an gesellschaftlicher ‚Naturentfremdung' konstatieren, sollten Inszenierungen stets auch zielgruppengerechte Naturbegegnungen ermöglichen. Ein methodisches Inventar ist nicht zuletzt im Rahmen der ‚Environmental Interpretation' nach Ham (1992) entwickelt worden.

Vor diesem Hintergrund führt der vorliegende vierte Band der ‚ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus' Beispiele für ‚Natur erleben und Raum inszenieren' aus gänzlich unterschiedlichen Landschaften zusammen.

So beleuchten Christoph Riegert und Daniela Kempa das Spannungsfeld zwischen Naturschutz und Naherholung am Beispiel der Stadt Heidenheim. Ausgangsfrage ist die Verträglichkeit der bestehenden Erholungsnutzung mit den Belangen des Naturschutzes im Stadtumland. Basierend auf einer detaillierten Aufnahme des Ist-Zustands der Erholungsaktivitäten über ein Besuchermonitoring sowie der GIS-gestützten Darstellung der naturschutzfachlichen Vorgaben der unterschiedlichen Schutzgebietstypen (z. B. Naturschutzgebiet, FFH-Gebiet) werden Lösungsvorschläge erarbeitet, um ein möglichst konfliktfreies Nebeneinander beider Raumnutzungen zu ermöglichen.

Thomas Danz widmet sich am Beispiel des Sauerlands der Frage, welchen Stellenwert Mountainbike-Parks als Angebotsbaustein im Rahmen des Mittelgebirgstourismus beigemessen werden kann. Der Autor stützt seine Ausführungen auf

eine Umfrage unter Mountainbike-Sportlerinnen und -sportlern. Insgesamt erweist sich die Inszenierung eines ‚Mountainbike-Reviers' als probates Mittel, das touristische Angebot zu diversifizieren und das Gästespektrum zu ‚verjüngen'. Die Zukunft wird zeigen, ob sich derartige Einrichtungen sogar zu Top Spots entwickeln können, also zu jenen Orten, die innerhalb der jeweiligen Sportart als besonders prestigeträchtig gelten und ein Besuch ein Muss darstellt.

Fließgewässer, die ‚Lebensadern' unserer Landschaften, wurden lange Zeit kanalisiert und verrohrt und damit als ästhetisch prägende Landschaftselemente entfernt – insbesondere im städtischen Raum. Korinna Thiem schildert mit der Kunstaktion „MNEMOSYNE – Leben AM und MIT Wasser" in Dresden ein Beispiel, wie ein Fließgewässer und damit ein bedeutendes Stück Natur wieder in das Bewusstsein gebracht werden kann. Dabei zeigt sich, dass der künstlerischen Inszenierung des Elements Wasser kaum Grenzen gesetzt sind und gleichsam den Betrachtenden vielfältige Denkanstösse und Anregungen für eine selbstständige Auseinandersetzung gegeben werden.

Katharina Vering geht der Frage nach, inwieweit städtische Forstverwaltungen imstande sind, einen Beitrag zur sozialen Integration marginalisierter Gruppen der Stadtbevölkerung zu leisten. Ein wichtiges Ergebnis ist, dass im Rahmen von Beschäftigungsprojekten im Wald durchaus Kompetenzen und Fähigkeiten vermittelt werden, die in allen Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens eingesetzt werden können (z. B. Teamarbeit, Durchhaltevermögen etc.). Eine enge Kooperation zwischen den Forstverwaltungen und sozialen Einrichtungen erweist sich hierfür als unabdingbarer Erfolgsfaktor.

Um das Thema Integration geht es auch beim Projekt „Internationale Gärten Göttingen", dem sich der Aufsatz von Julia Busche widmet. Vorgestellt werden Gärten als Sozialräume, die die Selbstbefähigung und das zivilgesellschaftliche Engagement von Flüchtlingen und Migranten fördern. Gemeinsame Arbeit und interkulturelle Begegnung ermöglichen die Verortung in der deutschen Gesellschaft und führen zu neuen Interpretationen der eigenen Person und des Lebensumfelds sowohl auf Seiten der Zugewanderten als auch in der Aufnahmegesellschaft.

Reinhold Khalki berichtet aus der Praxis eines Berliner Kinder- und Jugendbauernhofs. In Kooperation mit privaten und öffentlichen Trägern hält diese Einrichtung ein umfängliches Umweltbildungsangebot für Großstadtkinder bereit. Der Schwerpunkt liegt auf dem Thema ‚Landwirtschaft', was den Vorteil bietet, zahlreiche ‚Mitmach-Aktionen' anbieten zu können. Somit wird ein intensiver Kontakt mit Tieren und Pflanzen auf einem ‚typischen märkischen Bauernhof' – und damit Naturerleben in Reinform – hergestellt. Als didaktisches Grundgerüst fungiert hierbei ein ‚Netzwerk des Lernens'.

Berlin ist auch Schauplatz des Beitrags von Jenny Schmithals. Mit dem Thema „Öko auf dem Wochenmarkt" greift die Autorin einen zentralen Baustein eines ‚ökologieorientierten Lebensstils' im urbanen Umfeld heraus. Der Aufsatz beschreibt die Funktion von Öko-Märkten als Treffpunkte im Kiez, ihren Stellen-

wert für die Direktvermarktung und die Stadt-Umland-Beziehungen sowie die Rolle, die sie für die Verbreitung nachhaltiger Konsummuster spielen.

Anhand der Initiative „Göttingens Grüner Universitätscampus" geht Gerhard Ströhlein dem Leitbild ‚Naturnähe' im Rahmen der Stadtteilplanung nach. Das Beispiel verdeutlicht, wie sich das ‚wissenschaftskulturell geprägte Nordcampus-Gebiet' (Pflanzengeographisches Arboretum, Geopark, Neuer Botanischer Garten) für die umliegende Wohnbevölkerung zu einem Naherholungsgebiet mit hohem Bildungswert entwickelt hat.

Wolfgang Just und Sebastian Schäfer schildern die Bedeutung von urbanen Kleingartenanlagen im Wandel der Zeit. Als Beispiel wird der Kleingärtnerverein An der Walkemühle e. V. in Göttingen aufgeführt. Aufbauend auf den gesellschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen der Kleingärtnerei wird der sich in steter Veränderung befindliche Stellenwert einer Parzelle vor dem Hintergrund einer Familienbiographie verdeutlicht: so zeigt sich, dass die Versorgungsfunktion (Nutzgarten) zunehmend von der Freizeitfunktion (Ziergarten) verdrängt wurde. Heute dient der Kleingarten vor allem als Kulisse für die Familienerholung und für soziale Kontakte mit Freunden und Bekannten. Da der Kleingarten allerdings auch genutzt wird, um die Kinder der Familie mit Abläufen in der Natur vertraut zu machen, bekommen ökologische Bewirtschaftung und naturnahe Ausrichtung zunehmend Gewicht.

Warum die Fachwerkdörfer und -städte in der Region Südniedersachsen sowohl aus denkmalpflegerischer wie auch touristischer Sicht etwas Besonderes darstellen, führt Gerd Busse in seinem Beitrag aus. Ausgehend von einer bautechnischen Beschreibung des regionalen Fachwerks entwickelt der Autor zahlreiche Ideen, um den Baubestand einer touristischen Inwertsetzung zuzuführen: zur Diskussion stehen etwa die Anbindung an touristische Themenstraßen, Workcamps zur Veranschaulichung des Handwerks sowie die Einrichtung eines Freilichtmuseums. Um eine Brücke in die Zukunft zu schlagen, werden darüber hinaus die Möglichkeiten des Fachwerks im Kontext des ökologischen Bauens skizziert.

Die Herausgeber wünschen nun allen Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre und interessante Eindrücke auf den unterschiedlichen Wegen zum ‚Natur erleben'.

Abschließend sei der Sparkasse Göttingen und dem Zweckverband Verkehrsverbund Süd-Niedersachsen für die Unterstützung bei der Realisierung des vorliegenden Bandes herzlich gedankt.

Literatur und Quellen

Breß, H. (1994): Erlebnispädagogik und ökologische Bildung. Förderung ökologischen Bewußtseins durch Outward Bound. (= Schriftenreihe erleben & lernen, Bd. 3), Neuwied.

Deutscher Tourismusverband e.V. (DTV) (Hrsg.) (2005): Leitfaden Natur – Erlebnis – Angebote. Entwicklung und Vermarktung. Bonn.

Egner, H. (2000): Trend- und Natursport als System. Die Karriere einer Sportlandschaft am Beispiel Moab, Utah. Dissertationsschrift. Archiv Mainzer elektronischer Dissertationen, Mainz.

Gebhardt, W. (1998): Erlebnisorientierung und Naturverständnis – Möglichkeiten und Grenzen des Naturschutzes aus soziologischer Sicht – dargestellt und erläutert am Konzept des „Naturerlebnisgebietes". In: Schemel, H.-J. (Bearb.): Naturerfahrungsräume – ein humanökologischer Ansatz für naturnahe Erholung in Stadt und Land; Ergebnisse aus dem F+E-Vorhaben 80806009 des Bundesamtes für Naturschutz. In: Angewandte Landschaftsökologie, Heft 19, S. 47-70, Bonn-Bad Godesberg.

Hamm, S. (1992): Environmental Interpretation – a practical guide for people with big ideas and small budgets. Golden, Co. USA.

Hennig, C. (1999): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. 1. Aufl., Suhrkamp, Insel Verlag, Frankfurt a. M./Leipzig.

Kessler, F. (2006): Natursport im Nationalpark Harz: Eine Untersuchung zum Mountainbike-Parcours. Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien am Geographischen Institut der Georg-August-Universität Göttingen.

Kronbichler, E. (2001): Bewegungsökologie – zur Rettung der Natur? In: Egner, H. (Hrsg.): Natursport – Schaden oder Nutzen für die Natur? (= Trend-SportWissenschaft, Bd. 7); S. 45-57, Czwalina Verlag, Hamburg.

Liedtke, G. (2005): Die Bedeutung von Natur im Bereich der Outdooraktivitäten. (= Schriftenreihe Natursport und Ökologie, Bd. 18), Köln.

Megerle, H. (2003): Naturerlebnispfade – neue Medien der Umweltbildung und des landschaftsbezogenen Tourismus? Bestandsanalyse, Evaluation und Entwicklung von Qualitätsstandards. (= Tübinger Geographische Studien, Heft 124), Tübingen.

Roth, R. (2006): Erlebnis-Konsumgut Natur. Facts & Figures. In: Bundesamt für Naturschutz (Hrsg.): Natursport und Kommunikation. Tagungsband zum Internationalen Fachseminar „Erlebnis-Konsumgut Natur: verehrt-verzehrt" vom 10.-11.11.2005 in Basel, S. 8-10, Bonn-Bad Godesberg.

Scheurer, R. (2003): Erlebnis-Setting. Touristische Angebotsgestaltung in der Erlebnisökonomie. (= Berner Studien zu Freizeit und Tourismus, Heft 43), Bern.

Wachter, M. (2001): Künstliche Freizeitwelten – Touristisches Phänomen und kulturelle Herausforderung. (= Europäische Hochschulschriften Reihe 4: Geographie – Bd. 20), Frankfurt a. M. u. a.

Werlen, B. (2000): Sozialgeographie. Eine Einführung. 1. Aufl., Verlag Paul Haupt (UTB 1911), Bern/Stuttgart/Wien.

Wolf, A. (2001): Das Konfliktfeld Natursport und Naturschutz. In: Akademie für Umweltforschung und –bildung in Europa – AUBE e.V. (Hrsg.): Lösungsansätze zum Konfliktfeld Natursport – Naturschutz. Dokumentation der Fachtagung am 13.10.2000 in Essen, S. 7-20, Essen/Bielefeld.

http1: http://www.bauunternehmen.com/artikel_35225_potenzial+fuer+natur.htm; <20.11.2007>

http2: http://www.nationale-naturlandschaften.de; <31.01.2008>

http3: http://www.eu2007.de/de/Germany/Overview/population_d.html; <15.02.2008>

Naturschutz und Naherholung im urbanen Raum am Beispiel der Stadt Heidenheim

Christoph Riegert, Daniela Kempa

Abstract

Recreational activities and experience of nature play an important role as a balance in our daily life. The great outdoors in urban environments is essential for local recreation and therefore highly appreciated. Daily recreation is also closely associated with the problem, that areas with high ecological quality attract much interest for outdoor activities. This potentially produces conflicts between nature conservation and recreational requirements.

The aim of this study was to closely examine the recreation-nature conservation conflicts in the district town Heidenheim as a typical example of a rural affected region with a distinct local recreation. The research results (based on expert interviews, visitor surveys, and GIS-based analyses) showed a high concentration of local recreation in areas with special ecological value. Visitors focus on these areas because their character and rarity represent a unique element in the recreational landscape. Nevertheless, the research shows that it is possible to mitigate such conflicts between nature conservation and recreational requirements while giving respect to ecological (well defined) corridors. From the study, a means of mitigating recreation-nature conservation conflicts in Heidenheim is making visitors aware of the conservation objectives of the area e.g. through raising environmental awareness.

Einleitung

Freizeitgestaltung und Naturerlebnis als Kontrast und Ausgleich zum Arbeitsalltag nehmen einen wichtigen Anteil des täglichen Lebens ein. Die Naturräume des urbanen Umfeldes sind hierfür unverzichtbare Grundlage der Naherholung und verdienen eine besondere Betrachtung. Ähnlich wie für den Tourismus resultiert auch für die alltägliche Freizeitnutzung die grundsätzliche Problematik, dass Gebiete mit einer hohen ökologischen und naturschutzfachlichen Wertigkeit für die Freizeitnutzung besonders interessant sind, was zu Konflikten zwischen Naturschutz- und Erholungsansprüchen führen kann (vgl. Garbe u. a. 2005, S. 12).

Das „Sich Erholen“ stellt neben anderen Daseinsgrundfunktionen einen wichtigen Ausgleichsfaktor für den Menschen dar, um vom Alltagsstress abzuschalten, neue Energie zu sammeln, Hobbys nachzugehen oder neue Gedanken fassen zu können (vgl. Heineberg 2004).



Abb. 1: Erholung im Naturschutzgebiet (Wachholderheide, Naturdenkmal, Mountainbiker) (Foto: Riegert)

Die Begriffe „Freizeit" und „Erholung" werden oft in ähnlicher oder synonymer Weise verwendet. So schreiben Ammer und Pröbstl (1991, S. 12): „Es hat sich eingebürgert, von Freizeit und Erholung zu sprechen und beide Begriffe synonym zu verwenden, obwohl der Begriff Erholung eigentlich als Bezeichnung für die Wiedererlangung der durch Beanspruchung verlorengegangenen physischen und psychischen Leistungsfähigkeit (Agricola 1989), [...] definiert ist [...] Man spricht also [...] richtiger von Freizeit, [...] d.h. also jenen Teil der arbeitsfreien Zeit, der nicht unter Zwang von Normen [...] steht." Erholung stellt in diesem Sinne einen enger gefassten Begriff dar, der jedoch in Anlehnung an Ammer und Pröbstl (1991) in der vorliegenden Arbeit synonym mit dem Terminus Freizeit verwendet wird.

Naherholung im urbanen Raum findet im Gegensatz zu touristischer Nutzung im direkten Wohnumfeld statt. So zeigen Untersuchungen der Erholungsnutzung des Göttinger Waldes, dass 89% der befragten Waldbesucher die unmittelbare Nähe zum Wohnort als wichtige oder sehr wichtige Anforderung an einen urbanen Erholungswald ansehen (vgl. Rech, Riegert 2007, S. 3).

Die gesetzliche Pflicht zur Ausweisung und Einrichtung von Flächen zur Erholung der Bevölkerung findet sich auf Bundes- und Landesebene wieder. So heißt es im Landeswaldgesetz Baden-Württemberg (LWaldG): „In Gebieten, in denen die [...] Erholungsfunktionen des Waldes von besonderem Gewicht sind, soll Wald für [...] Erholungszwecke in entsprechender räumlicher Ausdehnung

und Gliederung unter Beachtung wirtschaftlicher Belange ausgewiesen werden" (LWaldG § 6 Abs. 4).

Die Erfassung der Erholungsfunktion erfolgt nach §7 des LWaldG durch die Waldfunktionenkartierung (WFK) als Bestandteil der Forstlichen Rahmenpläne. Waldflächen mit entsprechenden Funktionen werden als Erholungswald in zwei Stufen dargestellt, in Abhängigkeit von Grenzwerten hinsichtlich der Personen die sich (an Tagen mit Spitzenbesuch) im Wald aufhalten. Im Erholungswald Stufe 1 sind es über zehn Personen je Hektar Waldfläche und im Erholungswald Stufe 2 bis zu zehn Personen (MLR o. J.). Darüber hinaus erfasst die WFK in Baden-Württemberg zusätzlich Orte und Bereiche mit besonderer Bedeutung für die Erholung bzw. besonders starkem Erholungsbetrieb als Erholungsschwerpunkte.

Die Ausweisung von Erholungswaldflächen in der sektoralen Planung (hier Waldfunktionenkartierung) mündet nicht zwingend in unmittelbar rechtsverbindlichen Auflagen für die Pflege, Entwicklung oder Nutzung von Flächen. Dennoch sind sie Grundlage der räumlichen Gesamtplanung und können als solche für die Identifikation und Analyse von Angebot, Bedarfsdeckung und Konfliktpotenzial der Erholung in der Natur herangezogen werden.

Für den Raum Heidenheim wurde den Bedürfnissen der lokalen Bevölkerung nach einer wohnungsnahen Wochenend- und Feierabenderholung in besonderem Maße im Rahmen der Regionalplanung Rechnung getragen (vgl. Regionalverband Ostwürttemberg 1998).

Das Fallbeispiel Heidenheim

Als typische Kreisstadt mit ausgeprägter Lokal- und Naherholung im unmittelbaren urbanen Umfeld der Siedlungsflächen befindet sich die Gemeinde Heidenheim in einer ländlich geprägten Region mit etwa 90% durch Land- und Forstwirtschaft genutzten Flächen. Der Erlebniswert der urbanen Umgebung wird folglich entscheidend durch diese Landnutzugsformen beeinflusst und eignet sich vor allem für landschaftsbezogene ruhigere Arten der Freizeitnutzung.

Der Landkreis Heidenheim mit seiner Kreisstadt Heidenheim als drittgrößte Stadt der Region Ostwürttemberg zählt 137.700 Einwohner (davon 50.821 Einwohner in der Stadt Heidenheim) auf einer Fläche von 62.742 ha und setzt sich aus der Kernstadt und 4 Stadtteilen zusammen (vgl. o. V. 2007 und Regionalverband Ostwürttemberg 1998). Mit der Eingliederung zweier Nachbargemeinden im Rahmen der Gebietsreform Anfang der 1970er Jahre erreichte Heidenheim seine heutige Gebietsausdehnung von 627 km². Die Region Heidenheim ist geprägt von einem großen Anteil kleiner und mittlerer Unternehmen (KMU) sowie durch den Sitz der Carl-Zeiss-Stiftung.

Bestimmendes Potenzial der Region ist die weitgehend intakte Landschaft mit ihrem hohen Waldanteil, zahlreichen Heideflächen und vielen geologischen Besonderheiten. Relativ geringe Siedlungs- und Verkehrsdichte verbunden mit un-

zerschnittenen Landschaftsräumen zeichnen die hohe „Umweltqualität" der Region aus (vgl. o. V. 1997-2007). Erholung findet hier als das Erleben einer weitgehend intakten, vielfältigen Natur- und Kulturlandschaft statt, deren Eigenart und Schönheit auch zum Erhalt ihres Erholungswertes selbst geschützt werden muss. Attraktive Erholungsgebiete sind vielfach im unmittelbaren städtischen Umfeld von den Wohngebieten aus über Fuß- und Radwege erreichbar (vgl. Regionalverband Ostwürttemberg 1998). Neben dem Umland steht den Erholungssuchenden für das ganzjährige Freizeitangebot in den Bereichen Bildung, Sport und Kultur das ehemalige Gelände der Landesgartenschau Baden-Württemberg – der Brenzpark – zur Verfügung, der seit April 2007 entgeltpflichtig für die Öffentlichkeit geöffnet wurde. Weitere Freizeiträume stellen das Parkgelände des Schloss Hellenstein und der Wildpark „Eichert" dar.

Das Mittelzentrum Heidenheim liegt auf dem nordöstlichen Ende der Hochfläche der Schwäbischen Alb und ist von den nächstgelegenen Oberzentren Ulm, Stuttgart oder Nürnberg ausreichend weit genug entfernt, um Ausstrahlungseffekte auf die tägliche Naherholung ausschließen zu können. Einflüsse der benachbarten Oberzentren wie Stuttgart und Ulm oder des Mittelzentrums Aalen lassen sich allenfalls für die Erholungsnutzung des Kreises am Wochenende und Feiertag feststellen. Trotz der nahe gelegenen Autobahn (A7), zwei durch Heidenheim führenden Bundesstrassen sowie einem Anschluss an den öffentlichen Personennahverkehr zeigten Kfz-Kennzeichenanalysen auf Waldparkplätzen (n=594), dass nur 21% der erfassten Fahrzeuge aus weiter als 50 km entfernt gelegenen Kreisen stammten. Eine Analyse des Einzugsbereichs über 100 km erbrachte eine deutliche Reduktion auf 7% der festgestellten Kennzeichen. Durch eine weitestgehend fehlende Arrondierung der bestehenden Tourismus-Infrastruktur in der Heidenheim umschließenden Brenzregion verzeichnen die Tourismusbetriebe Bettenauslastungen und durchschnittliche Aufenthaltszeiten der Gäste, die unter den Landeswerten Baden-Württembergs liegen (vgl. o. V. 1997-2007). Diesen Eindruck unterstreicht die Aussage des Regionalplanes der Region Ostwürttemberg in dem es heißt, dass vor allem Einrichtungen für die Naherholung zu fördern seien und sich der Fremdenverkehr in einem eher ausbaufähigen Stadium befindet (Regionalverband Ostwürttemberg 1998). Somit erscheint die Fallstudie zielführend und geeignet, um Aussagen zur urbanen Naherholung treffen zu können. Sie wird Aufschluss über das Profil der Freizeitnutzung geben und eine Konfliktanalyse der Naturschutz- und Erholungsansprüche ermöglichen.

Methodik

Als Instrumente für die Erfassung der (aktuellen) Naherholung im Raum Heidenheim wurden Experteninterviews, Waldbesucher-Befragungen, eine Kennzeichenanalyse sowie eine GIS-gestützte Flächenanalyse für die bestehenden Planungen mit Aussagen zur Erholungsvorsorge herangezogen. Diese Instrumente und Ver-

fahren, das verwendete Datenmaterial und die Ergebnisse werden im Folgenden vorgestellt.

(1) Experteninterviews

Angelehnt an die Empfehlungen von Meuser und Nagel (2002) wurden mit Hilfe repräsentativer leitfadengestützter Experteninterviews Interessensvertreter der Schutz- und Erholungsfunktion des Kreises Heidenheim sowie des angrenzenden Landkreises Ostalb befragt. Die Selektion der Experten verfolgte das Ziel, ein umfassendes Bild von den typischen Rahmenbedingungen der Erholungsnutzung der beschriebenen Region zu gewinnen. Bei der Auswahl der Experten wurde berücksichtigt, wer Verantwortung für das Wirkungsfeld der Schutz- oder Sozialfunktion des Waldes trägt oder wer über einen privilegierten Zugang zu Informationen in diesem Kontext verfügt (vgl. Meuser und Nagel 2002). Die standardisierten in der Regel zweistündigen Interviews wurden mit 20 Fachvertretern (= Experten) geführt und durch zwei Protokollanten erfasst. Die gewonnenen Aussagen wurden methodisch bedingt in Aussagengruppen zusammengefasst. Mehrfachnennungen waren möglich und bedingen die zum Teil 100% überschreitenden Gesamthäufigkeiten.

(2) Besucherbefragung und Kennzeichenanalyse

Zur Validierung der Aussagen der Experteninterviews erfolgte im selben räumlichen und inhaltlichen Bezug eine standardisierte Befragung von Waldbesuchern, um Thesen der Fachvertreter bestätigen oder relativieren zu können. An vier ausgewählten Wald-Erholungsschwerpunkten wurden wochenends durch studentische Interviewer 293 Personen zum Themenfeld Walderholung und Naturschutz befragt. Für die Erhebung wurde ein standardisierter Fragebogen genutzt, in welchem von den Befragenden die Angaben der Erholungssuchenden festzuhalten waren. Zeitgleich konnte an einem repräsentativen Waldparkplatz in der Nähe eines ausgewiesenen Erholungsschwerpunktes gemäß Waldfunktionenkartierung und regional bekanntem Ausgangspunkt für die Walderholung eine systematische Kennzeichenanalyse durchgeführt werden. Eine ergänzende zweitägige Vollerhebung der Autokennzeichen auf Waldparkplätzen entlang einer „Ausfallstraße" Heidenheims dient der Verifizierung der Thesen zur Herkunft der Freizeitnutzer auf Grundlage eines Datensatzes von insgesamt 594 erfassten Fahrzeugen.

(3) GIS-gestützte Analyse der Naherholungsflächen

Die räumliche Gesamtplanung (Raumplanung) aber auch die verschiedenen sektoralen Fachplanungen (z.B. Forstplanung, Landschafts- und Naturschutzplanung) stellen heutzutage die durch sie erhobenen Daten nicht nur in Plänen und Planwerken als analoge Ausgaben sondern auch digital in verschiedenen Dateiformaten bereit. Dies gestattet nicht nur einen zügigen Datenaustausch sowie eine

einfache Reproduktion der Daten ohne Qualitätsverluste sondern vor allem vielfältige Möglichkeiten der Nachbearbeitung und Aufbereitung. Geographische Informationssysteme, wie das hier verwendete ArcGIS, erlauben zudem umfassende Analyse- und Darstellungsmöglichkeiten, eine räumliche Verortung im geografischen Bezugssystem und die Einbindung zusätzlicher Informationen.

Ziel der GIS-Analyse ist die Erholung im urbanen Raum, wobei nicht die innerstädtische Erholung im Vordergrund stehen soll, sondern die in Abhängigkeit vom fußläufigen Aktionsradius der Bevölkerung genutzten Erholungsflächen sowohl in städtischen als auch in stadtnahen Bereichen. Für die von Naherholungssuchenden zurückgelegte Strecke vom Wohnort zum Erholungswald gibt Loesch (1980) eine durchschnittliche Entfernung von 2 km an. Auch Elsasser (1996) zeigt in seinen Befragungen von Hamburger Waldbesuchern, dass bei 60% aller Besuche Entfernungen von weniger als 5 km zum Wohnort zurückgelegt werden. Zundel (2002) bestätigt die Bedeutung der 2 km-Grenze für fußläufig genutzten Erholungswald und zeigt anhand von Literaturauswertungen die deutliche Korrelation der Abnahme der Besuchsfrequenz mit Entfernungen von mehr als 2 Kilometern. Demnach kann für die Untersuchung der (fußläufigen) Naherholung ein Umkreis von 2 km um das Stadtgebiet Heidenheims angenommen und als Grundlage für weitere Analysen herangezogen werden.

Ausgangspunkt für die Naherholung ist der Wohnort der Erholungssuchenden. Anders als bei Befragungen von einzelnen Erholungssuchenden, bei der eine konkrete Verortung des Wohnortes möglich ist, muss für die Analyse in ArcGIS die gesamte Stadt als Wohnort und damit Ausgangsbereich für Erholung betrachtet werden. Nur so wird eine Lokalisierung und flächenhafte Erfassung der Erholungsbereiche mit räumlichem Bezug möglich. Für die Stadt Heidenheim wird im Folgenden die (anhand der Topographischen Karte im Maßstab 1:50.000) digitalisierte zusammenhängende Siedlungsfläche herangezogen. Eingemeindungen, die keine direkte flächenhafte Anbindung an Heidenheim besitzen (Oggenhausen, Großkuchen) werden nicht berücksichtigt. Die so abgegrenzte Stadtgebietsfläche wurde um den aus der Literatur abgeleiteten Wert von 2 km (für fußläufige Naherholung) gleichförmig in alle Richtungen erweitert und stellt mit einer Fläche von rund 8.722 ha den Untersuchungsraum für die weiteren Analysen dar (Abb. 2). Die Begriffe Untersuchungsraum und Naherholungsraum Heidenheim werden in den folgenden Ausführungen synonym verwendet.

Gemäß den Ausführungen in Abschnitt 1 werden für die Analyse der Erholungsflächen die Erholungswälder (Stufe 1 und 2) nach Waldfunktionenkartierung zuzüglich der Erholungsschwerpunkte erfasst. Aussagen zur Erholung aus dem Regionalplan können anhand der als schutzbedürftige Bereiche für die Erholung ausgewiesenen Flächen getroffen werden und beinhalten sowohl Wald- als auch Offenlandbereiche.

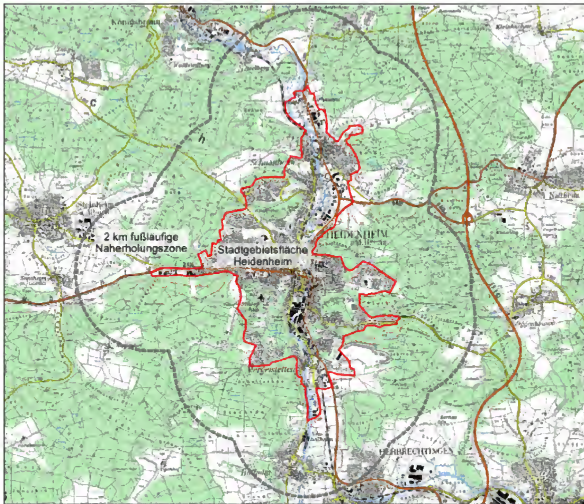


Abb. 2: Untersuchungsraum (Stadtgebiet Heidenheim mit 2 km Naherholungsraum) (Quelle: Kartengrundlage DTK 1:50 000 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (www.lv-bw.de), 29.11.2002; Az.: 2851.9-1/3)

Die Inanspruchnahme des Naturraumes für verschiedene Erholungsarten kann mit anderen Nutzungen (z. B. Land-, Forstwirtschaft) aber auch mit den Zielen des Naturschutzes (z. B. Sicherung der natürlichen Ressourcen als Lebensgrundlage des Menschen im Sinne des BNatSchG) in Konflikt geraten. Eine Abschätzung von Konfliktpotenzialen erfolgt in der vorliegenden Untersuchung beispielhaft für die Erholungs- als Nutzfunktion und dem Naturschutz als Schutzfunktion. Hierfür wurden weitere digitale Daten zu gesetzlichen Schutzgebieten nationalen und internationalen Rechts in die Untersuchungen einbezogen (Tab. 1). Ihre Erfassung und Berechnung erfolgte analog zu den Erholungsbereichen für den Untersuchungsraum.

Tab. 1: Schutzkategorien des Naturschutzes im Untersuchungsraum

Schutz(gebiets)kategorie	Rechtsgrundlage
geschützte Biotope	§32 NatSch u. §30a LWaldG BW
Naturdenkmale (ND)	§31 NatSchG BW
Naturschutzgebiete (NSG)	§26 NatSchG BW
Fauna-Flora-Habitat-Gebiete (FFH)	FFH-Richtlinie (92/43/EWG) in Verbindung mit §32 BNatSchG
Vogelschutzgebiete	EU-Vogelschutzrichtlinie (79/409/EWG) in Verbindung mit §32 BNatSchG

Analyse der Erholungs- und Naturschutzfunktion

Die Auswertung der Experteninterviews und Befragungen liefert ein klares Profil der Erholungsnutzung im untersuchten Gebiet. Ergänzend lässt die GIS-Auswertung Aussagen über die Ausstattung des Untersuchungsraumes mit für die Erholung relevanten Bereichen zu.

(1) Profil der Erholungsnutzung

Gefragt nach dem Alters-Profil (Mehrfachnennungen möglich) der regionalen Erholungssuchenden rangieren Senioren mit 85% der Nennungen auf dem ersten Platz. Freizeitnutzer im mittleren Alter sowie Familien mit Kindern nehmen mit 65% der Nennungen eine wichtige Rolle ein. Jugendliche und Waldbesucher bis 30 Jahre sind weniger häufig im Untersuchungsgebiet vertreten (30% der Nennungen).
Hinsichtlich der Herkunft der Erholungssuchenden zeigen die Experteninterviews folgendes Bild. Lokale und regionale Erholung wird in 75% der Nennungen vor der Wochenenderholung aus dem Raum Stuttgart, Ulm und Mittlerer Neckar als wichtigste Freizeitnutzung angegeben. Letztgenannte Tagesausflügler finden sich laut 15% der Experten vorwiegend konzentriert an Erholungsschwerpunkten ein. Erholungssuchende aus ganz Deutschland (in der Regel Tagestouristen) wurden nur in 5% der Nennungen als gebietsrelevant eingeschätzt. Touristen aus dem Ausland schließen alle Experten für die Region der Ostalb aus.

Darüber hinaus geben 30% der Experten an, dass derzeit kein bedeutsamer Tourismus in der Untersuchungsregion existiert beziehungsweise die Region hierfür erst weiter touristisch erschlossen werden sollte.

Frühling, Sommer und Winter werden in den Interviews als Jahreszeiten gleich bleibender Erholungsintensität genannt. Der Herbst wird mit 50% weniger Nennungshäufigkeit als Jahreszeit mit der geringsten Erholungsnutzung angesehen. Hinsichtlich der Tageszeit lässt sich kein Schwerpunkt der Freizeitgestaltung in der Region ausmachen.

Nachfolgende Darstellung vermittelt einen Überblick der laut Expertenaussage und Waldbesucherbefragung vorkommenden Erholungsarten. Gefragt wurde nach den ausgeübten Formen der Freizeitnutzung. Mehrfachnennungen waren zulässig.

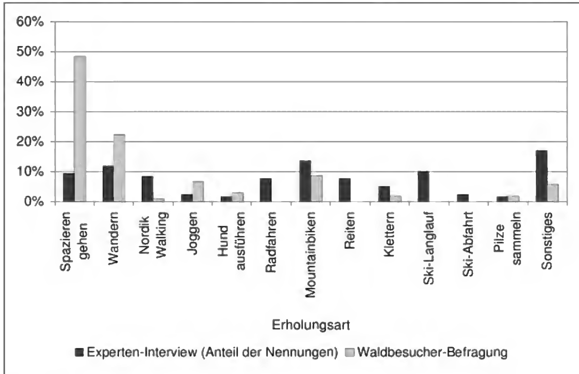


Abb. 3: Erholungsarten nach Experteninterview und Waldbesucher-Befragung (Quelle: eigene Erhebung)

Befragt nach den auftretenden Formen der Freizeitnutzung geben die Fachvertreter mit 14% der Nennungen die Trendsportart „Mountainbiken“ vor der klassischen Form des „Wanderns“ mit 12% und dem „Spazieren gehen“ mit 9% der Antworten an. Die saisonal bedeutsame Sportart „Ski-Langlauf“ spielt mit 10% eine vergleichbare Rolle. Unter der Kategorie „Sonstiges“ mit 17% der Aussagen wurden Freizeitnutzungen wie beispielsweise verschiedene Flugsportarten, Motocross oder Golfen subsumiert, die in der Regel Einzelnennungen darstellen und nur lokal konzentriert Relevanz entfalten.

Verglichen mit den Ergebnissen der Waldbesucher-Befragung zeigen die Experteninterviews lediglich bei der Erholungsart „Spazieren gehen“ abweichende Werte im Rahmen von 10% des relativen Anteils, so dass von einer Bestätigung der Einschätzung der Expertenaussagen ausgegangen wird. Die Ursache hierfür wird in der Methodik der Befragung sowie im Verhalten der Erholungssuchenden vermutet. So erfolgte ein wesentlicher Teil der Waldbesucher-Befragung an besonders für Spaziergänger attraktiven Standorten, was zu einer anteiligen Überrepräsentanz geführt haben könnte. Darüber hinaus waren Vertreter dieser Erho-

lungsart häufiger bereit sich befragen zu lassen als andere Freizeitnutzer. Des Weiteren ist davon auszugehen, dass gerade die Erholungsart „Spazieren gehen" eine Form der Freizeitnutzung darstellt, die im Gegensatz zu den übrigen zum Teil technisch oder finanziell aufwendigeren Formen der Freizeitgestaltung von den Experten in ihrer anteiligen Bedeutung unterschätzt wurde und folglich im Untersuchungsgebiet als wichtigste ausgeübte Erholungsform anzusehen ist.

Zur Absicherung dieser Einschätzung sowie zur Validierung der aus den Experteninterviews und Waldbesucher-Befragungen gewonnenen Daten wurde ergänzend eine Besucherzählung an den vier Befragungsstandorten durchgeführt. Deren erste Auswertung bestätigte die oben gemachten Aussagen.

(2) Raumanalyse der Freizeitnutzung und Naturschutzfunktion

Anhand der GIS-Analyse lassen sich folgende Aussagen über Erholungsbereiche im Untersuchungsraum treffen.

Die Erholungswaldflächen (gemäß Waldfunktionenkartierung) umfassen 2.274 ha, also 26% des Untersuchungsraumes bzw. 47% der von Wald bedeckten Flächen (Abb. 4). Davon entfallen 4% (325 ha) auf Erholungswald Stufe 1 und 22% (1949 ha) auf die Stufe 2.

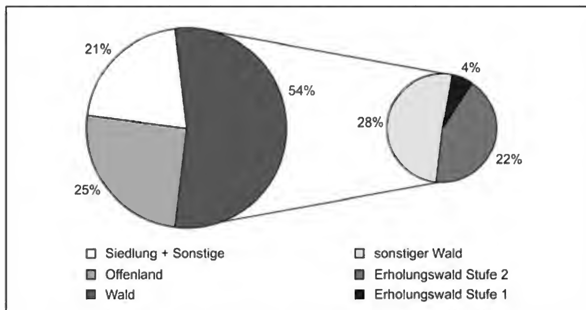


Abb. 4: Nutzungsarten (insbesondere Erholungswald) im Untersuchungsraum Heidenheim (Quelle: digitale atkis-Daten und Daten der Forsteinrichtung Baden-Württemberg)

Zum Vergleich: im Landkreis Heidenheim (62.742 ha) nehmen Wald und Forst 27.562 ha (43%), Offenland 29.468 ha (46%) und Siedlungsflächen inkl. sonstiger Nutzungen 7.276 ha (11%) an der gesamten Kreisfläche ein. Offenland beinhaltet neben Acker (18.884 ha = 30%) und Grünland (8.678 ha = 14%) auch Gewässer, Grünanlagen, Heiden, Moore, Sümpfe und Quellen, vegetationslose Flächen, nassen Boden, Gehölze und Sonderkulturen. Zu den Siedlungs- und sonstigen Flächen zählen Wohngebiete, Industrie- u. Gewerbeflächen, gemischte Nutzungen, Flächen besonderer funktionaler Prägung, Berg- u. Tagebau, Deponien, Kraft-, Umspann-, Heiz- u. Wasserwerke, Kläranlagen, Gärtnereien, Abfallbehandlungsanlagen, Sport- und Freizeitanlagen, Friedhöfe, Flugplätze, Bahnhofsanlagen und Raststätten.

Der Regionalplan weist im Untersuchungsraum knapp 3.000 ha schutzbedürftige Bereiche für die Erholung aus. Darin enthalten sind 79% der Erholungswälder der Stufe 1 und 60% der Stufe 2.

Punktuell bedeutsame Erholungsbereiche werden durch sieben im Untersuchungsraum vorkommende Erholungsschwerpunkte charakterisiert. Dabei handelt es sich um besonders stark frequentierte Orte, die vorrangig an Wald-Offenland-Übergangsbereichen (6 von 7) gelegen sind.

Konfliktanalyse und Lösungsansätze

Auf den Waldflächen, die nach Waldfunktionenkartierung als Erholungswald (Stufe 1 und 2) ausgewiesen sind, befinden sich für den Naturschutz wichtige Bereiche, die als FFH-Gebiete, Vogelschutzgebiete, geschützte Biotope oder Naturdenkmale rechtlich geschützt sind. Tabelle 2 gibt die Anteile der Schutzkategorien an, insgesamt nehmen sie 45% der Erholungswaldflächen ein. Besondere Flächenrelevanz entwickeln die Vogelschutz- (677 ha) und Fauna-Flora-Habitat-Gebiete (FFH) (301 ha) während die gesetzlich geschützten Biotope (33 ha) und die Naturdenkmale (4 ha) nur geringe Flächengrößen aufweisen. Naturschutzgebiete gibt es im Untersuchungsraum nicht.

Tab. 2: Schutzgebiete innerhalb des Erholungswaldes (2.274 ha) im Untersuchungsraum (Quelle: eigene Berechnungen)

Schutzkategorie	Anteil am Erholungswald Stufe 1+2		Anzahl
	ha	%	
Biotope (§32 LNatSchG, §30a LWaldG)	33,19	0,06	129
FFH-Gebiete	301,31	13,25	3
Vogelschutzgebiete	677,5	29,8	1
Naturdenkmale	4,1	0,18	13
Gesamt (abzgl. Überschneidungen)	1.013,44	44,57	

Bei den die Erholungswaldflächen überlagernden FFH-Gebieten handelt es sich um die Giengener Alb und das Eselsburger Tal, die Heiden und Wälder nördlich Heidenheims sowie das Steinheimer Becken. Das Vogelschutzgebiet „Mittlere und östliche Schwäbische Alb" soll im Zuge des Nachmeldeverfahrens in die Natura 2000 Gebietskulisse übernommen werden. Somit befinden sich auf 43% (979 ha) der Erholungswaldflächen Natura 2000 Gebiete (vgl. Abb. 5).

Mögliche Konfliktpotenziale zwischen der Freizeitnutzung und der Naturschutzfunktion der Region schätzen die Experten wie folgt ein. Die häufigste in der Untersuchungsregion vertretene Gruppe der „Spaziergänger und Wanderer" stellt sich als die Erholungsart mit dem größten anteiligen Konfliktpotenzial dar. „Mountainbiker" werden in 17% der Nennungen vor „Kletterern" mit 13% als

weitere Konflikt auslösende Erholungsarten genannt. Andere Freizeitformen spielen mit unter 10% der Nennungen eine untergeordnete Rolle. Unter der Rubrik „Sonstige“ wurden lokal auftretende Probleme durch Segel- und Modellflieger oder Sportschützen subsumiert (vgl. Abb. 6).

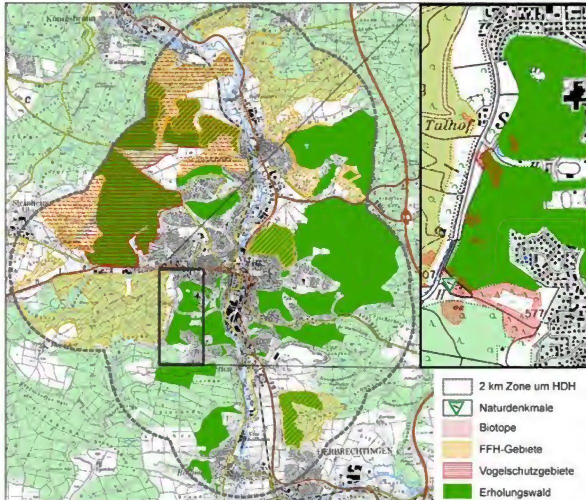


Abb. 5: Erholungswald und Schutzgebiete im Naherholungsraum Heidenheim (Quelle: Kartengrundlagen (1) DTK 1:50 000 © Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (www.lv-bw.), 29.11.2002; Az.: 2851.9-1/3; (2) FFH-Gebiete, Vogelschutzgebiete, Biotope und Naturdenkmale: Daten aus dem Räumlichen Informations- und Planungssystem (RIPS) der Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (LUBW); (3) Biotope (Waldbiotopkartierung/WBK) und Erholungswald (Waldfunktionenkartierung/WFK): Geodaten der FVA Baden-Württemberg

Gefragt nach der Art des ausgelösten Konfliktes beziehungsweise nach der Form der Belastung für Umwelt und Natur zeigen die Experteninterviews, dass Schäden an Vegetation und Boden durch Tritt- und Fahrbelastung neben der unmittelbaren Beunruhigung von Tierarten als wichtigste Störung angesehen werden. Derartige negative Einflüsse werden bei allen Erholungsformen gesehen und in der

Regel erwartet, sobald die ausgewiesenen Wege unerlaubt verlassen werden. Als weiteres häufiges Problemfeld wird die Umweltbelastung durch nicht sachgerecht entsorgten Müll genannt. Letztgenanntes Konfliktfeld wird von den Experten den Spaziergängern und Wanderern zugeschrieben, während Artenschutzprobleme durch die Beunruhigung und Störung sensibler Arten bei Erholungsformen wie dem Klettern oder dem Mountainbiking erkannt werden.

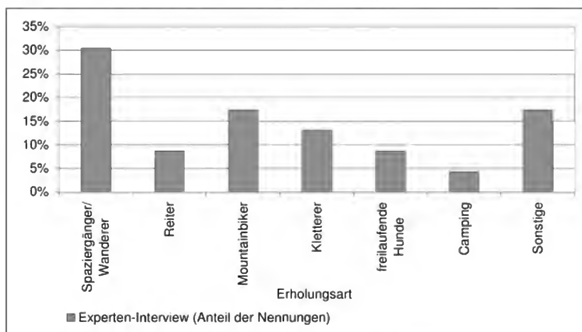


Abb. 6: Konfliktpotenziale der Erholungsarten mit der Naturschutzfunktion (Quelle: eigene Erhebung)

Die im fußläufigen Naherholungsbereich Heidenheims auf rund 13% der Erholungswaldfläche vorkommenden FFH-Gebiete beherbergen ausschließlich Buchenwald-Lebensraumtypen (LRT 9110 Luzulo-Fagetum, LRT 9130 Asperulo-Fagetum) nach Anhang I der FFH-Richtlinie. Die Landesanstalt für Umweltschutz empfiehlt zur Umsetzung der FFH-Richtlinie für diese Lebensräume Entwicklungsmaßnahmen (auf freiwilliger oder vertraglicher Grundlage), die unter anderem die Förderung lebensraumtypischer Gehölze sowie von liegendem und stehendem Totholz, die Entwicklung zum Dauerwald und von mosaikartig verteilten Altersstadien sowie die naturnahe Gestaltung bestehender Waldaußen- und Waldinnenränder zum Ziel haben (LFU 2002, S. 57/58).

Stellt man diese Empfehlungen zum Erhalt und zur Sicherung natürlicher Lebensräume den Ansprüchen der Waldbesucher gegenüber, lassen sich sowohl Konflikte als auch Übereinstimmungen feststellen. Während Totholz vor allem in Wegenähe von Waldbesuchern als störend empfunden wird, werden naturnah gestaltete Waldränder als ansprechend wahrgenommen. Auch der Wechsel von Waldbildern wird in der Regel als positiv bewertet.

Diese Aussagen lassen sich quantitativ anhand von 20 Experteninterviews belegen. Bezugnehmend auf die Bedeutung des Waldbildes für Erholungssuchende wurde gefragt, welche Anforderungen Erholungssuchende an die Kulisse bzw. das Waldbild stellen, um ihre Freizeitbedürfnisse zu befriedigen. Bei den Befragungen gaben jeweils 20% der Experten an, dass sowohl naturnahe und gestaltete Waldinnenränder als auch ein Wechsel von Wald und Offenlandbereichen bewusst wahrgenommen und geschätzt werden. Das bestätigt auch die Lage der im Bezugsraum ausgewiesenen Erholungsschwerpunkte nach WFK (siehe oben). Auf die Attraktivität von Landschaften mit Hecken, Waldrändern, Waldeinblicken etc. wiesen 10% der Experten hin. Weitere 5% der Experten schätzten ein, dass Übergänge zwischen den einzelnen Landschaftselementen für Erholungssuchende wichtig sind. Dem gegenüber stehen die negative Wahrnehmung von Unaufgeräumtheit und Totholz (20% der Experten) sowie die Unattraktivität von dauerwaldartigen Strukturen (5% der Experten).

Naturschutzfachliche Leitplanken für die Erholungsnutzung

Naturschutzfachliche Leitplanken für die Erholungsnutzung im urbanen Raum existieren sowohl im großflächigen Rahmen (FFH- und Vogelschutzgebiete) als auch kleinräumig lokal (Naturdenkmale, gesetzlich geschütze Biotope).

So wurde das Vogelschutzgebiet „Mittlere und östliche Schwäbische Alb" mit dem Ziel nachgemeldet, die Vorkommen verschiedener Vogelarten der Vogelschutzrichtlinie nachhaltig zu sichern (vgl. LUBW 2006). Regelungsbedarf lösen die im Untersuchungsraum vorkommenden Felsbildungen aus, die beispielsweise dem Wanderfalken als Brutraum dienen. Ebenso führen die im Schutzgebiet liegenden Wacholderheiden und Magerrasen, als Lebensraum von Vogelarten wie Steinschmätzer und die Heidelerche zu Restriktionen für die Naherholung.

Konflikte durch die Freizeit- und Erholungsnutzung sind durch strukturierte Besucherlenkungsmaßnahmen vermeidbar, die den Erholungsdruck auf sensiblen Bereichen gering halten und Störungen minimieren. Kletterregelungen an Felsen in Form zeitlicher oder örtlicher Beschränkungen helfen, den Anforderungen der Vogelschutzrichtlinie gerecht zu werden (ebd.). Dem Schutzstatus eines FFH-Gebietes unterliegen rund 300 ha der Erholungswaldflächen. Geschützt wird jeweils die typische Ausprägung des Buchenwaldes (Luzulo-Fagetum und Asperulo-Fagetum) mit seinen typischen faunistischen wie floristischen besonders geschützten Arten. Wie bereits für das Vogelschutzgebiet beschrieben, bestehen auch hier die wesentlichen Restriktionen für die Naherholung in Besucherlenkungskonzepten, um Störungen oder Verlust der festgestellten Arten entgegenzuwirken. Der Schutz der Buchenwald-Lebensraumtypen wird eher mittelbaren Einfluss auf die regionale Erholungsnutzung nehmen. So wird das typische buchenwaldgeprägte Landschaftsbild erhalten bleiben, jedoch bislang vorkommende Landschaftsele-

mente wie Gruppen exotischer Baumarten mit attraktiver Herbstfärbung oder Ausblicke und Offenbereiche im Wald verschwinden. Größere Nadelwaldbereiche als markante Waldbilder werden zukünftig keine Rolle mehr spielen oder sich lokal verlagern. Die betroffenen Erholungswälder können von Entwicklungsmaßnahmen wie der Reduktion des Anteils lebensraumtypfremder Gehölze (Douglasie, Lärche, Fichte) oder der Entwicklung mosaikartiger Dauerwaldstrukturen berührt werden (vgl. Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg 2002).

Die im Untersuchungsraum auf Erholungswaldflächen vorkommenden geschützten Biotope und Naturdenkmale nehmen im Vergleich zu den Natura 2000 Gebieten nur eine geringe Fläche ein (siehe Tab. 2). Betrachtet man jedoch die hohe Anzahl der Biotope (129 Einzelflächen), so wird deutlich, dass auch hieraus eine Raum-Bedeutung für die Erholungsnutzung resultiert. Zudem stellen Biotope und Naturdenkmale, auf Grund ihrer Eigenart oder Seltenheit oft besondere Anziehungspunkte für Naherholungssuchende dar (z. B. markante Einzelbäume, imposante Felsen oder Heideflächen). Der Beeinträchtigung oder Schädigung dieser Landschaftselemente durch Formen der Freizeitnutzungen wird durch Maßnahmen wie Kletterregeln, Wegegeboten oder Besucherlenkungsmaßnahmen begegnet. Wichtiges Element einer erfolgreichen Integration von Naturschutz- und Erholungsansprüchen auf selber Fläche ist eine auf die Erholungssuchenden zugeschnittene Informations- und Umweltbildungsarbeit. „Generell hat sich gezeigt, dass sich Lenkungsmaßnahmen und Besucherinformationen vor allem in solchen Bereichen, die seitens der Bevölkerung bewusst als wertvoll wahrgenommen werden […] deutlich besser vermitteln lassen als außerhalb dieser Gebiete" (Garbe u. a. 2005, S. 14). Bei Sportarten, die durch eine starke Verbandsstruktur gekennzeichnet sind, wie etwa dem Klettern, kann eine erfolgreiche Informationsarbeit zur Entschärfung von Nutzungskonflikten beitragen. Bei Individualsportarten wie dem Wandern oder Nordic Walking hingegen ist jedoch häufig eine mangelnde Information festzustellen (vgl. Garbe u. a. 2005, S. 14).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die alltägliche urbane Naherholung Gebiete mit einer hohen ökologischen und naturschutzfachlichen Wertigkeit betrifft, die auf Grund ihrer Eigenart oder Seltenheit ein besonderes Element in der Erholungslandschaft darstellen und als solches gezielt aufgesucht werden. Konflikten zwischen Naturschutz- und Erholungsansprüchen kann unter Beachtung der naturschutzrechtlichen Leitplanken zielführend begegnet werden, wenn Inhalt und Ziel rechtlicher Ge- und Verbote den Erholungssuchenden vermittelt werden.

Eine derartige erfolgreiche Verbindung rechtlicher Instrumente mit Umweltbildungsmaßnahmen hat sich im untersuchten Naherholungsraum Heidenheim bewährt und zu verschiedenen freiwilligen Selbstverpflichtungen regionaler Sport- und Freizeitgruppen geführt. So kann langfristig der Erholungsstandard der Region gesichert werden ohne Gefahr zu laufen, naturschutzfachliche Werte zu verlieren.

Literatur und Quellen

Agricola, S. (1989): Freizeit und Erholung als notwendiger Ausgleich zum beruflichen Schaffen und als Folge des verlängerten Wochenendes. Deutscher Rat für Landespflege (Heft 57).

Ammer, U., Pröbstl, U. (1991): Freizeit und Natur. Probleme und Lösungsmöglichkeiten einer ökologisch verträglichen Freizeitnutzung. Pareys Studientexte 72, Berlin/Hamburg.

Bogner, A. (Hrsg.) (2002): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Leske + Budrich, Opladen.

Elsasser, P. (1996): Struktur, Besuchsmotive und Erwartungen von Waldbesuchern in Hamburg. In: Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft, Jg. 34, Heft 1.

Garbe, Ch. Pröbstl, U., Meyer, M., Räth, B. (2005): Natura 2000 und nachhaltiger Tourismus in sensiblen Gebieten. Empfehlungen zum Management des Tourismus in Natura 2000-Gebieten im Sinne einer nachhaltigen Tourismusentwicklung. BfN-Skripten 134, Bonn.

Heineberg, H. (2004): Einführung in die Anthropogeographie/Humangeographie. 2. Auflage, Paderborn.

Landesamt für Umweltschutz Baden-Württemberg (2005): Landesplanungsgesetz Baden-Württemberg. LplG vom 10. Juli 2003, geändert 01. Januar 2005.

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (2002): Beeinträchtigungen, Erhaltungs- und Entwicklungsmaßnahmen von Lebensraumtypen und Lebensstätten von Arten. Zur Umsetzung der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie in Baden-Württemberg. 1. Aufl., LfU (Naturschutz-Praxis Natura 2000), Mannheim.

Loesch, G. (1980): Typologie der Waldbesucher. Betrachtung eines Bevölkerungsquerschnitts nach dem Besuchsverhalten, der Besuchsmotivation und der Einstellung gegenüber Wald. Dissertation Universität Göttingen.

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (LUBW) (2006): Natura 2000-Vogelschutzgebiete. Nachmeldung 2006. Landesamt für Umweltschutz Baden-Württemberg (Hrsg.),
URL: http://rips-uis.lubw.baden-wuerttemberg.de/rips/natura2000-spa/navigation/sachdat/texte/gebiete.htm, <21.08.2007>

Meuser, M. u. Nagel, U. (2002): Experteninterviews- vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, A. (Hrsg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Leske + Budrich, Opladen.

Ministerium für Ernährung und ländlichen Raum Baden-Württemberg (MLR) (2005): Waldgesetz für Baden-Württemberg – Landeswaldgesetz. LWaldG vom 31. August 1995 geändert durch VRG vom 01. Juli 2004 und Gesetz vom 13. Dezember 2005.

Ministerium für Ländlichen Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Baden-Württemberg (MLR) (o. J.): Waldfunktionenkartierung – Allgemeine Erläuterungen. Heilbronn.

o.V. (2007): Heidenheim a. d. Br. (Stadt). URL: http://www.landkreis-heidenheim.de/l-heidenheim.html, <22.08.2007>

o. V. (1997-2007): LEADER+ Regionen. Die Region Brenzregion. Deutsche Vernetzungsstelle LEADER+. Unter Mitarbeit von Stefan Kämper. BLE - Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (Hrsg.), URL: http://www.leaderplus.de/index.cfm/uuid/000891B7FFCE129EBE586521C0A8D816/code/BW,01/nav/region, <15.08.2007>

Reeh, T. u. Riegert, C. (2007): Erholungsnutzung des Göttinger Waldes. Ausgewählte Ergebnisse der Walderholungsforschung. In: Göttinger Statistik – Aktuell, Fachdienst Statistik und Wahlen (Hrsg.), Heft 21, Göttingen.

Regionalverband Ostwürttemberg (1998): Regionalplan 2010. Schwäbisch Gmünd.

Stölb, W. (2005): Waldästhetik. Über Forstwirtschaft, Naturschutz und die Menschenseele. Kessel, Remagen.

Zundel, R.. u. Völksen, G. (2002): Ergebnisse der Walderholungsforschung. Eine vergleichende Darstellung deutschsprachiger Untersuchungen. Kessel, Remagen.

Bikeparks als Tourismuskonzept für Destinationen der deutschen Mittelgebirge

Thomas Danz

Abstract

This present essay tries to scrutinize the attractiveness of mountainbike-parks as a touristic concept for destinations in the low-mountain regions in Germany. Because of an increase in outdoor and physically orientated leisure time activities with event quality in today's society and the growing retreat and over-aging of the total number of guests in the low-mountain regions, new leisure time activities with event qualities raise the attractiveness of these destinations.

The main subject of this work is an evaluation of the visitors of bikeparks as suitable guests for tourism. Furthermore, recommendations for the creation of a bikepark are given on the basis of the target audience's demand behaviour.

The results presented here are based on an empiric study on the demand behaviour of both mountainbikers and visitors of bikeparks. The data was collected by means of two oral and standardised interviews of visitors of the „Bike-Festival" in Willingen (2006) and during two weekends in the bikepark in Winterberg.

The results unveiled that the target audience of bikeparks is of great interest for tourism in economic aspects, and is suited perfectly for decreasing the visitors' average age-level.

Bikeparks are popular for day-trips and short trips, and are a crucial criterion for sport-trips when it comes to choosing a destination.

Especially the ski-regions fulfil the essential topographic conditions as well as the infrastructural ones as locations for bikeparks and can extent their offers.

Einleitung

Seit den 1950er Jahren unterliegen die Bereiche Freizeit, Sport und Tourismus einem Wandel, der auf die Verkürzung und Flexibilisierung der Arbeitszeiten zurückzuführen ist. Das Freizeitvolumen nahm erheblich zu und steigerte die Nachfrage an Freizeitbeschäftigungen. Veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen und der Wandel der Wertvorstellungen in der Gesellschaft, führten zu einer zunehmenden Erlebnisorientierung der Menschen (vgl. Schulze 1995, S. 13). Diese Bedingungen sowie die zunehmenden Erfahrungen der Menschen im Freizeitbereich äußern sich in differenzierten erlebnisorientierten Freizeitbedürfnissen, die vermehrt im Urlaub und im Sport befriedigt werden.

Die rasante Entwicklung des Mountainbike-Sports vom Individual- zum Breitensport steht hier stellvertretend für die insgesamt zu verzeichnende Zunahme an landschaftsbezogenen und körperorientierten Freizeitaktivitäten mit Erlebnischarakter (vgl. Egner 2003, S. 48).

Die deutschen Mittelgebirgsregionen leiden an einem Rückgang der Übernachtungs- und Gästezahlen. Eine hohe Anzahl von Kurgästen ist in Folge der Gesundheitsreform weggefallen. Es wird vornehmlich die Zielgruppe „60+" angesprochen, die auf längere Sicht als „Stammgäste" verloren gehen. Die touristischen Angebote sind überwiegend auf diese Gästeschicht ausgelegt und können kaum die Erlebnisansprüche jüngerer Gäste befriedigen (vgl. Neumann 2005, S. 42).

Die oftmals saisonal einseitig ausgelasteten Wintersportorte in den Mittelgebirgen müssen damit rechnen, dass der schneegebundene Wintersport in den nächsten 20 Jahren aufgrund klimatischer Veränderungen zum Erliegen kommen wird bzw. nur noch mit enormen finanziellen Mitteln betrieben werden kann (vgl. Seifert 2004, S. 87/88).

Daher ist es für den Erhalt des touristischen Wertes der Mittelgebirge notwendig, neue Freizeitangebote auf Grundlage des endogenen Potenzials der Regionen zu erstellen, um neue Zielgruppen für den Tourismus zu gewinnen bzw. bereits verloren gegangene Gästesegmente zu substituieren (vgl. Kern 2004, S. 27).

Mountainbike-Parks, bzw. der gebräuchlichere Begriff Bikeparks, stellen eine mögliche Angebotserweiterung der Freizeitinfrastruktur dar und können eine Stärkung des Sommertourismus in den Mittelgebirgsregionen bedeuten. Sie beinhalten ein spezifisches Streckenangebot für Mountainbiker. Ähnlich alpiner Skipisten werden auf einem räumlich abgegrenzten Areal verschiedene Abfahrtsstrecken für den Sportler bereitgestellt. Um permanente Bergabfahrten zu gewährleisten, werden die Sportler mit Aufstiegshilfen in Form von Seilbahnen oder Skiliften befördert. Wie das Mountainbike an sich, haben auch Bikeparks ihren Ursprung in Nordamerika. Skigebiete in den USA begannen bereits Anfang bis Mitte der 1990er Jahre Mountainbiker als geeignete Zielgruppe für den Sommertourismus wahrzunehmen. Diesem Trend schlossen sich recht schnell die Skiregionen der Alpenländer an (vgl. Penning 1998, S. 143).

Auch die Skigebiete der Mittelgebirge eignen sich für ein solches Angebot zur Stärkung des Sommertourismus, was im Folgenden dargestellt wird.

Mountainbiking und Tourismus

Das Mountainbiking verdankt seinen Erfolg und die Etablierung als Sportart vor allem der Multifunktionalität des Sportgerätes.

Das Mountainbike ist:

> *„Freizeitbetätigung, Feierabend- und Urlaubssport, Fitnessgerät, Image-Träger, Stadtfahrzeug, und Urlaubsbegleiter zugleich, ist modern, trendig, spannend und abwechslungsreich, kostengünstig, gesund und hält fit."* (ADFC 2001, S. 4).

Das Mountainbiking eroberte die Sport- und Freizeitwelt (vgl. ebd.). Es hat sich vom Individual- zum Breitensport entwickelt und durchlief die typischen wirtschaftlichen und soziokulturellen Entwicklungsphasen von Trendsportarten (vgl. Tab. 1).

Die Verkaufszahlen im Verlauf der 1990er Jahre in Deutschland verdeutlichen den ökonomischen Trend. Wurden 1989 noch etwa 150.000 Mountainbikes verkauft, verdreifachten sich die Verkaufszahlen ein Jahr später. Der Höhepunkt der Nachfrage wurde 1995 mit 600.000 abgesetzten Mountainbikes erreicht. In den folgenden Jahren war der Absatz leicht rückläufig, pendelte sich jedoch auf einem recht hohen Niveau ein. Ein erneuter Anstieg der Nachfrage ist seit Anfang des neuen Jahrtausends auszumachen. Im Jahr 2002 betrug die Zahl der verkauften Bikes 460.000 und stieg 2006 erneut auf 534.000 Räder an (http1; sowie Penning 1998, S. 95).

Eine mögliche Ursache kann in der weiteren Differenzierung des Mountainbike-Sports liegen. Die Disziplinen Freeride, 4X/Dual und Dirtjump (eine ausführliche Beschreibung der Disziplinen befindet sich am Ende dieses Aufsatzes) haben gegen Ende der 1990er Jahre bis heute einen starken Zuspruch erfahren. Ebenso wie sich die sportlichen Anforderungen der Disziplinen unterscheiden, so unterscheiden sich auch die Mountainbikes. Daher erfordert fast jede Disziplin im Mountainbike ein spezifisches Sportgerät, welches die Fahrradhersteller dankend bereitstellen (vgl. Penning 1998, S. 140). In der Entwicklung der jüngeren Disziplinen Freeride und Dirtjump kann erneut von einem sich abzeichnenden Trend gesprochen werden. So gibt die auflagenstärkste Mountainbike-Fachzeitschrift „bike" seit 2005 die Sonderausgabe „Freeride" halbjährlich heraus, um auf den Trend zu reagieren (http2).

Darüber hinaus erscheint seit zehn Jahren monatlich das „Mountainbike Rider Magazin", welches die Zielgruppe der Mountainbike-Sportler der Disziplinen Freeride, Dirtjump und Downhill anspricht. Das Magazin hat eine Auflage von 65.289 Exemplaren mit 120.281 Lesern (vgl. B&D Media Network AG 2007, S. 2).

Ebenso versucht man die Nachfrage nach den spezifischen Strecken zur Ausübung der neuen Disziplinen durch die weltweit zunehmende Anzahl an Bikeparks zu befriedigen.

Das wirtschaftliche Potenzial des Mountainbikings ist auch für den Tourismus interessant geworden und bietet sich als Destination geradezu an, um im Bereich des Sporttourismus aktiv zu werden und neue, junge und zahlungskräftige Gästegruppen zu gewinnen (vgl. ADFC 2001, S. 10).

Tab. 1: Soziokulturelle Entwicklungsphasen von Trendsportarten mit Anwendung auf das Mountainbiking nach Lamprecht/Stamm (2002)
(Quelle: Stamm 2004, S. 437 mit eigenen Ergänzungen nach Penning 1998)

Entwicklungs-phasen soziokulturell	**Invention**	**Innovation**	**Entfaltung und Wachstum**	**Reife und Diffusion**	**Sättigung**
Kennzeichen	Entdeckung/Erfindung einer neuen Bewegungsform	Weiterentwicklung in subkulturellen Szenen	Durchsetzung als Trend; Medien, Industrie und bestimmte Milieus werden aufmerksam	Popularisierung; Integration in diverse Lebensstile; umfassende Medienpräsenz und Vermarktung	Weiterentwicklung zu einer gesellschaftlich anerkannten Sportpraxis; eventuell Marktsättigung
Mountainbiking	Bike-Pioniere aus Marin County in Kalifornien bestücken herkömmliche Fahrräder mit Ballonreifen und erobern das Gelände in der Umgebung von San Francisco; erste inoffizielle Downhill-Rennen	Weiterentwicklung der Bikes durch Tüftler aus Marin County; erste Fahrtechnikelemente; erste offizielle Downhill und Cross Country Rennen; Mountainbikes als Lifestyle-Sportgerät der Hippie-Bewegung	erste Fahrradhersteller nehmen das Mountainbike in ihre Produktliste auf (1980 Specialized); erstes Mountainbike-Magazin "Fat Tire Flyer", eher ein Magazin für die kalifornische Szene; beginnende Diffusion nach Europa	weltweite Verbreitung des Sports und des Sportgerätes; Aufnahme des Mountainbikes in die Produktpalette nahezu aller Fahrradhersteller; Sponsoring von Rennen durch große Konzerne; Zunahme der Nutzung als reines Fortbewegungsmittel	Etablierung als Breiten- sowie Leistungssport; seit 1996 ist Cross Country eine olympische Disziplin; Stagnation der Verkaufszahlen seit 1996; zu Beginn des neuen Jahrtausends neue Trendentwicklung innerhalb des Sports durch die Disziplinen Freeride und Dirtjump.
Zeitraum	Anfang bis Mitte der 1970er Jahre	Mitte bis Ende 1970er Jahre	Anfang bis Mitte 1980erJahre	Mitte der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre	Mitte der 1990er bis heute

Das haben bereits viele Regionen der Alpenländer, aber auch der deutschen Mittelgebirge erkannt und für sich genutzt. Es wurden Wegenetze ausgewiesen und ausgebaut, um die attraktive Zielgruppe Mountainbiker zu gewinnen (beispielsweise im Schwarzwald (http3) und im Sauerland (http4)).

Die Beherbergungsbetriebe haben ebenfalls das Potenzial der Zielgruppe erkannt und schmücken sich vermehrt mit Siegeln, die auf ihre Mountainbike-Freundlichkeit verweisen (vgl. ebd.). Nun bieten sich auf Grundlage der heterogenen Zielgruppe Mountainbiker weitere streckengebundene Angebote zur touristischen Inwertsetzung an.

Untersuchung zum Nachfrageverhalten von Bikepark-Besuchern

Ziel des empirischen Teils ist es, das Nachfrageverhalten der Zielgruppe Bikepark-Besucher zu ermitteln, um Rückschlüsse auf das touristische Potenzial eines Bikeparks ziehen zu können. Die gewonnenen Daten der Zielgruppe können bei dem Entscheidungsprozess einer Destination für oder gegen solch ein Angebot behilflich sein. Darüber hinaus ist eine genaue Kenntnis der Zielgruppe eine entscheidende Planungsgrundlage für die nachfragegerechte Gestaltung eines touristischen Angebots zur Erzielung eines nachhaltigen tourismuswirtschaftlichen Nutzens.

Die hier vorgestellten Ergebnisse zum Nachfrageverhalten von Mountainbike-Sportlern bezüglich spezieller Mountainbike-Angebote in Form von Bikeparks, stützen sich auf empirische Daten, die im Rahmen einer Diplomarbeit am Geographischen Institut der Georg-August-Universität Göttingen 2006/07 erhoben wurden (vgl. Danz 2007).

Es wurden zwei mündliche, standardisierte Besucherbefragungen durchgeführt. Die erste Befragung fand in Willingen während der Austragung des „Bike-Festivals" am 03.06.2006 statt. Diese Veranstaltung bot sich für eine Befragung besonders an, da sich an einem Wochenende über 20.000 Mountainbiker bzw. Mountainbike-Interessierte in Willingen aufhielten (http5). Ziel des für Willingen erstellten Fragebogens war es, die allgemeine Akzeptanz von Mountainbike-Sportlern für Bikeparks zu ermitteln. Weiter wurden durch den Umfragebogen demographische Merkmale sowie Mountainbiking-Motive ermittelt.

Die zweite und für die Arbeit bedeutendere Umfrage wurde an zwei Wochenenden im Bikepark-Winterberg durchgeführt. Es wurde erneut eine Direktbefragung durchgeführt mit der 140 Personen erreicht werden konnten. Inhaltlich bezogen sich die Fragen auf allgemeine demographische Merkmale sowie auf das touristische Nachfrageverhalten der Sportler, unter besonderer Berücksichtigung des Angebotssegments Bikepark.

Bestimmung der Zielgruppe

Es wurde bereits festgestellt, dass es sich bei den Mountainbike-Sportlern um eine heterogene Zielgruppe handelt. Unterschiede können unter Berücksichtigung der Ergebnisse Vollmers (in ADFC 2001, S. 10/11) hinsichtlich der Anforderungs- und Anreizstrukturen erwartet werden, was wiederum zu einem differenzierten Nachfrageverhalten bezüglich der Tourismus- und Freizeitinfrastruktur führt oder führen kann.

Mountainbike-Disziplinen (siehe Glossar)

Die beliebteste Disziplin der Bikepark-Besucher in Winterberg ist Freeride (80,6% der Befragten). Gefolgt wird diese Disziplin von Downhill mit 64,7% und dem Dirtjump mit 37,4%. Die am wenigsten betriebenen Mountainbikevarianten sind Marathon (2,9%) sowie Cross Country (15,1%).

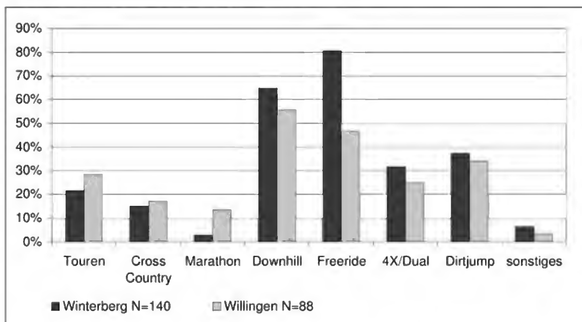


Abb. 1: Bevorzugte Mountainbike-Disziplinen (Mehrfachnennung möglich) (Quelle: Eigene Erhebung)

Die Ursache dieses Ergebnisses liegt auf der Hand. Der Bikepark Winterberg stellt genau die Strecken der am häufigsten genannten Disziplinen bereit. Damit ist vorwiegend dieser Nachfragetyp von Mountainbikern in diesem Bikepark anzutreffen. Die Sportler, die bevorzugt Marathon und Cross Country fahren, sind kaum oder nicht im Bikepark anzutreffen, da es sich bei den Disziplinen nicht um Abfahrtsdisziplinen handelt und diese unabhängig von liftgebundenen Mountainbike-Strecken ausgeübt werden.

Altersstruktur

Die größte Altersgruppe der Bikepark-Besucher in Winterberg ist die der 20- bis 29-jährigen (35%). Mit 30,7% ist die Gruppe der 14- bis 19-jährigen die am zweitstärksten vertretene Altersgruppe im Bikepark-Winterberg.

Im Vergleich der Altersstruktur der Bikepark-Besucher mit der Leserstruktur der zwei größten Fachzeitschriften zum Thema Mountainbiking in Deutschland („MountainBIKE" und „BIKE") und der Zeitschrift „Mountainbike Rider Magazin" werden folgende Merkmale der Zielgruppe deutlich.

Die beiden größten Fachzeitschriften sind inhaltlich auf alle Disziplinen des Mountainbike-Sports ausgerichtet, während dessen das „Mountainbike Rider Magazin" nur die Zielgruppe Downhill-, Freeride- und Dirtjump-Mountainbiker anspricht.

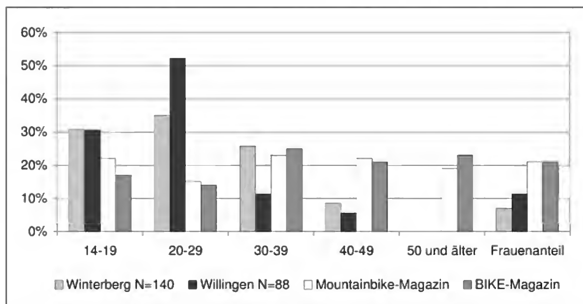


Abb. 2: Alters- und Geschlechtsstruktur im Vergleich zur Leserstruktur von MTB Fachzeitschriften (Quellen: AWA 2005 ausgewiesen von Motor Presse Stuttgart 2006; AWA 2005 ausgewiesen von Delius Klasing Verlag 2006, S. 2; eigene Erhebungen)

So ist festzustellen, dass die Bikepark-Besucher deutlich jünger sind als die Leserschaft der Zeitschriften „BIKE" und „MountainBIKE". Es kann davon ausgegangen werden, dass die Disziplinen Downhill, und vor allem die jungen Disziplinen Freeride und Dirtjump, innerhalb des Mountainbike-Sports mehr dem Trendsportcharakter entsprechen. Die Adaption von Trendsportarten ist bei jüngeren Menschen höher als bei älteren. So bilden jugendliche Gruppen gerade in der Wachstumsphase einer Trendsportart die wichtigste soziale Trägerschaft (vgl. Stumm 2004, S. 439).

Die Altersstrukturen der Bikepark-Besucher und des „Mountainbike Rider Magazins" sind eher vergleichbar, wobei die Altersgruppe der 14- bis 17-jährigen

die stärkste Altersgruppe der Leserschaft darstellt (vgl. B&D Media Network AG 2007, S. 8).

Der relativ geringe Anteil dieser Altersgruppe unter den Befragten in Winterberg kann darauf zurückzuführen sein, dass diese weniger mobil, d. h. noch nicht in Besitz eines Führerscheins ist. Damit ist der Bikepark Winterberg für diese Altersgruppe schwer zu erreichen. Ebenfalls kann in dieser Altersgruppe von einem geringeren Einkommen ausgegangen werden, was sich auf die Reiseintensität niederschlägt.

Es lässt sich ein Durchschnittsalter von 26 Jahren für die Befragten in Winterberg ermitteln. In Willingen lag das Durchschnittsalter bei 24 Jahren. Zur Verjüngung der Gästestruktur in touristischen Destinationen stellen Mountainbiker und vor allem Bikepark-Besucher damit eine geeignete Zielgruppe dar.

Mountainbiking-Motive nach Disziplinen

Die Suche nach den Beweggründen zur Ausübung des Mountainbike-Sports ist für die Planung von Mountainbike-Angeboten von besonderer Bedeutung. Kennt der touristische Anbieter die Motive, die die Menschen veranlassen im Urlaub den Mountainbike-Sport auszuüben, so kann er besser mit den Konsumenten kommunizieren und das Angebot der Nachfrage anpassen.

Der Spaß steht bei allen Mountainbikern im Vordergrund. Das Motiv „Spaß" ist ein weit gefasster Begriff und bedarf an dieser Stelle einer genaueren Betrachtung in Bezug auf das Mountainbiking. Spaß kann als das Erreichen von Gefühlen positiver Valenz verstanden werden. Positiv bewertete Erlebnisse dienen demnach als Anreize für sportliche Aktivitäten. Um die Merkmale und Voraussetzungen dieser Erfahrungen zu untersuchen, bedarf es erlebnisorientierter Ansätze. In diesem Zusammenhang wird oft das flow-Erlebnis als Erklärungsmodell herangezogen. Der flow-Zustand ist gekennzeichnet durch aufeinander folgende Handlungen, die fließend miteinander verbunden sind, wobei der Sinn und Zweck des Handelns die Tätigkeit selbst darstellt. Dieses völlige Aufgehen in einer Tätigkeit hat empfundenes Vergnügen, Glück, Befriedigung und Freude zur Folge (vgl. Csikszentmihalyi 1993, S. 58). Beier (2001, S. 194) weist das Auftreten von flow-Erlebnissen beim Mountainbiking empirisch nach.

Ebenfalls nicht disziplinenspezifisch ist der hohe Stellenwert des Sports bei den Interviewten. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Mountainbike-Sport für ca. 90% der Befragten der Primärsport ist und damit intensiver als andere Sportarten betrieben wird. Das hohe Interesse am Sport gewährleistet dem Tourismus eine beständige Zielgruppe.

Tab. 2: Motive nach betriebenen Disziplinen (in %, Mehrfachnennung möglich) (Quelle: eigene Erhebung)

Motive	Touren	Cross Country	Mara-thon	Downhill	Freeride	4X/Dual	Dirtjump
Spaß/Spaß an der Bewegung	88	80	83,3	83,7	87,8	77,3	70
Nervenkitzel	32	66,7	25	83,7	73,2	77,3	86,7
Ausgleich zum Alltag	68	53,3	66,7	42,8	58,5	45,5	50
Landschaft und Natur erleben	80	53,3	58,3	40,8	48,8	27,3	23,3
Fitness/Gesundheit	72	46,7	58,3	20,4	14,6	18,2	23,3
Koordinative Herausforderung	16	13,3	0	40,8	41,5	31,8	36,7
Zum Training und Leistungssport	20	33,3	58,3	24,5	14,6	31,8	26,7
Ausgleichssport	24	0	8,3	8,2	4,9	13,6	6,7

Steht der Spaß auch im Vordergrund, so gibt es doch differenzierte Beweggründe den Sport zu betreiben. Zunächst unterscheiden sich die Disziplinen in ihren konditionellen als auch in ihren koordinativen Anforderungen, diese sind jedoch unterschiedlich gewichtet. Ebenso unterschiedlich sind die Anforderungen an den einzelnen Sportler (Freizeitsportler oder Leistungssportler). Generell kann in Kraftausdauerdisziplinen (Cross Country, Marathon, Tour) und in Abfahrtsdisziplinen (Freeride, Downhill und 4X/Dual) unterschieden werden. Die Abfahrtsdisziplinen sind eher bewegungsorientiert und erfordern ein hohes Maß an koordinativen Fähigkeiten. Die fitnessorientierten Disziplinen (Cross Country, Marathon und Tour) verlangen eher nach einer hohen Grundlagenausdauer.

Dirtjump ist von den Anforderungen eher den Abfahrtsdisziplinen zuzuordnen, da auch hier koordinative Fähigkeiten beim Erlernen von Sprüngen und Tricks im Vordergrund stehen.

Die Anreize Mountainbiking zu betreiben variieren zwischen den Disziplinen. Bei der Motivwahl der Befragten ist ein statistischer Zusammenhang hinsichtlich der betriebenen Disziplinen erkennbar. Es kann auch hier grob in die zwei Gruppen unterschieden werden.

Im Folgenden werden die Disziplinen Cross Country, Marathon und Tour zur Gruppe Cross Country zusammengefasst und Downhill, Freeride, 4X/Dual und Dirtjump zur Gruppe Downhill.

Das Motiv „Fitness/Gesundheit" ist der Gruppe Cross Country deutlich wichtiger als den Sportlern der Gruppe Downhill. Im Durchschnitt gaben 59% der befragten Touren-, Cross Country- und Marathonfahrer dieses Motiv an. Die Steigerung der Fitness und die Förderung der Gesundheit spielen hingegen nur für

durchschnittlich 19% der befragten Downhill-, Freeride-, 4X/Dual- und Dirtjump-Fahrer eine Rolle.

„Nervenkitzel“ ist für etwa 80% der Befragten aus der Gruppe Downhill ein wesentlicher Anreiz für den Sport. Ein häufig synonym verwendeter Begriff ist „thrill“. Dabei kommt es zu einer Verknüpfung von Furcht, positiven Gefühlen und zuversichtlicher Hoffnung in Gegenwart der Gefahr. In der postindustriellen Gesellschaft bzw. der Erlebnisgesellschaft erfahren „thrill-Erlebnisse“ in der Freizeitgestaltung der Menschen eine immer größere Bedeutung. Der Verlust der Angst um das physische Überleben und die zunehmende soziale Absicherung in der westlichen Gesellschaft fordern neue Risiko-Erlebnisse und Herausforderungen, um mit den eigenen Ängsten konfrontiert und fertig zu werden (vgl. Opaschowski 2000, S. 41/43).

In der Cross-Country-Gruppe wurde das Motiv hingegen nur annähernd halb so häufig genannt.

Auch die koordinativen/motorischen Herausforderungen werden deutlich eher in den Disziplinen der Downhill-Gruppe gesucht. Etwa viermal so viele Befragte der Downhill-Gruppe gaben dieses Motiv an.

Das Interesse an Landschaft und Natur ist, bezogen auf die Disziplinen, unterschiedlich hoch. Am häufigsten wurde dieses Motiv von den Touren-Fahrern genannt (80%). Den niedrigsten Wert (23,3%) erhielt das Motiv bei den Dirtjump-Fahrern, gefolgt von der Disziplin 4X/Dual (27,3%). Eine mögliche Ursache kann hier das Verhältnis von Streckenlänge zur gefahrenen Durchschnittsgeschwindigkeit sein und der daraus resultierenden Wahrnehmungsbereitschaft für Landschaft und Natur. Das Touren-Fahren ist vergleichbar mit dem Wandern. Der Weg ist das Ziel und besteht oftmals aus dem Wechsel von Abfahrten und Anstiegen im Gelände, was die Durchschnittsgeschwindigkeit reduziert. Touren werden dabei bewusst in landschaftlich reizvollen Gebieten gefahren. Hingegen ist die Aufnahmebereitschaft für die Umgebung während einer Downhill-Fahrt wesentlich geringer. Die volle Konzentration des Fahrers liegt in der Bezwingung des technisch anspruchsvollen Geländes einer Downhill-Strecke. Eine Downhill-Strecke ist im Allgemeinen wesentlich kürzer als eine gefahrene Tour oder eine Cross Country-Strecke und wird mit einer deutlich höheren Grundgeschwindigkeit befahren. Naturerlebnisse spielen entweder nur vor oder nach der Fahrt eine Rolle.

Der Differenzierung der Zielgruppe Mountainbiker nach Vollmer (in ADFC 2001, S. 10/11) zufolge, entspricht die Gruppe der Downhill-Mountainbiker bezüglich ihrer Motive und sportlichen Anreize der Gruppe der Fun- und Actionbiker. Die Suche nach Erlebnissen in Form von Action, Geschwindigkeit und Risiko sind die Hauptanreize, Mountainbiking zu betreiben. Die Zielgruppe identifiziert sich sehr stark mit dem Sport und präsentiert die Attitüde in ihrem Konsum- und Lifestyleverhalten. Die sportlichen Motive und Anreize liegen in der Verbesserung der Fahrtechnik und Bike-Beherrschung sowie im Erlernen von Tricks (vgl. ebd.).



Abb. 3: Publikumswirksames Worldcup-Rennen in der Disziplin 4X in Willingen (Quelle: Danz)



Abb. 4: Freeride-Strecke im Bikepark Winterberg; Holzrampen und Wippen als typische Streckenelemente (Quelle: Danz)

Das ermittelte Reiseverhalten

Im folgenden Abschnitt wird das Reiseverhalten der Bikepark-Besucher untersucht, um weiter Aussagen über das touristische Potenzial der Zielgruppe treffen zu können.

Von 132 Befragten in Winterberg gaben 61,4% an, bereits einen Mountainbike-Urlaub unternommen zu haben. Die Auswertungsergebnisse bedürfen darüber hinaus einer genaueren Untersuchung hinsichtlich des von den Befragten angenommenen Urlaubsverständnisses. Klassifiziert man die angegebene Urlaubsdauer der Befragten nach der vom Freizeit-Forschungsinstitut von British-American-Tobacco verwendeten Urlaubsreise-Definition, so unternahmen 30,4% eine Kurzreise, 53,2% eine kürzere Urlaubsreise und 16,5% eine längere Urlaubsreise (vgl. Opaschowski 1998, S. 65).

Ein Vergleich der Daten mit anderen Forschungsergebnissen zur Reiseintensität lässt sich an dieser Stelle nicht ziehen, da in dieser Befragung ein eindeutiger zeitlicher Bezugsrahmen fehlt. Interpretationen können aber hinsichtlich der Reisedauer der zum Mountainbiking durchgeführten Ausflüge gemacht werden. So sind kürzere Urlaubsreisen und Kurzreisen bei der Zielgruppe am beliebtesten. Dieses Ergebnis spiegelt den sich abzeichnenden Trend in der Zunahme von Kurzurlauben wider (vgl. Opaschowski 1998, S. 9; Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen 2006, S. 2). Weiter weist Dreyer (1995, S. 39) darauf hin, dass Sportreisen oftmals als Zweiturlaube unternommen werden, die in der Regel kürzer als die Haupturlaubsreise ausfallen.

Vollmer (vgl. ADFC 2001, S. 10) ermittelte für die Zielgruppe Mountainbiker ein erhöhtes Kurzreiseaufkommen sowie eine Reisehäufigkeit die über dem bundesdeutschen Durchschnitt liegt.

Das Angebotssegment Bikepark

Bikeparks (synonym auch Funparks oder Mountainbike-Parks) sind Sportanlagen für Mountainbiker einer bestimmten Zielgruppe. Vollmer nennt die Zielgruppe „Action- und Funbiker“ (vgl. ADFC 2001, S. 11). Wie bereits aus den bevorzugten Disziplinen und Motiven der Bikepark-Besucher ersichtlich wurde, werden im Bikepark Nervenkitzel, Geschwindigkeit und Abenteuer gesucht und erfüllt.

Die erwarteten Angebote der Winterberg-Besucher (vgl. Abb. 5) bestätigen die von Schneider (o. J., S. 4ff) aufgestellte Definition eines Bikeparks. Drei wesentliche Angebote bestimmen den Begriff:

- Auftransport der Sportler und Mountainbikes durch einen Lift
- Professionell angelegte Strecken und Parcours
- Dienst- und Serviceleistungen

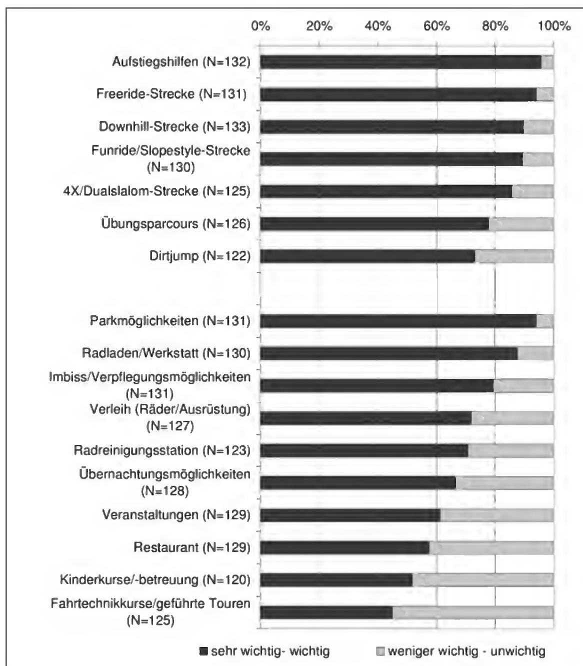


Abb. 5: Angebotsnachfrage im Bikepark (Quelle: eigene Erhebung)

Der Bikepark Winterberg

Als Untersuchungsraum für die empirische Untersuchung wurde der Bikepark Winterberg im Sauerland gewählt. Der Bikepark Winterberg bietet nach eigenen Angaben das umfassendste Angebot an Strecken und Service in Mittel- und Norddeutschland.

Der Bikepark Winterberg legt größten Wert auf sorgfältige und regelmäßige Streckenpflege. In Sachen Auswahl, Anzahl und Qualität der Strecken ist Winter-

berg die erste Adresse in Mittel- und Norddeutschland. Zum Bikepark Winterberg gehören: (http4)

- 8 km angelegte Abfahrts-Strecken
- Doppel-Sessellift mit Bike-Halterung
- Verleih von Mountainbikes und Protektoren
- Fahrtechnik-Kurse
- Geführte Touren

Die in den Antwortvorgaben aufgeführten Angebote sind weitestgehend im Bikepark Winterberg vorzufinden. Hinsichtlich des Angebots kann dieser Park als Paradebeispiel dienen. Weiter konnten die Befragten im Schulnotensystem den Bikepark Winterberg bewerten. Das Ergebnis unterstützt die zuvor getroffene Aussage. Mit der Note 1 bis 2 bewerteten 90,3% den Park. Lediglich 3,7% sind mit dem Angebot unzufrieden.

Zusätzliche Mountainbike-Streckenangebote in der Umgebung von Winterberg bzw. der Bike-Arena-Sauerland werden lediglich von 9% der Bikepark-Besucher genutzt.

Einzugsgebiet des Bikeparks Winterberg

Das Haupteinzugsgebiet der Sportstätte erstreckt sich über einen Radius von etwa 100 bis 200 km. Die überwiegende Bereitschaft der Befragten in Willingen über 100 bis 300 km Wegstrecke für einen Bikepark-Besuch zurückzulegen, bestätigt sich in den tatsächlich zurückgelegten Anfahrtsstrecken der Besucher des Bikeparks Winterberg (vgl. Abb. 6). Ebenso kann festgehalten werden, dass es sich beim Bikepark Winterberg um ein Freizeitangebot mit überregionalem Einzugsgebiet handelt. Besondere Anziehungskraft hat der Park auf die Bewohner des Ballungsraums „Rhein-Ruhr“. In urbanen Räumen kann generell eine erhöhte Nachfrage an naturnahen Freizeitbeschäftigungen erwartet werden.

Entgegen der Erwartung, eine hohe Anzahl an Besuchern aus der unmittelbaren Umgebung von Winterberg anzutreffen, kam nur ein Besucher aus der Region Sauerland. Eine mögliche Ursache kann damit begründet werden, dass die Befragung an zwei Wochenenden durchgeführt wurde und die Einheimischen nach Möglichkeit den Bikepark unter der Woche besuchen, um dem erhöhten Besucheraufkommen an den Wochenenden zu entgehen.

Besucheraufkommen/Besucherfrequenz des Bikeparks Winterberg

Die Region Winterberg wird von den befragten Bikepark-Besuchern im Durchschnitt 9 Tage im Jahr als Destination zur Ausübung des Mountainbike-Sports aufgesucht. Auffällig dabei ist, dass ca. 80% der Befragten die Tage, die sie in Winterberg zum Mountainbiking verbringen, ausschließlich dem Besuch des Bikeparks widmen (vgl. Abb. 7).

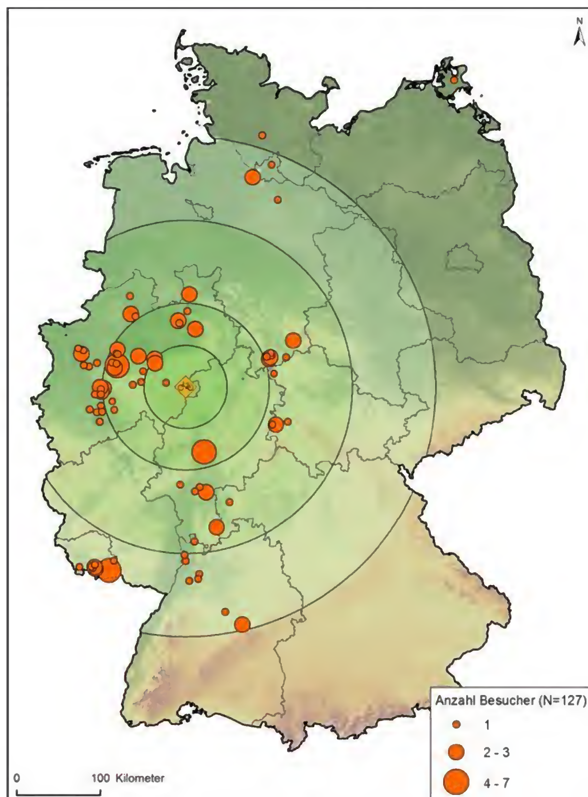


Abb. 6: Herkunft der Besucher des Bikepark Winterberg
(Quelle: Eigene Erhebung; Grundlage Höhenmodell: GTOPO 30)

In der Saison 2006 (Mai bis Oktober) verzeichnete der Bikepark Winterberg ein Besucheraufkommen von 13.000 Mountainbikern und erreichte damit ein Besucherplus von 30% gegenüber dem Vorjahr (vgl. Pressemitteilung Bikepark Winterberg 2006). Seit der Eröffnung im Jahr 2003 erzielte der Park an den Wochenenden Spitzenwerte von 170 Besuchern pro Tag (vgl. Pressemitteilung Bikepark Winterberg 2003).

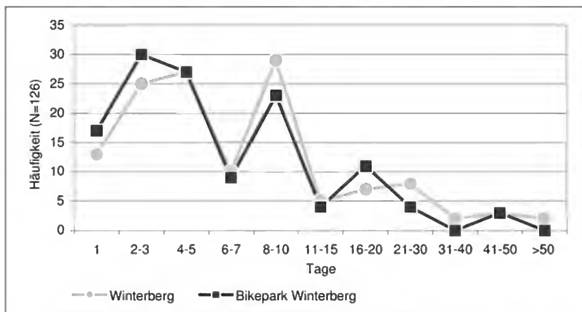


Abb. 7: Häufigkeit des Besuchs der Stadt Winterberg und des Bikeparks Winterberg pro Jahr (Quelle: Eigene Erhebung)

Aufenthaltsdauer und Ausgaben bei Besuch des Bikeparks

Der Bikepark Winterberg ist überwiegend das Ziel für Tagesausflüge. Für etwa 25% der Befragten wird der Park in Form einer Kurzreise (zwei bis drei Tage) aufgesucht. Nur etwa 5% nutzen den Bikepark länger als drei Tage hintereinander. Als Angebot bei der Wahl einer Urlaubsregion ist der Bikepark unter der Zielgruppe sehr stark nachgefragt, wird aber erst in Verbindung mit weiteren (Mountainbike-)Angeboten für einen längeren Aufenthalt in einer Region interessant.

Die touristische Relevanz von Tagesausflügen sollte jedoch nicht unterschätzt werden. Der Tagesausflugsverkehr stellt heute einen wichtigen touristischen Wirtschaftsfaktor dar, der auf den hohen direkten Einnahmeeffekten basiert. Darüber hinaus werden auch indirekte und induzierte Effekte für eine Destination spürbar (vgl. Schnell 2004, S. 282).

Es ist generell mit einem Anstieg von Tagesausflügen und Kurzurlauben zu rechnen. Dementsprechend muss das Angebot der Nachfrage angepasst werden. Künstliche Freizeit- und Erlebniswelten steigern die Attraktivität einer Region als Tagesausflugsziel zusätzlich (vgl. Steinecke 2000, S. 44).

Die Ausgaben (ohne Übernachtung) während eines Bikepark-Besuchs belaufen sich durchschnittlich auf etwa 40 Euro am Tag.

Bikeparks als Tourismuskonzept für Mittelgebirgsregionen

Aus dieser Untersuchung heraus ergeben sich weitere Möglichkeiten für die Regionen ihre evtl. schon auf Mountainbiker ausgerichteten Angebote zu erweitern und eine neue Gästeschicht, ebenfalls aus dem Mountainbike-Sport, zu gewinnen sowie sich im Sinne der Profilierung ein Alleinstellungsmerkmal zu verschaffen. Die Untersuchung in Winterberg hat gezeigt, dass eine junge imageträchtige Zielgruppe erschlossen wurde, die ohne das qualitativ hochwertige Angebot des Bikeparks die Region wohl nicht aufgesucht hätte.

In der Regel fühlt sich diese Zielgruppe noch stärker mit ihrem Sport verbunden als die Freizeitsportler der anderen Gruppierungen, was sich in der Häufigkeit der zum Mountainbiking getätigten Ausflüge und Reisen niederschlägt.

Bikeparks stellen nicht nur eine Angebotserweiterung für die Mountainbike-Touristen dar, sondern ziehen ein neues Gästesegment in die Regionen und komplettieren das Mountainbike-touristische Angebot einer Region.

Weiter ermöglichen erst ausgewiesene Strecken eine uneingeschränkte Ausübung des Sports, was eine solche Bündelung von Abfahrtsstreckenangeboten eben nicht nur für den Tourismus interessant macht, sondern auch eine unbedingte Notwendigkeit für die Sportart selbst bedeutet. Daraus ergeben sich positive Synergieeffekte für die Bereiche Sport und Tourismus.

Die Berücksichtigung endogener Potenziale zur Ausrichtung der touristischen Ziele einer Region wurde, wie bereits erwähnt, als unbedingt notwendig erachtet. Die topographischen und infrastrukturellen Vorraussetzungen, die zum Bau eines Bikeparks benötigt werden, erfüllen vor allem die Skigebiete in den Mittelgebirgen. Diese Regionen eignen sich besonders für ein solches Angebot, da die bereits vorhandene Ski-Infrastruktur in Form von Liften, aber auch das damit verbundene touristische Know-how vorhanden sind und zur Stärkung des Sommertourismus umgenutzt werden kann.

In Hinblick auf den diskutierten Klimawandel und den daraus resultierenden negativen Veränderungen im alpinen Wintersportbetrieb der Mittelgebirge, stärken weitere liftgebundene Angebote im Sommer die Seilbahnunternehmen und damit den regionalen Tourismus (vgl. DWIF 2003, S. 11).

Den Destinationen der Mittelgebirge erschließt sich mit dem Angebot eines Bikeparks eine Gästeschicht, deren Bedürfnisse die bereits vorhandene touristische Infrastruktur in Form von Beherbergungsbetrieben und Gastronomie zu befriedigen vermag bzw. mit geringem Kostenaufwand realisiert werden kann. Vor allem kleinere Beherbergungsbetriebe wie Pensionen, Ferienwohnungen und Campingplätze können von den Bikepark-Besuchern profitieren und auf die sin-

kende Nachfrage in diesem Beherbergungssegment reagieren (vgl. Wilken et al. 2006, S. 22).

Die Zielgruppe erweist sich als sehr mobil. Sie nutzt die Region bzw. den Bikepark überwiegend für Tagesausflüge, aber auch als Kurzreiseziel. Im Durchschnitt sucht die Zielgruppe 14 Tage im Jahr Bikeparks auf. Bikeparks stellen ein Angebot mit einem überregionalen Einzugsbereich für Tagesausflüge dar und gewährleisten damit die Akkumulation autonomen Kapitals in der Destination.

Für längere Sportreisen sind liftgebundene Mountainbikeangebote ein ausschlaggebendes Kriterium bei der Destinationswahl der Zielgruppe. Ein Bikepark beinhaltet neben dem reinen Streckenangebot auch den nötigen Raum für Rennveranstaltungen und Events. Dadurch können zu den aktiven Sportlern zusätzliche Zuschauergäste in die Region gezogen werden. Die Wettkampfformen in den Disziplinen Downhill, 4X/Dual, Freeride, Slopestyle und Dirtjump sind sehr publikumswirksam, da die Strecken gut überschaubar sind und dem Zuschauer waghalsige Akrobatik der Sportler geboten wird. Solche Veranstaltungen lassen sich sehr gut mit weiteren Unterhaltungsangeboten verbinden und zu Events ausbauen.

Lokale Fahrradgeschäfte können ebenso von einem Park profitieren wie Dienstleister von Fahrtechnikseminaren. Hier können vom Bikepark eigene Angebote erstellt werden und auch von unabhängigen Anbietern Leistungen erbracht werden.

Bei der Planung und Umsetzung eines Bikeparks können bzw. müssen verschiedene regionale Akteure miteinbezogen werden (Stärkung von Public Private Partnerships). Das erhöht das tourismuswirtschaftliche Potenzial, da verschiedene Akteure und Interessengruppen in ein Projekt involviert werden können und positive externe Effekte für die Destination entstehen (vgl. Zahn, Stanik 2001, S. 163-164). In Tab. 2 werden die wichtigsten Ergebnisse aus der Untersuchung zur Angebotsnachfrage der Zielgruppe Downhill-, Freeride-, 4X/Dual- und Dirtjump-Mountainbiker im Mountainbike-Urlaub in einer Produktkomponentenmatrix zusammengefasst, die als Planungsgrundlage für Destinationen dienlich sein kann.

Um ökologischen Konflikten entgegenzuwirken, empfiehlt es sich bereits anthropogen beeinflusste Flächen, etwa Teilstücke der im Sommer brachliegenden Skipisten, für einen Bikepark umzunutzen. Eine Integration der Strecken in das Landschaftsbild ist ebenfalls erstrebenswert (z. B. Bepflanzung nicht befahrener Abschnitte).

Da Bikeparks in der Regel klar abgegrenzte Räume sind, die nur der Nutzung von Mountainbike-Sportlern unterliegen, beugen diese Räume sozialen Konflikten zwischen Mountainbikern und anderen Nutzergruppen des Naturraums vor. Denn die Ausübung der Abfahrtsdisziplinen im Mountainbike-Sport auf öffentlichen Wegen im Gelände birgt ein weitaus größeres Konfliktpotenzial, als das Mountainbiking im herkömmlichen Sinne. Hier werden weitaus größere Geschwindigkeiten von den Sportlern erreicht, was mitunter eine Gefahr für andere Nutzergruppen bedeuten kann. Bikeparks stellen eine geeignete Lenkungsmaß-

nahme dar, um den Bedürfnissen verschiedenster Interessengruppen des Naturraums gerecht zu werden. Nur etwa 12% der Befragten Bikepark-Besucher in Winterberg nutzen zusätzliche Wege und Strecken in der Region. Es wird deutlich, dass mit einem qualitativ hochwertigen Angebot an freigegebenen Strecken die zunehmende Frequentierung des Naturraums kanalisiert werden kann.

Ausgehend von der Theorie der Individualisierung und Erlebnisgesellschaft und der damit verbundenen Bedeutung von Freizeitsportarten bzw. Natursportarten zur Identitätsfindung und Abgrenzung des Individuums als sein Grundbedürfnis, eröffnet sich dem Tourismus ein lukrativer Markt. Gleichzeitig tragen die Touristiker eine große Verantwortung im Sinne der zukünftigen und nachhaltigen Raumentwicklungen. Verfolgt man die aktuelle Entwicklung des Mountainbike-Sports, so revolutionieren liftgebundene Streckenangebote den Mountainbike-Sport, wie einst die ersten Skilifte den Wintersport. Eine nachhaltige Planung muss beim Bau eines Bikeparks also unbedingt vorausgesetzt werden, um negative ökologische Folgen zu vermeiden.

Tab. 3: Produktkomponentenmatrix in Anlehnung an Vollmer
(Quelle: Eigene Erhebung mit Ergänzungen nach Vollmer (vgl. ADFC 2001, S. 40))

		Zielgruppe Fun- und Actionbiker	
		Muss angeboten werden	Sollte angeboten werden
Streckenangebot		• Bikepark	• Mountainbike-Wegenetz mit Liftanbindung
	Primäres Angebot im Bikepark	• Lift/Seilbahn • Downhill-Strecke • Freeride-Strecke • Slopestyle-Strecke	• 4X/Dual-Strecke • Dirtjump-Strecke • Übungsparcours • Mountainbike-Wegenetz
	Sekundäres Angebot im Bikepark	• Radladen/Werkstatt • Verleih • Internetauftritt mit Angaben zu Öffnungszeiten, Strecken, Preisen, Wetter vor Ort	• Radreinigungsstation • Imbiss/ Verpflegungsmöglichkeiten • Fahrtechniktraining • Veranstaltungen (Rennen, Events)
Beherbergung	Unterkunft	• Campingplatz • Pension	• (Sport)hotel • Ferienwohnung/-haus
	Preisklasse	• 30 bis 50 Euro	• bis 100 Euro
	Service und Lage	• Mindestkomfort • Zentral d.h. guter Zugang zum Nachtleben • Verwahrungsmöglichkeiten für die Mountain-Bikes • Aufnahme von Gästen für nur eine Nacht	• Lage direkt am Bikepark • Transfers zum Bikepark und Nachtleben

Tab. 3: Fortsetzung

	Zielgruppe Fun- und Actionbiker	
	Muss angeboten werden	Sollte angeboten werden
Verpflegung	• Gaststätten mit guter einfacher Küche • Fast-Food • Spezielle Angebote für Biker („Bikerteller")	• Imbiss/ Verpflegungsmöglichkeiten in der unmittelbaren Nähe des Bikeparks
Service	• Kontaktmöglichkeiten für die Zielgruppe • Internetauftritt der Destination mit Angaben zu Streckenqualität des Bikeparks und den Wetter-verhältnissen vor Ort bzw. Ver-linkung zum Internetauftritt des Bikeparks	• Transfers zu Bikepark und Mountainbike-Wegenetz
Freizeit-Infrastruktur	• Nachtleben (Diskotheken, Bars, Kneipen)	• Weitere Outdoor-Sportangebote • Badeanstalten
Verkehrs-infrastruktur	• Ausreichende Anzahl an Park-möglichkeiten, • gute Ausschilderung des Bike-parks und anderer Mountainbike-Strecken	• Fahrradmitnahme in öffentli-chen Verkehrsmitteln • Gute ÖPNV-Anbindung

Glossar

Cross Country: Die am weitesten verbreitete Disziplin im Mountainbike-Sport ist das Cross Country (CC). Die Wettkampfform in dieser Disziplin ist die Übertragung der Straßenradrennen in das Gelände. Es handelt sich um eine intervallartige Kraftausdauerdisziplin. Die gefahrenen Strecken bei Wettkämpfen, überwiegend als Rundkurse gestaltet (4 bis 6 km Länge), verfügen über wechselnde Höhenunterschiede und Bodenverhältnisse.

Dirtjump: Ist eine dem BMX-Sport entlehnte Disziplin, bei der die Ausübung von Sprungvarianten und Tricks im Vordergrund steht. Gefahren wird auf einer kurzen Strecke, die je nach Ausmaß und Größe eine unterschiedliche Anzahl aufeinander folgender Sprungschanzen aus Erde (Dirts) beinhaltet.

Downhill: Ist eine Abfahrt gegen die Zeit in technisch sehr anspruchsvollem Gelände. Bewältigt werden Absätze, Sprünge, Anliegerkurven, Wurzel- und Steinteppiche und enge Serpentinen. Der Downhill-Sport ist vergleichbar mit dem alpinen Ski-Sport, der nur unter infrastrukturellen Voraussetzungen, in Form von freigegebenen Pisten und Aufstiegshilfen, betrieben werden kann.

Freeride: Ist die kreative Bewältigung von technisch anspruchsvollen Abfahrten im Gelände. Vom Fahrer werden abwechslungsreiche Strecken gesucht, die möglichst viele Sprungmöglichkeiten bieten. Für professionelle Fahrer sind Sprünge über 10 Meter und die Bewältigung von Absatzkanten derselben Größenordnung keine Seltenheit. Darüber hinaus werden vom Fahrer Tricks und Trickvariationen in die Sprünge eingebaut. Im Gegensatz zum Downhill spielt Zeit keine Rolle. Wettkämpfe sind eher selten und werden nach anderen Maßstäben bewertet.

Marathon: Von der Anforderungsstruktur dem Cross Country ähnliche Disziplin. Die im Rennen zu bewältigenden Strecken haben jedoch eine Mindestdistanz von 80 km.

Slopestyle: Die jüngste Disziplin im Mountainbike-Sport. Hier werden Elemente aus dem Freeride und dem Dirtjump in einem publikumswirksamen Wettkampf vereint. Diese Form des Mountainbikings sowie die Streckenführung sind der Slopestyle-Disziplin aus dem Snowboard- und Skisport entlehnt, ebenso die Wettkampfform, bei der nicht der Schnellste siegt: Fahrweise und ausgeführte Tricks des Mountainbike-Sportlers müssen die Jury begeistern.

4X/Dual: Während der Downhill-Fahrer allein und gegen die Zeit auf der Strecke unterwegs ist, treten im Dual-Slalom zwei Fahrer im direkten Vergleich gegenein-

ander an. Die Strecke ist im Gegensatz zum Downhill kürzer und gleicht den Rennstrecken aus dem BMX- und Motocross-Sport. Die jüngere Variante des Dualslaloms, der 4X (sprich 4 cross) hat den Dual-Slalom weitestgehend im Rennsport abgelöst. Um das Rennen noch spektakulärer zu gestalten, treten bei dieser Variante vier Fahrer gleichzeitig gegeneinander an.

Literatur und Quellen

Allgemeiner Deutscher Fahrrad-Club (ADFC) (2001): Mountainbiking. Ein ADFC-Leitfaden für Planer, Touristiker und Biker. Bremen.

B&D Media Network AG (2007): Media-Daten 2007. URL: http://www.adverting.de/Objekte/MountainriderMediadaten_online.pdf <14.04.2007>

Beier, K. (2001): Anreizstrukturen im Outdoorsport. Eine Studie zu den Anreizstrukturen von Sporttreibenden in verschiedenen Outdoor-Sportarten. Verlag Karl Hofmann, Schorndorf.

Csikszentmihalyi, M. (1993): Das flow-Erlebnis: Jenseits von Angst und Langeweile: Im Tun aufgehen. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.

Danz, Th. (2007): Bikeparks als Tourismuskonzept in Mittelgebirgen – Eine empirische Untersuchung zum Nachfrageverhalten von Mountainbike-Sportlern, Unveröffentlichte Diplomarbeit am Geographischen Institut der Georg-August-Universität Göttingen.

Delius Klasing Verlag (Hrsg.)(2006): BIKE – Europas größtes Mountainbikemagazin.

Dreyer, A. (1995): Sporttourismus: Management und Marketing – Handbuch. Oldenbourg Verlag, München.

Egner, H. (2003): Homo ludens oder Homo carens? Über das Menschenbild in der Geographie, Freizeit und des Tourismus. In: Hasse, J. (Hrsg.): Menschenbilder in der Humangeographie. Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg (BIS-Verlag), S. 33-54, Oldenburg.

Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen (F.U.R) (2006): Reiseanalyse RA 2006. Erste Ergebnisse ITB 2006. URL: www.fur.de/downloads/FUR_Ergebnisse_2006.pdf <10.04.2007>

Kern, A. (2001): Profil und Profilierung deutscher Urlaubsregionen unter besonderer Berücksichtigung der Mittelgebirge. Selbstverlag der Geographischen Gesellschaft Trier. Trier.

Motor-Presse-Stuttgart (Hrsg.)(2006): Leserstruktur Mountainbike-Magazin URL: http://www.mps-anzeigen.de/sixcms/detail.php?id=572&_bid=42 <10.12.2006>

Neumann, Ch. (2005): Deutschland-Tourismus und seine Entwicklung. Geographische Gesellschaft Trier, Trier.

Opaschowski, H. W. (2000): Xtrem. Der kalkulierte Wahnsinn. Extremsport als Zeitphänomen. Germa Press Verlag, Hamburg.

Opaschowski, H. W. (1998): Umwelt, Mobilität und Tourismus. Im Zeitvergleich der 80er und 90er Jahre. British-American Tobacco, Hamburg.

Penning, Ch. (1998): Bike History – Die Erfolgsstory des Mountainbikes. Delius Klasing Verlag. Bielefeld.

Pressemitteilung Bikepark Winterberg (2003-2007): Pressearchiv. URL: http://www.bikepark-winterberg.de/index.php?id=18 <10.04.2007>

Schneider, D. (2007): Bikeparkentwicklung. URL: www.eurobike-exhibition.de/pdf/de/DiddieSchneider_Bikepark entwicklung.pdf <10.04.2007>

Schnell, P. (2004): Tagesausflugsverkehr. In: Becker, Ch., Hopfinger, H. u. Steinecke, A. (Hrsg.): Geographie der Freizeit und des Tourismus. Oldenbourg Verlag, S. 273-284, München.

Schulze, G. (1995): Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Campus Verlag, Frankfurt am Main.

Seifert, W. (2004): Klimaänderungen und (Winter-) Tourismus im Fichtelgebirge – Auswirkungen, Wahrnehmung und Ansatzpunkte zukünftiger touristischer Entwicklung. Universität Bayreuth, Bayreuth.

Steinecke, A. (2000): Erlebniswelten und Inszenierung im Tourismus. Geographische Rundschau 52, H. 2, Seite 42-45.

Stumm, P. (2004): Trendsportarten. In: Krüger, A. u. Dreyer, A. (Hrsg.): Sportmanagement. Eine themenbezogene Einführung. Oldenbourg Verlag, München.

http1: http://www.ziv-zweirad.de/marktdaten-fahrraeder.html <07.04.2007>

http2: http://freeride.bike-magazin.de <10.04.2007>

http3: http://www.schwarzwald-bike.de <30.11.2007>

http4: http://www.bike-arena.de <10.04.2007>

http5: http://www.bike-festival.de/willingen/ <24.07.2006>

http6: http://www.bikepark-winterberg.de <07.04.2007>

Fließgewässer in der Stadt. Möglichkeiten des Erinnerns am Beispiel der Wasser-Kunstaktion MNEMOSYNE in Dresden

Korinna Thiem

Abstract

Out of sight, out of mind; this cliché may be used to sum up the fate of many urban waterways. Hemmed in between buildings and streets, canalised and culverted, they flow through towns and cities unseen. The perception of water in the cities is reduced mostly to seeing it flow from the tap into the sink. The Kaitzbach stream in Dresden is one example of the changing significance and perception of water in urban environments. Since 1994, female artists of the Dresdner Sezession 89 have worked with the theme „ON and WITH the water" in the town. They founded the MNEMOSYNE water art experience. Up until 1997 the artists worked together with a group of researchers from the BMBF (Federal Ministry of Education and Research) sponsored „Wasserkultur" study. Using temporary installations and performances they highlighted the ecological importance of the Kaitzbach stream. In 1999 the MNEMOSYNE project was enlarged. Since 2001 nine sculptures, so called „Musensteine", and other sculptures along the stream provide reminders of the history of the Kaitzbach and provoke contemplation on its future.

Einleitung

Aus den Augen aus dem Sinn: Mit diesen Worten lässt sich das Schicksal vieler urbaner Fließgewässer zusammenfassen. Die Wahrnehmung von Wasser in der Stadt beschränkt sich oft auf den kurzen Fließweg zwischen Wasserhahn und Abfluss. Vor allem kleine Flüsse und Bäche fließen häufig verrohrt oder eingeengt zwischen Gebäuden und Verkehrsflächen unsichtbar durch die Städte. Ein Beispiel dafür ist der Kaitzbach in Dresden. Seit 1994 widmen sich die Künstlerinnen der Dresdner Sezession 89 e.V. im Projekt MNEMOSYNE dem Thema „AM und MIT Wasser" in der Stadt. In Zusammenarbeit mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des BMBF- (Bundesministeriums für Bildung und Forschung) Projektes „Wasserkultur" wiesen sie zwischen 1994 und 1997 mit temporären Installationen und Aufführungen auf die ökologische Bedeutung des Kaitzbaches und der Prießnitz hin. Das MNEMOSYNE-Projekt wurde 1999 ausgebaut. Seit 2001 regen neun Musensteine und andere Plastiken entlang des Bachlaufes zum Erinnern, aber auch zum Nachdenken über die Zukunft des Kaitzbaches im Dresdner Stadtteil Kaitz an.

Fließgewässer im urbanen Leben

Die Bedeutung von Wasser als Naturelement, als Lebens- und Transportmittel, als Energiespender oder als Entsorgungsmittel hat sich seit Beginn der Stadtentwicklung vielfach geändert. Galten Fließgewässer bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch als erlebbare Naturelemente, als Lebensadern der Städte, verwandelten sie sich mit Beginn der Industrialisierung zu verbauten und laufverkürzten Abwasserbahnen oder unterirdisch verlaufenden Abflussrinnen. Im 19. Jahrhundert entfaltete die moderne Stadt ein Naturverhältnis, das auf Naturbeherrschung, psychische Naturdistanz und kompensatorische Natursehnsucht beruhte. Land, Landschaft und Natur wurden in jener Zeit materiell und kulturell der Stadt gegenüber gestellt. Die überbauten naturfernen Städte weckten eine Sehnsucht nach Natur, die draußen, weit vor den Toren der Stadt gesucht wurde (vgl. Ipsen 1998, S. 19). Die Stadt und ihre Bevölkerung hatten sich von den städtischen Gewässern abgewendet. Sie waren ihnen fremd geworden und als natürliches Element weitgehend unbekannt. Flüsse und Bäche wurden nur noch rein funktional als Verkehrsweg oder Entsorgungsmedium betrachtet.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war vom Wiederaufbau und von der Stadterneuerung geprägt. Flüsse und Bäche galten als überflüssig und wurden zu Gunsten der Stadtentwicklung verlegt, kanalisiert, verdolt (vgl. Kaiser 2005, S. 22f). Der Raum, der ihnen gelassen wurde, verringerte sich jährlich. Bis heute fließen Flüsse und Bäche häufig, eingeengt zwischen Straßen, Häuserzeilen und Industriebauten unsichtbar durch die Städte (vgl. Ipsen 1998, S. 19; Kaiser 2005, S. 18). Industrie- und Gewerbegebiete, Verkehrstrassen und Hochwasserschutz verhinderten die Begehbarkeit der Ufer, so dass Wasser zunehmend aus dem Bewusstsein der Bevölkerung verschwand (vgl. Stokman, Klaus 2006, S. 49; Kaiser 2005, S. 18). Die Folge: Gewässer verloren ihre Bedeutung im öffentlichen Raum. Sie regelten nicht mehr gesellschaftliches Leben, erinnerten nicht mehr an die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung der Städte. Nur noch in den Haushalten war Wasser zwischen Wasserhahn und Abfluss wahrnehmbar. Bereits in den 1950er Jahren mahnten Stadtplaner und Gewässerökologen die Entfremdung der Städte von den Gewässern und den damit einhergehenden Verlust an Lebensqualität an (vgl. Kaiser 2005, S. 18).

Mitte der 1980er Jahre wurden die kritischen Stimmen erhört. Es begann eine Epoche, in der der Mensch seine eigene Natürlichkeit und die umgebende Natur ernst nahm. Das gesteigerte Umweltbewusstsein löste einen Wunsch aus: Wieder Natur zu erfahren, Wasser sinnlich wahrzunehmen, an ihm zu wohnen und zu arbeiten oder an ihm die Freizeit zu verbringen (vgl. Stokmann, Klaus 2006, S. 49; Kaiser 2005, S. 19f). Die Stadt- und Freiraumplanung entdeckte die Qualitäten des Wassers. Zunächst standen ästhetische und gestalterische Aspekte im Vordergrund. Plätze und andere öffentliche Räume wurden durch Brunnen, stilisierte

Kanäle und Wasserspiele aufgewertet. Dann folgten ökologische Gesichtspunkte. Fließgewässer wurden vom Autoverkehr befreit, Ufer revitalisiert, verdolte Flussläufe geöffnet, Natur- und Geschichtslehrpfade angelegt oder Industrie- und Hafenanlagen zu Wohn- und Dienstleistungsvierteln umgebaut (vgl. Kaiser 2005, S. 20f). Bekannteste Beispiele sind die Hamburger Speicherstadt, das Regierungsviertel in Berlin und der Stadtteil Spandau sowie die Docklands von London.

Mittlerweile hat Wasser, haben Fließgewässer, Einzug in das Stadtmarketing gehalten. Städte werben mit ihren Wassern: Wasser als touristischer Anziehungspunkt, Wasser als Ort zum Leben und Erholen. Wasser und Fließgewässer wandelten sich zum Prestigeobjekt und zu teuren Kulissen für kommerzielle Nutzungen. Das betrifft aber nur große Fließgewässer.

Die kleinen Gewässer fließen weiterhin versteckt zwischen Häuserzeilen, Parkplätzen und Gewerbeflächen. Sichtbar werden sie erst in Park- und Gartenanlagen als Ziergewässer oder als Gießwasserbach in Kleingartenanlagen. Zusammenhänge zwischen Quelle, Verlauf und dem Erscheinungsbild im Park, im Garten, dem offenen Bach hinter dem Haus herzustellen, fallen schwer. Dem Alltagserleben der Bevölkerung bleiben Stadtbäche weiterhin verborgen. Sie werden als störende Elemente die Fläche verbrauchen wahrgenommen oder als Bildstörungen empfunden. So sehr sich die Aufmerksamkeit den großen und mittleren Flüssen zuwendet, um so mehr geraten die Stadtbäche in Vergessenheit. Sie werden meist weniger wertgeschätzt als ihre großen Brüder und Schwestern, obwohl sie genauso zur städtischen Entwicklung beitrugen. Die einstigen Lebensadern der Stadt und die einstigen Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Entwicklung der Stadt und der Arbeitswelt der Stadtbevölkerung erschließen sich nicht mehr. In vielen Kommunen werden Stadtbäche nur noch randlich in der Umwelt- und Stadtpolitik behandelt (vgl. Frenzel, Reichmann 1998, S. 94). Erst wenn Stadtbäche sich durch extreme Hochwasser wieder in Erinnerung bringen und gewaltsam ihre alten Fließwege zurückerobern, Schäden an Haus und Gütern hinterlassen, scheint das öffentliche und kommunalpolitische Interesse geweckt. Dann erwacht das Bewusstsein der Bevölkerung, will man mehr erfahren über den Bach, der vor dem Haus fließt: „Wo kommt er her? Wo fließt er hin?" Die Hochwasserereignisse von 2002 sind so ein Beispiel. Neben Elbe und Weißeritz brachten sich viele kleine Fließgewässer in Dresden durch große Hochwasserschäden in Erinnerung. So auch der Kaitzbach, der durch die südlichen Stadtteile von Dresden fließt.

Der Kaitzbach – ein vergessener Bach?

Neben der Elbe hat der Kaitzbach die Siedlungsentwicklung, aber auch die wirtschaftliche Entwicklung von Dresden geprägt. Einige Gebiete des ca. 18 km² umfassenden Einzuggebietes sind seit dem Neolithikum besiedelt. Das Wasser des Kaitzbaches trieb bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mehrere Mühlen an, füllte Fisch-, Mühl- und Eisteiche oder wurde zu Naturbädern aufgestaut. In den Müh-

len wurde nicht nur Raps oder Getreide gemahlen. Viele Mühlen waren gleichzeitig beliebte Ausflugsgaststätten, zu denen auch kleine Weinberge gehörten. Die Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft WISMUT AG baute im oberen Einzugsgebiet uranhaltige Steinkohle ab. Die Rückstände der Urangewinnung wurden im Bachtal verklappt (vgl. Albrecht, Frenzel 2002, S. 16f).

Heute hat der Lauf des Kaitzbaches viele Gesichter: Der Bach entspringt in einer gefassten Quelle am Waldrand im Dorf Kleinnaundorf (vgl. Abb. 1). Ober- und Mittellauf werden von Kopfweiden, Wiesen oder Mischwäldern begleitet. Im Süden von Dresden in den historischen Ortskernen von Kaitz und Mockritz fließt er als Dorfbach (vgl. Abb. 2). Mal wird er in einem Tunnel geleitet, um die Standsicherheit einer Deponie nicht zu gefährden, mal durchquert der Bach ein Hochwasserrückhaltebecken. Bevor der Kaitzbach das Gebiet der Dresdner Innenstadt erreicht, dient er als Ziergewässer in den Parkanlagen Großer Garten und Bürgerwiese. Im Bereich der Innenstadt ist der Kaitzbach nicht mehr sinnlich erfahrbar. Er fließt verrohrt und überbaut unter der Stadt und mündet seit 2002 wieder in die Elbe.



Abb. 1: Quelle des Kaitzbachs im Dorf Kleinnaundorf bei Dresden (Quelle: Thiem)



Abb. 2: Kaitzbach im Dresdner Stadtteil Kaitz (Quelle: Thiem)

In seiner Gesamtheit wird der Bach kaum von den Dresdnerinnen und Dresdnern bemerkt. Dennoch kann der Kaitzbach nicht als ein vergessener Bach bezeichnet werden. In einigen Abschnitten, wie in den Stadtteilen Kaitz, Mockritz und Strehlen, wird der Bach nicht nur von den Anwohnern wahrgenommen, sinnlich erlebt und als Naherholungsgebiet genutzt. Das rege Interesse an der Geschichte der einzelnen Stadtteile lockt jedes Jahr viele Dresdnerinnen und Dresdner zu Führungen und Exkursionen, seit 1994 auch an den Kaitzbach. Im Frühjahr 1994 wurden monatlich Bachwanderungen mit Erläuterungen zur Natur- und Sozialgeschichte angeboten. Die Touren werden seit 1995 von einem Dresdner Stadtführungsverein beworben. Seit dem werden mehrmals im Jahr Führungen am Kaitzbach angeboten, die neben der historischen Nutzung des Wassers, der Stadtteilgeschichte auch die ökologische Bedeutung des Baches erläutern. Bis heute interessiert sich die Bevölkerung für die Kaitzbachführung. Die Teilnehmerzahl schwankt zwischen 5 und 15 Personen. Manchmal nehmen 20 Personen teil (mdl. Mitteilung Frenzel 2007).

Möglich wurde dies erst durch die öffentlichkeitswirksame Aktion „Einen Bach zum Thema machen“ (vgl. Frenzel, Reichmann 1998, S. 94ff) einer interdisziplinären Forschergruppe, die zwischen 1993 und 1997 Denkarten und Handlungsweisen verschiedener sozialer Gruppen beim Umgang mit städtischen Fließgewässern untersuchte. Die Studien waren Teil des vom BMBF geförderten Verbundprojektes „Wasserkultur“ der Universitäten Kassel und Darmstadt sowie der

Städte Frankfurt/M. und Dresden (vgl. Ipsen et al. 1998). Mittelpunkt der Untersuchungen bildeten folgende Fragen:

1) Welche Akteure nutzen wie den Bach? Welche Interessen vertreten sie?
2) Wie kann der Kaitzbach thematisiert werden und in das Bewusstsein der Bevölkerung zurückfließen?
3) Wie kann das gesellschaftliche Naturverständnis Gegenstand öffentlicher Diskurse werden, um Stadtentwicklungen ökologisch zu gestalten? (vgl. Jelitto, Schmidt-Lerm 1995; Frenzel 1996; Frenzel, Reichmann 1998).

Durch zahlreiche Aktivitäten in der Öffentlichkeits- und Informationsarbeit gelang es, den Kaitzbach wieder oder als neues Element in das Bewusstsein der Bevölkerung zu bringen. Zwischen 1993 und 1997 wurden folgende Aktionen angeboten:

- Präsentation von Schautafeln zum Thema „Der Kaitzbach ein Stadtbach" in Schulen und auf Stadtteilfesten,
- Herausgabe eines Exkursionsführers, der vor allem die geschichtliche Entwicklung des Kaitzbaches vorstellt (vgl. Becker, Frenzel 1995),
- Exkursionen zur Sozial- und Naturgeschichte des Einzugsgebietes und gewässerhistorische Führungen,
- Wasser-Kunstaktion MNEMOSYNE – Leben „AM und MIT Wasser",
- Veröffentlichung kleinerer Beiträge über historische und aktuelle Geschehnisse am Kaitzbach in der Dresdner lokalen Presse,
- Produktion eines längeren Hörfunk-Features,
- Präsentation der Ergebnisse eines studentischen Ideenwettbewerbs „Der ganze Bach": Durch Plakate wurde z. B. auf das Spannungsfeld zwischen Sehnsucht der Menschen nach Natur und den Annehmlichkeiten des Stadtlebens auf Kosten der Natur in das Blickfeld der Bevölkerung gerückt (vgl. Wehrle 1998, S. 79f).
- Zukunftswerkstatt „Leben am Kaitzbach" in Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk WEITERDENKEN e. V. Der Einladung folgten Kaitzbachanrainer, Kleingartenvereine, ein Agrarbetrieb sowie Naturschutzgruppen.

Von den damals entwickelten Aktionen haben sich bis heute der Kaitzbach-Wanderführer (vgl. Albrecht, Frenzel 2002), die zwei bis dreimal im Jahr stattfindenden Gewässerführungen und die Wasser-Kunstaktion MNEMOSYNE des Künstlerinnenvereins Dresdner Sezession 89 e. V. erhalten.

„AM und MIT Wasser" – die Wasser-Kunstaktion MNEMOSYNE

Seit 1993 bringen die Künstlerinnen der Dresdner Sezession 89 e. V. Wasser zurück in das Bewusstsein der Stadtbevölkerung, zunächst am Zwingerteich, und seit 1994 am Kaitzbach.

Was veranlasste die Künstlerinnen aus der Galerie heraus in den öffentlichen Raum an die Gewässer zu gehen?

Am Anfang waren es Neugier und die Anziehungskraft der Gewässer, die die Künstlerinnen aus den Ateliers und Galerien lockte: „[...] die Lust mit Wasser Kunst zu machen und die Ahnung, dass der Genius loci nicht nur herausfordert, neue Denk- und Bewegungsräume für Kunst zu erproben, sondern [...] zwingt, sich mit dem Wasser, seiner Geschichte und Gegenwart, seinem Symbol- und Imaginationspotenzial auseinanderzusetzen." (Hellmich in Dresdner Sezession 89 e.V. 1994, S. 2). Auf Initiative von Heidemarie Dreßel führten die Künstlerinnen ihre erste Wasserkunstaktion 1993 am Dresdner Zwingerteich durch. Sie war MELUSINE, einer mittelalterlichen Sagengestalt, halb Fisch (Natur) und halb Frau (Mensch) gewidmet. Nicht nur die Aktion selbst, sondern auch der Titel der Kunstaktion sollte erinnern: An das, was Wasser war und sein kann, ein Element der Erinnerung, ein Merkort und ein mythischer Ort (vgl. Dresdner Sezession 89 e.V. 1994, S. 2). Viele Sagen und Mythen erwähnen Melusinen, Undinen und Wasserfrauen. Ihre weiblichen Urkräfte werden immer mit dem Quell des Lebens, aber auch mit der unberechenbaren Naturgewalt in Verbindung gebracht. Die Sage berichtet davon, dass Melusine den Ritter von Poitou unter der Bedingung heiratet, sie niemals beim Bade zu betrachten. Denn beim Baden offenbart sich ihre wahre Gestalt, die einer Wasserfrau. Der Ritter bricht das Tabu. Daraufhin flieht Melusine und kehrt in ihr Reich zurück. Sie erscheint nur, sobald Unheil droht (vgl. Lecouteux 1975, S. 556). Die Sage wird heute oft als Gleichnis für das Spannungsfeld Natur – Kultur genutzt.

Sagen und Mythen waren und sind stets ein Nährboden für Kunst. Sie gelten aber auch als Träger des kulturellen Gedächtnisses (vgl. Assmann 1999, S. 15ff). Sie helfen sich zu erinnern und Geschichte zu verinnerlichen über Vorstellung und Interpretation.

Recherchen über die Geschichte des Zwingerteiches ließen die Künstlerinnen auf andere Stadtgewässer in Dresden aufmerksam werden. Sie stießen auf den Kaitzbach, der die Ziergewässer der Parkanlage Großer Garten speist. Die Zusammenarbeit mit der Forschergruppe des BMBF-Projektes „Wasserkultur" förderte die Idee, nicht nur die Ziergewässer im Großen Garten durch Kunst in Szene zu setzen, sondern den Kaitzbach, vom Großen Garten bis zur Quelle, als Leitfigur für die nächste Wasserkunstaktion zu wählen. Das war der Beginn der Wasserkunstaktion MNEMOSYNE AM und MIT Wasser.

Mit dem Raumwechsel ergaben sich Änderungen im Konzept. Ein Wechsel der titelgebenden Gestalt lag nahe. Die Wahl fiel auf MNEMOSYNE. In der griechischen Mythologie ist Mnemosyne eine Titanin und Tochter von Gaia und Uranos. Sie gilt als Schlüsselfigur für Wasser, Weiblichkeit und Kunst. Sie erscheint als Quelle des Trinkwassers und des Wassers, das die Erfahrungen vergangener Generationen aufbewahrt. Aus ihrem Schoß entstammen die neun Musen. Mit Beginn der schriftlichen Überlieferungen wurde sie zur Göttin des Gedächtnisses (mnemein [griech.] = erinnern). In ihrer Gestalt fließen das Urbild der Frau mit der Kunst und dem Wesen des Wassers zusammen (vgl. Hunger 1988, S. 328; Ranke–Graves v. 1993, S. 45).

MNEMOSYNE memory 94 (20.8.-17.9.1994)

Mit MNEMOSYNE memory griffen die Frauen der Dresdner Sezession 89 e. V. die Idee Wasser als Merkort aus dem MELUSINE-Projekt wieder auf. An vier Wochenenden im August und September markierten die Künstlerinnen und ihre Gäste Merkorte entlang des Kaitzbaches. Sie bedienten sich temporärer Installationen, Skulpturen, Performances, Musik und Tanz. Es war ein zeitlich befristeter Kunstpfad entstanden, der den heutigen Umgang mit Wasser „zwischen gesuchter Idylle und himmelschreiender Vernachlässigung problematisierte und Zeichen einer flüssigen Erinnerung in die tauben Zonen der Gewöhnung setzte." (Hellmich in Dresdner Sezession 89 e. V. 1994, S. 2).

Die Aktion erfreute sich regen Zuspruches. Die lokale Presse berichtete in verschiedenen Ausgaben darüber. Die Wasser-Kunstaktion zog sowohl kunstinteressierte als auch nicht an Kunst interessierte Personen an. Auch Orte, die außerhalb der Stadt und nur zu Fuß erreichbar waren, wurden besucht. Es wurde auch diskutiert über Sinn und Unsinn dieser Aktion. Für die Diskussionen richteten die Künstlerinnen gemeinsam mit der BMBF-Forschergruppe ein Forum ein. Während spezieller Kaitzbachexkursionen oder in öffentlichen Diskussionsrunden im Wasserwerk Albertstadt, diskutierten die Künstlerinnen mit der Stadtverwaltung und gaben Einblicke in ihre Intentionen, Arbeitsweisen und Erfahrungen in der Wahrnehmung und Bewertung von Kunst im öffentlichen Raum (vgl. Frenzel 1996, S. 45).

Die Kunstaktionen von 1994 erstreckten sich vom Palais im Großen Garten über die Stadtteile Strehlen, Mockritz und Kaitz, die Wismut-Halde in Gittersee bis hinauf zur Kaitzbachquelle. Im Palais waren für vier Wochen zum Beispiel die Installation „Bad der Mnemosyne" von Heidemarie Dreßel, eine Fenstergestaltung aus leuchtenden Röhren von Kerstin Franke-Gneuß und vor dem Palais „symbol of memory" von Natalia LL, ein Arrangement aus Stoppschildern, zu sehen. Auf dem Gustav-Adolf-Platz in Strehlen installierte Kerstin Franke-Gneuß eine vier Meter hohe Stahlskulptur „Regenerierte Linie" (vgl. Abb. 3). Die Skulptur symbolisiert die widerstrebende Kraft des Wassers und das Aufeinandertreffen von Lebendigkeit und Erstarrung (vgl. Dresdner Sezession 89 e. V. 1994, S. 10).



Abb. 3: „Innere Mitte" von Kerstin Franke-Gneuß, seit 2000 auf dem Gustav-Adolf-Platz (Quelle: Thiem)

Gleichzeitig unterbreitete Kerstin Franke-Gneuß mit dieser Skulptur einen Vorschlag für eine dauerhafte Gestaltung des Platzes. Sechs Jahre später wurde die Stahlskulptur als „Innere Mitte" dauerhaft auf dem Gustav-Adolf-Platz aufgestellt. Nur wenige Meter von dieser Skulptur entfernt, verwirrten die Reflektionen von neuen Spiegelsäulen die Betrachter. Diese Installation von Thea Richter wurde 2001 als „lichtung" im oberen Kaitzbachgrund, in einem Waldstück, aufgestellt (vgl. Abb. 4).

Zwischen Mockritz und Kaitz schufen mehrere Künstlerinnen der Dresdner Sezession 89 e. V. Skulpturen und Installationen, die nur zu Fuß in ihrer Gesamtheit und Symbolik wahrgenommen werden konnten. Die Styroporfigur „störonatur" von Karin Heynes und eine Sandsteinechse von Christa Donner reflektieren z. B. das Verhältnis der Gesellschaft zu Natur oder natürlichen Dingen. In Kleinnaundorf, unweit der Quelle des Kaitzbaches, fand Heidemarie Dreßel eine Stelle für ihre Brunnenskulptur „Nixengespräch". An dieser Stelle verunreinigten 1994 Abwässer den Bach. Die Kunstaktionen endeten an der Quelle des Kaitzbaches. An der Quelle installierte Kerstin Quandt die „Haut der Erinnerung", zwei durchsichtige Plexiglashauben.



Abb. 4: „lichtung" von Thea Richter. Die Skulptur besteht aus neun Spiegelsäulen und befindet sich seit 2001 im oberen Kaitzbachgrund (Quelle: Thiem)

Im darauffolgenden Jahr wurde die MNEMOSYNE Wasser-Kunstaktion fortgesetzt. MNEMOSYNE 95 sans souci widmete sich den Ziergewässern in den Parkanlagen Großer Garten und Bürgerwiese. Für fünf Wochen setzten Installationen auf und an den Ufern der Gewässer künstlerische Akzente.

MNEMOSYNE imagine 96 (7.9-30.9.1996)

Die Idee durch Kunst auf die ökologische und historische Bedeutung des Kaitzbaches aufmerksam zu machen, stieß auf positive öffentliche Resonanz und anhaltendes Interesse. Auch die Stadt Dresden begann sich intensiver mit dem Konzept zu beschäftigen. Das Engagement der Künstlerinnen wurde 1996 mit dem Kunst-Förderpreis der Stadt Dresden geehrt.

Galt das Interesse der Künstlerinnen 1994 und 1995 dem größtenteils oberirdisch fließenden Wasser des Kaitzbaches, wanden sie sich 1996 dem verrohrten und unsichtbaren Kaitzbach in der Dresdner Innenstadt zu: Imagination – Was sein kann. Am Ende des 18. Jahrhunderts durchzog der Kaitzbach als abgedeckter Graben die Dresdner Innenstadt, umfloss die Festungsmauern von Dresden und mündete in Höhe der Synagoge in die Elbe. Im 19. Jahrhundert wurde der ehema-

lige Festungsgraben, der vom Wasser des Kaitzbaches gespeist wurde in einen kleinen Gondelhafen umgewandelt (vgl. Frenzel 2002, S. 63). Auch im Innenstadtbereich wurde die Kraft des Kaitzbachwassers genutzt. Zum Beispiel bezog die kurfürstliche Münze ihr Betriebswasser aus dem Kaitzbach – Anknüpfungspunkte an die Vergangenheit: Was Wasser war.

Die Aktion MNEMOSYNE imagine 96 überschnitt sich mit den wieder aufgenommenen Diskussionen zur Gestaltung des Dresdner Rings und Altstadtkerns. Überlegungen, den Kaitzbach im Innenstadtbereich wieder frei zu legen, flossen in Gestaltungspläne ein. Wasser sollte neben dem Grün zu einem Bestandteil der Ringidee werden. Bis heute fließt allerdings der Kaitzbach noch unterirdisch in die Elbe.

MNEMOSYNE imagine 96 wurde mit der Performance Eimerkette „9x9 H2O“ von Kerstin Quandt eröffnet. Vor dem Stadtmuseum installierte Angelika Hampel ein „Denkmal für einen Bach“, eine Halbkugel aus Plexiglas. Im Fußgängertunnel unter dem Pirnaischen Platz erinnerte Heidemarie Dreßel mit der Installation „Wasserblau“ an den versteckten Lauf des Kaitzbaches. Auf der Brühlschen Terrasse bauten Erwin Stache Klangkörper und Thea Richter neun Käfige und neun Monitore „geteert und gefedert“ auf. In einem weiten Kreis rund um den Altmarkt, über die St.-Petersburger-Straße, den Dr.-Külz-Ring, Wallstraße bis zum Terrassenufer erinnerten Skulpturen, Klang- und Lichtinstallation an den Kaitzbach und appellierten an das Vorstellungsvermögen: Was sein kann.

Auch 1997 fand eine Wasser-Kunstaktion statt. Der temporäre Kunstweg wurde auf der gegenüberliegenden Elbseite fortgesetzt. Von der Mündung der Prießnitz in die Elbe, durch den Stadtteil Äußere Neustadt, zogen sich Aktionen bis an den Rand der Dresdner Heide.

Der Wasser-Kunst-Weg

Die Umwandlung des MNEMOSYNE-Kunstweges von einer temporären Kunstmeile in einen dauerhaften Wasser-Kunst-Weg wurde 1998 beschlossen. Das Kulturamt, die Kunstkommission der Stadt Dresden, die Dresdner Stadtentwässerung und viele andere Unternehmen förderten von nun an die MNEMOSYNE-Idee. Ab 1999 wurde der Wasser-Kunst-Weg schrittweise ausgebaut. Im gleichen Jahr wurde ein internationaler künstlerischer Workshop veranstaltet. In diesem Workshop wurden neue künstlerische Konzepte entwickelt, die zum einen die Idee der MNEMOSYNE weiterführen und zum anderen interessante stadtplanerische Impulse setzen. Drei Arbeiten wurden zur Umsetzung vorgeschlagen: „Haltepunkte“, an Waschbeckenabflüsse erinnernde Kanaldeckel der BKH Gutmann (umgesetzt 2000). Sie wurden vor dem Rathaus installiert. „Aqualux“ von Kirsten Kaiser. Hierbei handelt es sich um leicht geschwungene glasklare Acrylglasblöcke, die durch LED-Profile in den Unterkanten beleuchtet werden. Die Eimerpyramide „Augenblicke“ von Kerstin Quandt wurde noch nicht verwirklicht.

Den Verlauf des Kaitzbaches säumen seit 2000 verschiedene Skulpturen und Plastiken: Auf einer Länge von 11 Kilometern reihen sich neun Musensteine von Christa Donner (2001) auf. Ergänzt werden diese von neun Spiegelsäulen von Thea Richter (2001), der Plastik „Innere Mitte" von Kerstin Franke-Gneuß (2000), Angela Hampels „Denkmal für einen Bach" (2001) und den Workshopfavoriten „Haltepunkte" und „Aqualux". Die Projektion eines Bibeltextes im Bereich der Kreuzkirche von Gudrun Wassermann vervollständigte 2006 den Wasser-Kunst-Weg.

Jüngstes Objekt des Wasser-Kunst-Weges sind die „Parkmöbel am Kaitzbach", die Joachim Manz im Juni 2007 der Öffentlichkeit übergab. Die Möbel stehen im Hugo-Bürkner-Park im Stadtteil Strehlen. Die Parkmöbel sind weder Tisch noch Stuhl, sondern zwei Pontons, die Badeinseln in einem See gleichen (vgl. Abb. 5). Bestückt mit Bank, Laterne und Konifere sollen sie zum Rasten einladen, zum Verweilen. Die Orte, die Joachim Manz auswählt, sind Alltagsorte. Sie sind weder schön, noch auf irgendeine Weise beeindruckend.



Abb. 5: „Parkmöbel am Kaitzbach" von Joachim Manz, jüngstes Objekt des MNEMOSYNE Wasser-Kunst-Weges (Quelle: Thiem)

Es sind Orte, an denen die Menschen eher gedankenlos vorübereilen. Orte in der Stadt, die leicht übersehen werden. Wer auf den Inseln im Park rastet, dem wird auffallen, dass der Hugo-Bürkner-Park kein Park ist. Die von Bäumen umstandenen Wiesen und der umlaufende Damm gehören zu einem Hochwasserrückhaltebecken. Ein- bis zweimal im Jahr füllen die Hochwasser des Kaitzbaches das Becken. Dann lösen sich die Möbel, schwimmen wie Inseln und sinken nach Ablaufen des Wassers an einem beliebigen Ort nieder.

Fazit

Seit dem BMBF-Projekt „Wasserkultur" sind viele urbane Gewässer untersucht und stückweise wieder an das Licht gebracht worden. Teilweise wurden sie auch renaturiert. Das Beachtenswerte am Projekt Kaitzbach ist, dass dieser Bach nicht abschnittsweise, sondern vollständig untersucht wurde. Auch die Wasser-Kunstaktion ist einmalig. Sie betrachtet Kunst am Wasser nicht als architektonischen Zierrat und als Gestaltungsmittel zur Aufwertung städtischer Räume, sondern als Stolpersteine, Besinnungshilfe und Erinnerung. Die MNEMOSYNE Kunstaktion beweist, dass Bäche auch nach dem Funktionswandel und nach dem Entschwinden aus dem städtischen Alltag noch immer gefunden und entdeckt werden können: Entdeckt nicht nur als mal mehr und mal weniger umgestaltetes Naturelement, sondern als Ort mit einer besonderen Charakteristik und Aura. Auch verrohrt und verbaut sind Stadtbäche Merkorte. Sie erinnern an Stadt- und Wassergeschichte, aber durch ihre Struktur auch an die Geschichte des Ingenieurwesens.

MNEMOSYNE zeigt aber noch einen weiteren Weg: eine Methode, die parallel oder besser Bürgerbeteiligungsprozessen vorgeschaltet, Interesse und Neugier der Bevölkerung fördert. Kunst lockt, kann Lust auf mehr – auf mehr Wissen und Engagement wecken, kann helfen Verhaltensweisen zu überdenken und zu ändern. Dies entspricht auch den Zielen der Bildung für Nachhaltige Entwicklung.

Eine individuelle Bedeutung erlangt der Stadtbach, aber auch alle anderen Elemente der Landschaft, durch eine Kombination verschiedener Wahrnehmungsebenen und Assoziationen. Grundlage für Engagement und Schutz jeglicher Art, jenseits von Gesetzesvorgaben oder eine behutsame Weiterentwicklung ist eine Melange aus Wissen und verschiedenen Assoziationen. Kunst kann eine Brücke zu Schutz und Engagement bilden. Kunst kann Natur interpretieren, aber auch vermeintliche Widersprüche zwischen Kultur und Natur im städtischen Leben aufheben.

Literatur und Quellen

Albrecht, G. u. Frenzel, F. (2002): Der Kaitzbach in Dresden. Ein Weg mit dem Wasser. 2. Aufl., Dresden.

Assmann, J. (1999): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.

Becker, S. u. Frenzel, F. (1995): Der Kaitzbach in Dresden. Ein Weg mit dem Wasser. Exkursionsführer, Dresden.

Dresdner Sezession 89 e.V. (Hrsg.) (1994): MNEMOSYNE – memory. Katalog der Kunstaktion „AM und MIT Wasser". Kaitzbachprojekt 1994 der Dresdner Sezession 89 e. V. vom 20.8.-25.9.1994. Dresden.

Dresdner Sezession 89 e.V. (Hrsg.) (1996): MNEMOSYNE – imagine. Katalog der WasserKUNSTaktion im Stadtzentrum von Dresden der Dresdner Sezession 89 e. V. vom 7.9- 30.9.1996. Dresden.

Frenzel, F. (1996): Soziale Netzwerke für den ökologischen Wandel? Einen Stadtbach zum Thema machen. In: BMBF-Forschungsvorhaben „Wasserkultur" (Hrsg.): WasserKultur. WasserKultur Texte 22, Kassel.

Frenzel, F. u. Reichmann, S. (1998): Der ganze Bach – Einen Stadtbach zum Thema machen. In: Ipsen, D., Cichorowski, G. u. Schramm, E. (Hrsg.): Wasserkultur - Beiträge zu einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Stadtökologie Bd. 2, S. 94-107, Berlin.

Frenzel, F. (2001): Der Kaitzbach im Wandel oder: Was bedeutet schon ein Stadtbach. In: Dresdner Hefte, Jg. 19/67 3/01, S. 30-37.

Jelitto, U. u. Schmidt-Lerm, S. (1996): Sozialpsychologische Untersuchungen im Einzugsgebiet des Kaitzbaches. In: BMBF-Forschungsvorhaben „Wasserkultur" (Hrsg.): WasserKultur. WasserKultur Texte 15, Kassel.

Hunger, H. (1988): Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, 8. erw. Aufl., Wien.

Kaiser, O. (2005): Bewertung urbaner Gewässer. In: Culterra 44/2005, Schriftenreihe des Instituts für Landespflege der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg.

Lecouteux, C. (1975): Melusine. In: Brednich, W. (Hrsg) (1975).: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 9, S. 556, Berlin.

Ranke-Graves, R. v. (1993): Griechische Mythologie. Quellen und Deutung, Neuaufl., Hamburg.

Stokmann, A. u. Klaus, U. (2006): Flussbaden – Badefluss: Aktuelle Herausforderungen an Qualität und Gestaltung urbaner Gewässer und Uferzonen. In: Stadt + Grün, Jg. 55/4, S. 48-53.

Wehrle, A. (1998): Wasser erfahrbar machen. In: Ipsen, D., Cichorowski, G. u. Schramm, E. (Hrsg.): Wasserkultur – Beiträge zu einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Stadtökologie Bd. 2, S. 73-93, Berlin.

Die Bedeutung stadtnaher Wälder zur sozialen Integration marginalisierter Bevölkerungsgruppen in urbanen Räumen

Katharina Vering

Abstract

The integration of immigrants is a permanent political topic in Germany. But there are more groups of the population who need integrative help because they lost the touch with the society and live at the edge of it. Homeless people, handicapped persons, immigrants, drug addicts, delinquents, difficult teenagers, long-term unemployed represent these marginal groups (Bolte, Hradil 1988). The integration of these different groups is seen as a common social task because a common benefit arises if integration will be successful. It is necessary that actors, which are not directly confronted with the task of integration, are involved to find solutions or offer integrative projects. One of these actors can be seen in the forest administration in urban areas. The special meaning of urban forests is shown in the amount of different user demands and the importance of the function "protection" and "recreation" in contrast to the "economic function". The article exposes integration projects in urban forests (Göttingen and Freiburg i.Br.) for marginal groups. These projects have an influence on the social integration of people (e.g. qualification or a job for long-term unemployed). It is shown, that the forest administration can contribute to the integration but there is a need of cooperation. As a result the forest administrations and social institutions have to combine their competences to ensure a successful social integration.

Einleitung

Am 12. Juli 2007 trat die Bundesregierung mit Vertretern der Länder und Kommunen und anderen nichtstaatlichen Akteuren zum 2. Integrationsgipfel in Berlin zusammen. Im Fokus dieses Treffens stand die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund in die Gesellschaft. Hierzu wurden 400 Maßnahmen und Selbstverpflichtungen verabschiedet, die zu einer Integration beitragen sollen, z.B. die Erhöhung der Stundenzahl für Integrationskurse von 600 auf 900. Ausgewiesenes Ziel hierbei soll keine Gleichmacherei der Menschen sein, sondern es sollen für alle in Deutschland lebenden Menschen gleiche Chancen auf Bildung, Entwicklung und Wohlstand geschaffen werden (vgl. Bundesregierung 2007). Hier schließt sich die Frage an, ob nur Personen mit einem Migrationshintergrund dieser Chancengleichheit bedürfen. Unsere Gesellschaft weist weitere Personengruppen auf, die auf integrative Maßnahmen angewiesen sind. So genannte Randgruppen bzw. marginalisierte Bevölkerungsgruppen können wie folgt definiert werden:

> *„[…] daß bestimmte Gruppen der Bevölkerung […] jeweils so gravierende Anhäufungen von sozialen Beziehungen auf sich vereinen, daß sie vom üblichen Leben in unserer Gesellschaft in gewisser Weise ausgeschlossen sind und daher „randständig" erscheinen.*

> *Randständigkeit kann sich sowohl aus ungünstigen materiellen Lebensbedingungen (z.B. Armut und Wohnungslosigkeit) als auch aus einem besonderen Verhältnis zu staatlichen Stellen (Betreuung, Aufsicht, Haft etc.) oder aus problematischen Beziehungen zur übrigen Bevölkerung (Vorurteile, Diskriminierung, Isolation o.ä.) ergeben."* (Bolte, Hradil 1988, S. 237)

Behinderte, Obdachlose und Nichtsesshafte, ausländische Arbeiter, Drogenabhängige, Strafentlassene, aus stationärer Therapie Entlassene sowie langjährige Insassen von Strafanstalten, psychiatrischen Krankenhäusern, Pflege- und Fürsorgeheimen sind von derartiger Randständigkeit betroffen (vgl. Bolte, Hradil, 1988, S. 238). In dem vorliegenden Aufsatz werden ebenfalls Langzeitarbeitslose und problematische Jugendliche als Randgruppen definiert, da auch sie größtenteils vom üblichen Leben der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Randgruppen nach der o. g. Auflistung unterscheiden sich durch die Art der Benachteiligung und die spezifischen Lebenslagen. Dagegen herrschen innerhalb einer Gruppe charakteristische Gemeinsamkeiten vor, die sich auf die soziale Lage, Mentalität und Verhaltensweisen beziehen. Einige Personengruppen sind zu umfangreichen Bevölkerungsteilen angewachsen, die nicht mehr als „Randerscheinung" bezeichnet werden können (ebd.). In Deutschland lebten demnach im Dezember 2003 6,6 Mill. Menschen, die als Schwerbehinderte anerkannt waren, was einem Bevölkerungsanteil von ca. 8% entspricht (Statistisches Bundesamt 2005). Auch die Zahl der Langzeitarbeitslosen des Jahres 2006 von ca. 2 Mill. (von 4,79 Mio. Arbeitslosen gesamt) macht deutlich, dass nicht mehr von einer Randerscheinung gesprochen werden kann, sondern ein Wandel innerhalb der Gesellschaft stattgefunden hat (Bundesagentur für Arbeit 2007). Die Diskussion um den Randgruppenbegriff in den 70er und 80er Jahren hat dazu geführt, dass heutzutage in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik auf den Randgruppenbegriff verzichtet wird und ein Wandel in den Zielen der Arbeit zu verzeichnen ist. Sollten Menschen mit Benachteiligungen zunächst diszipliniert werden, im Folgenden mobilisiert und eine Chancengleichheit erreicht werden, so besteht nun das Ziel in der Aufhebung von Unterversorgung und Benachteiligung durch die mehrdimensionale Betrachtungsweise (ökonomisch und politisch) der Probleme dieser Personengruppen (vgl. Chassé 1992).

Da es sich bei der Integration von Problemgruppen um eine gesellschaftliche Aufgabe handelt, die sich auf alle staatlichen Ebenen erstreckt, sehen sich die großen Kommunen mit dieser Aufgabe konfrontiert.

Durch die Integration von marginalisierten Bevölkerungsgruppen entsteht ein gesamtgesellschaftlicher Nutzen. Aus diesem Grund müssen Akteure in die Integrationsmaßnahmen einbezogen werden, die diese nicht originär in der Aufgabenwahrnehmung verankert sehen, z. B. die Forstverwaltungen. Gerade die Forstverwaltungen in urbanen Zentren kämpfen mit einer Entwicklung, die in den letzten Jahren eine abnehmende Tendenz der Bedeutung und des Einflussbereiches aufweist. Die immensen Haushaltsdefizite der Stadtverwaltungen erzwingen einen zunehmenden Bürokratieumbau und –abbau in den Großstädten (vgl. Pelz

1996). Von diesem Um- und Abbau von Verwaltungseinheiten bleibt die Forstverwaltung nicht verschont. Um den Einfluss nicht gänzlich zu verlieren, ist die Orientierung an neuen Produkten zu empfehlen, die aus der Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes abzuleiten sind (vgl. Mantau 2001a). Diese Entwicklungen weisen auf die besondere Stellung, die Grün- und Waldflächen innerhalb der Großstädte einnehmen, hin. Der Wald nahe urbanen Zentren unterliegt einer großen Interessenvielfalt und einem hohen Nutzungsdruck. Die Interessen der Bürger am städtischen Wald beziehen sich vor allem auf den Freizeitbereich und variieren z. B. mit deren Milieu (Lebenswelt). So nutzt das „Niveaumilieu" (über 50 Jahre, hohes Bildungsniveau) den Wald als Ausgleich für den stressigen Alltag und sucht an den Wochenenden möglichst unberührte Waldareale auf. Im Gegensatz hierzu stattet das „Unterhaltungsmilieu" (unter 50, niedriges Bildungsniveau) dem Wald nur kurze Besuche zur spontanen Bedürfnisbefriedigung ab (z. B. Joggen) (vgl. Braun 2000, S. 191ff.). Im Vordergrund stehen in den stadtnahen Wäldern nicht die Nutzfunktion sondern die Schutz- und Erholungsfunktion. Dieser Schwerpunkt unterscheidet das Bewirtschaftungskonzept urbaner Forstwirtschaft deutlich von den ruralen forstlichen Interessen. Krott (1998, S. 9) zeigt auf, dass die unterschiedlichen Ansprüche an den Wald im urbanen Raum nur mit innovativen Konzepten befriedigt werden können. Hierzu ist es nötig, eine „aufgabenorientierte umfassende urbane Forstwirtschaft" zu betreiben, die allen Ansprüchen und Interessen gerecht wird (vgl. Ottitsch, Krott 2005). Zu diesem Konzept urbaner Forstwirtschaft kann zum einen die Beteiligung bei der Planung von neuen Stadtteilen gehören, die versucht derartige Projekte durch Gestaltung von Bäumen und Wäldern positiv zu unterstützen. Weiterhin kann urbane Forstwirtschaft den symbolischen Charakter des Waldes nutzen und somit den Zusammenhalt der Stadtbevölkerung und die Identifikation dieser mit „ihrer" Stadt stärken. Das Konzept der urbanen Forstwirtschaft ist geprägt von sich wandelnden Aufgaben, welche die Forstwirtschaft nur erfüllen kann, wenn sie von anderen Partnern und Berufsgruppen lernt und sich anderen Disziplinen öffnet (vgl. Konijnendijk 2000). Um die Interessensvielfalt und –inhomogenität bezüglich des Waldes zu koordinieren und zu erfüllen, bedarf es ständiger Abstimmungsprozesse unter Verantwortlichen der Verwaltungsführung, Gemeinde- bzw. Stadträten und der gesamten Bürgerschaft (vgl. Burgbacher 1996). Eine Zielrangfolge der Nutzung und Funktionen des Waldes ist hierbei eine hilfreiche Maßnahme, um die Funktionen aufeinander abzustimmen und umsetzen zu können, wie z. B. eine Beschränkung der Holznutzung auf Flächen, auf denen sie ökonomisch sinnvoll ist, gezielte Gestaltungsmaßnahmen an Erholungsschwerpunkten unter Nachrangigkeit von Naturschutz- und Nutzungszielen etc. (ebd., S. 1096).

Die Sonderstellung der urbanen Wälder, die unterschiedlichen Nutzungsansprüche und die sich wandelnde gesellschaftliche Struktur lassen folgende Fragestellungen für den vorliegenden Aufsatz ableiten: Welche Bedeutung haben urbane Wälder und somit die städtischen Forstverwaltungen für die soziale Integration von Problem- bzw. Randgruppen? Können die städtischen Forstverwaltungen

einen Beitrag zur sozialen Integration leisten? Kann soziale Integration ein neues Produkt der Forstverwaltungen darstellen? Um diese Fragen zu klären, sollen zunächst die zugrundeliegenden Theorien erläutert werden.

Theoretische Grundlagen

Die Untersuchung stützt sich auf ein theoretisches Gerüst, das von unterschiedlichen Theorien beschrieben wird.

Zentraler theoretischer Baustein des Projektes stellt das „Liberale Modell der sozialen Integration" von Fuchs (1999) dar. Eine weitere theoretische Grundlage bilden die „Formen der Sozialintegration" nach Esser (2001). Zudem wird die Theorie des „Kooperativen Verwaltungshandelns" von Benz (1994) zur Klärung der Forschungsfrage herangezogen. Mantau (2001a) und Mertens (2000) verweisen auf eine neue Produktdefinition innerhalb der Forstwirtschaft, die ebenfalls Beachtung in dieser Arbeit findet. Diese theoretischen Ansätze sollen im Folgenden kurz erläutert werden.

Der Forschungsansatz bezieht sich auf die sich wandelnden Aufgaben der Forstverwaltungen in urbanen Zentren. Die dortigen Forstverwaltungen sehen sich einschneidenden Umstrukturierungsmaßnahmen gegenüber und treten z.T. nicht mehr als eigenes Amt auf, sondern sind als Abteilung den Grünflächen- oder Umweltämtern angegliedert. Auch die noch eigenständigen Forstämter sind in die kommunale Ämterstruktur eingereiht und unterliegen den Interessen und der Weisung der Stadtverwaltung. Mit dem Verlust der Eigenständigkeit geht auch ein Verlust des Handlungsspielraumes einher. Um den Handlungsspielraum nicht ganz zu verlieren, besteht die Möglichkeit der Konzentration auf neue Tätigkeitsfelder. Solch ein Tätigkeitsfeld könnte die Integration von Problemgruppen darstellen. Der Beitrag, den die Forstverwaltungen zur Integration leisten können, stützt sich auf zwei Hypothesen: Zum einen kann die Forstverwaltung durch die Kooperation mit anderen Ämtern und Institutionen einen positiven Beitrag zur Integration von Problemgruppen leisten. Diese soll als eine Handlungsmöglichkeit der Forstverwaltung verstanden werden. Eine zweite Handlungsmöglichkeit besteht in der Definition eines neuen Produktes bzw. einer neuen Dienstleistung „Integration", welche auf dem Markt angeboten werden kann.

Die Hypothese der Handlungsstrategie „Kooperation" stützt sich auf die Theorie des „Kooperativen Verwaltungshandelns" von Benz (1994). Kooperation von Verwaltungen zeigt sich demnach in der Alltagsroutine zum einen in Entscheidungen, die mit Betroffenen vorbereitet werden, zum anderen in Eingriffen, die erst vorgenommen werden, wenn eine einvernehmliche Problemlösung nicht erreicht werden kann und in Absprachen und Verträgen, die einseitigen Anordnungen vorgezogen werden (vgl. Benz 1994, S. 13).

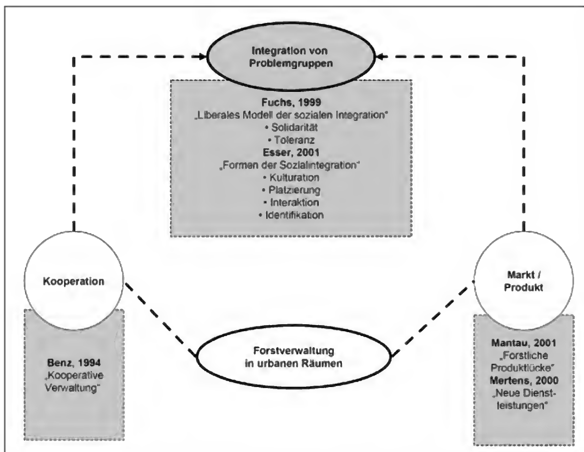


Abb. 1: Forschungsansatz und Theorien

Kooperationsbeziehungen werden vor allem dann angestrebt, wenn die Aufgabenerfüllung einzelner Institutionen begrenzt ist. Ein Beispiel hierfür ist die Umsetzung von Sozialleistungsprogrammen, wie Arbeitsförderungsmaßnahmen und die Eingliederung von Menschen mit Behinderungen in den Arbeitsprozess (ebd., S. 35). Die Kooperation von Verwaltungen unterliegt strukturellen, prozessualen und ergebnisbezogenen Merkmalen. Die strukturellen Merkmale beschreiben die Zusammenarbeit der Kooperationspartner. Als prozessuale Merkmale werden die Interaktionen und die Kommunikation der Kooperationsteilnehmer betrachtet. Auf eine freiwillige Einigung der Akteure und die konkrete Problemlösung zielt das ergebnisorientierte Merkmal der Kooperation ab (vgl. Benz 1994, S. 37ff). In der Untersuchung ist vor allem der Nutzen von Kooperationsbeziehungen in Integrationsprojekten für die Forstverwaltungen von Interesse. Dieser Nutzen kann u. a. im Informations- und Kompetenzgewinn (vgl. Krott 2001, S. 95) durch die Projekte, in der Erweiterung des Handlungsspielraumes der Institution (vgl. Mantau 2001a, 2001b; Mertens 2000), der Kontaktpflege für weitere Projekte (vgl. Benz 1994), des Synergieeffektes und der win-win-Situation (vgl. Killich 2005) und ebenfalls im Lerneffekt (vgl. Küker 2002) gesehen werden.

Die zweite Hypothese bezieht sich auf die Ausführungen von Mantau (2001a, 2001b) und Mertens (2002). Mantau (2001a) beschreibt eine forstliche Produktlücke, die es von Seiten der Forstwirtschaft zu füllen gilt. Dies soll durch die Neudefinition von Produkten und einer daraus resultierenden Erweiterung des Arbeitsfeldes geschehen. Mertens (2002) untersucht die Vermarktung von innovativen Umwelt- und Erholungsleistungen aus dem Wald. Diese Vermarktung hängt in starkem Maße von den Transaktionskosten der neuen Produkte ab, zu denen Such-, Informations- und Verhandlungsprozesse zählen, die zwischen Anbietern und Nachfragern entstehen. Sind diese entstehenden Kosten höher als die möglichen Einnahmen durch das Produkt, ist eine Vermarktung aus ökonomischer Sicht als nicht lohnend zu bewerten (vgl. Mertens 2002, S. 8).

Diese beschriebenen Handlungsstrategien der Forstverwaltung sollen nun einen positiven Beitrag zur sozialen Integration von sozialen Problemgruppen leisten. Im Forschungsansatz wird hierzu auf das Liberale Modell der sozialen Integration (Fuchs 1999) und die Formen der Sozialintegration (Esser 2001) Bezug genommen.

Liberales Modell der sozialen Integration

Die soziale Integration von gesellschaftlichen Gemeinschaften wird von der Koordination der Handlungen dieser Gemeinschaft beeinflusst. Eine Koordination von Handlungen erfolgt durch Regel-Strukturen, die sich aus Verhaltenserwartungen von Akteuren in bestimmten Handlungssituationen ergeben. Bei einer Entsprechung der Verhaltenserwartungen ist eine Handlungskoordination erfolgreich und somit auch die soziale Integration (vgl. Fuchs 1999, S. 165f). Die Handlungen der Akteure sind demnach Regeln unterworfen, die im Falle einer Nichtbeachtung bzw. abweichendem Verhalten für alle gleiche Konsequenzen bedeuten, z. B. Rechtsnormen. Die Grundlage der Handlungsregeln im liberalen Modell der sozialen Integration bildet die Bindung der Akteure an die Werte der Demokratietheorie. Diese sind auf der Kulturebene zu finden als Anerkennung der Anderen als Freie und Gleiche und des Demokratiegrundsatzes (Selbstregulierung des Demos, Letztbestimmungsrecht des Volkes). Empirisch messbar ist auf dieser Ebene die Zustimmung der Akteure zu den Grundwerten der Verfassung. Diese Zustimmung soll sich in aktiver Unterstützung der Verfassung auf der Strukturebene niederschlagen. Die aktive Unterstützung setzt sich auf der Prozessebene als verfassungskonformes Handeln und der politischen Beteiligung (Beteiligung an Wahlen) fort. Diese Faktoren der Prozessebene stellen die erste Kategorie politischen Handelns dar und sind nach der neoliberalen Demokratietheorie ein ausreichendes Maß für soziale Integration. Für die liberale Demokratietheorie gilt eine Gesellschaft aber erst als integriert, wenn die zweite Ebene des politischen Handelns ebenfalls erfüllt ist. Hierzu zählen die Faktoren Solidarität mit Anderen und die Tolerierung der Anderen. Diese Ebene wird als Handlungsebene verstanden, da die Aktivitäten der Bürger z.B. in Organisationen und Initia-

tiven zur Vermeidung von Diskriminierung und Marginalisierung und somit zur Solidarität mit Anderen beitragen sollen. Weiterhin sollen die Aktivitäten der Bürger den wechselseitigen Respekt und Toleranz ausdrücken. Dies soll sich vor allem in der Akzeptanz und Wahrnehmung der Andersartigkeit (Identität) und Besonderheit der Anderen manifestieren (vgl. Fuchs 1999, S. 169). Die Faktoren der zweiten Kategorie politischen Handelns werden empirisch anhand der Äußerungen der Experten gemessen, die entweder missbilligend oder respektvoll bewertet werden können. So liegt in dieser Untersuchung der Schwerpunkt auf den Aktivitäten und Äußerungen der Forstverwaltungen in urbanen Zentren, die zeigen sollen, ob diese Institutionen in der Lage sind, einen Beitrag zur sozialen Integration von Problemgruppen leisten zu können.

Neben der Solidarität mit Anderen und der Tolerierung der Anderen sollen in dieser Untersuchung noch weitere Aspekte der Sozialintegration einbezogen werden.

Formen der Sozialintegration

Esser (2000, S. 261f) definiert Integration wie folgt:

> *„Unter Integration wird generell der Zusammenhalt von Teilen in einem „systemischen" Ganzen und die dadurch erzeugte Abgrenzung von einer unstrukturierten Umgebung verstanden, gleichgültig zunächst worauf dieser Zusammenhalt beruht. Die Teile müssen, wie man auch sagen könnte, „integraler", also ein nicht wegzudenkender, Bestandteil des Ganzen sein."*

Die Sozialintegration bezieht sich demnach auf die Einbindung von Akteuren in das gesellschaftliche Geschehen. Diese kann in vier Ausprägungen stattfinden (vgl. Esser 2001):

Kulturation. Diese Form der Sozialintegration bezieht sich auf das Wissen und die Kenntnisse von Akteuren, die auf dieser Grundlage in der Gesellschaft erfolgreich Agieren und Interagieren können. Als wichtigster kultureller Faktor wird hierbei die Beherrschung der Sprache angesehen. Aber auch der Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten über gesellschaftliche Abläufe, z.B. eine Arbeitsmethode oder die Kenntnis über das öffentliche Hilfesystem, trägt zu einer sozialen Integration bei.

Platzierung. Mit der Platzierung ist im Allgemeinen die Besetzung einer gesellschaftlichen Position durch einen Akteur gemeint. Die Personen werden durch die Platzierung in ein bestehendes soziales System aufgenommen und eingegliedert. Platzierung hängt immer mit bestimmten Rechten zusammen, wie z.B. dem Wahlrecht, der Übernahme von beruflichen oder anderen Positionen, die eine soziale Integration begünstigen. Kulturation und Platzierung hängen eng zusammen, denn Personen, die Kenntnisse erworben haben, z.B. durch eine gute Schulausbildung, können eine gute berufliche Position erlangen und sich so Zugang zu interessanten Ressourcen verschaffen (Kompetenzen, Rechte, Interessensvertretung).

Diese machen die Personen für Interaktionen mit anderen Akteuren interessant und sichern eine nachhaltige Sozialintegration.

Interaktion. Interaktionen sind als soziale Beziehungen mit relativ festen und verbindlichen Regeln für typische Arten von Interaktionen zu bezeichnen. Beispiele hierfür können eine Nachbarschaftsbeziehung, eine Freundschaft oder eine Ehe sein. Der emotionale Bezug ist besonderes Kennzeichen von Interaktionen, der z.B. bei „Dissonanzen" hemmend auf die Aufnahme von Beziehungen wirkt.

Identifikation. Soziale Integration durch Identifikation findet dann statt, wenn sich ein Akteur mit dem sozialen System als Einheit versteht. Hierbei ist die gedankliche und emotionale Beziehung zwischen einem Einzelnen und dem sozialen System (Ganzheit, Kollektiv) gemeint, wobei eine Orientierung des Akteurs an z.B. dem Nationalstolz oder dem Wir-Gefühl der Mitglieder der Gesellschaft oder Gruppe stattfindet.

Die Dimensionen der Sozialintegration weisen Faktoren auf, die von Akteuren des sozialen Systems beeinflusst werden können. So soll dieser Aufsatz zeigen, ob die Institutionen, hier vor allem die Forstverwaltungen, mit ihren Maßnahmen (mit Waldbezug) zu einer nachhaltigen Sozialintegration von Problemgruppen beitragen können.

Methode und Material

Zur Klärung der Fragestellungen wird die Methode des Experteninterviews gewählt. Expertenwissen ist für Untersuchungen von Bedeutung, die auf das Wissen abzielen, das aus Erfahrungsregeln von Personen besteht, die das Funktionieren sozialer Systeme bestimmen (Meuser, Nagel 2002). Personen gelten als Experten, wenn sie sich durch folgende Faktoren ausweisen:

> *„- wer in irgendeiner Weise Verantwortung trägt für den Entwurf, die Implementierung oder die Kontrolle einer Problemlösung oder*
>
> *- wer über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen oder Entscheidungsprozesse verfügt."* (Meuser, Nagel 2002, S. 73)

Nach diesen Kriterien werden die Experten dieser Untersuchung ausgewählt. Es handelt sich vornehmlich um Personen, die in den Institutionen Schnittstellen besetzen, über detaillierte Informationen und Entscheidungskompetenzen verfügen oder direkt der ausführenden Ebene angehören. Die Untersuchungseinheit setzt sich in diesem konkreten Fall aus den Institutionen mit der Aufgabe der Verwaltung und Management der Wald- und Grünflächen innerhalb der Stadt und den sozialen Institutionen mit der Aufgabe der Unterstützung und Hilfe von Problemgruppen zusammen. Die aufgeführte Tabelle soll einen Überblick über die befragten Experten liefern. (Die einzelnen Interviewpartner werden im Folgenden mit (I) gekennzeichnet.)

Tab. 1: Ausgewählte Experten nach Fachbereichen (Quelle: Vering 2007)

Fachbereich	Befragte Experten
Forst	• Forstamtsleiter/-innen • Revierleiter/-in
Grünflächen	• Fachbereichsleiter/-in • Leiter/-in der Personalabteilung
Sozial	• Leiter/-innen gemeinnütziger Einrichtungen (Arbeitsförderung, Suchtkrankenhilfe, Straffälligenhilfe) • Sozialarbeiter/-innen • Leiter/-in Jugendamt • Mitarbeiter/-innen eines umweltpädagogischen Verein • Leiter/-in des Sozialamtes • Leiter/-in Jugendförderung • Suchtbeauftragte der Stadt • Mitarbeiter/-in Behindertenverein
Städtische Ämter	• Stadtrat • Leiter/-in Ferienspiele

Die Daten wurden auf der Basis von Fallstudien in ausgewählten Großstädten in Deutschland (Göttingen, Kassel, Freiburg i. Br., Frankfurt a. M., Hamburg, Düsseldorf, Berlin, Nürnberg) erhoben, wobei in diesem Aufsatz Bezug auf die Fallstudien Göttingen und Freiburg i.Br. genommen wird. Die Auswahl der Untersuchungsobjekte fand nach den Kriterien der Stadtgröße, Waldflächengröße und der vorhandenen Projekte statt. In die Untersuchung wurden ausschließlich Städte einbezogen, deren Einwohnerzahl über 100.000 liegt und somit als Großstädte bezeichnet werden (Klassifizierung nach W. Christaller; zitiert nach www.e-geography.de). Die Fläche des stadtnahen bzw. städtischen Waldes sollte über 2.000 ha betragen, um in die Untersuchung aufgenommen zu werden. Das Kriterium des Vorhandenseins von integrativen Projekten mit Waldbezug innerhalb der Großstädte ist als zentral anzusehen. Bei einem ersten Kontaktgespräch wird zunächst die Frage nach derartigen Projekten gestellt. Finden Projekte statt, kann die Stadt als eigene Fallstudie in die Untersuchung einbezogen werden. Im nächsten Schritt werden mit den an integrativen Projekten beteiligten Institutionen bzw. deren Vertreter Termine für ein Interview vereinbart und in den jeweiligen Institutionen durchgeführt. Diese Gespräche werden mit Einverständnis der Befragten aufgezeichnet und im Anschluss an das Gespräch transkribiert. Die in digitaler Form vorliegenden Interviews werden in das Analyseprogramm MAXQDA überführt. Dieses Analyseprogramm für qualitative Daten dient der übersichtlichen Verwaltung der einzelnen Interviews und einer schematischen Codierung der Gesprächsinhalte. Die Analyse basiert auf einem zuvor aus der Theorie abgeleiteten Kategoriensystem, welches ebenfalls in das Programm eingebracht wird. Die Analyse der Daten erfolgt nach der qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring (1997), da diese eine Theoriegeleitetheit des Kategoriensystems vor-

sieht, aber gleichzeitig eine Offenheit und Erweiterung des Kategoriensystems auf Basis des Datenmaterials zulässt.

Integrationsmaßnahmen

Welche Bedeutung die stadtnahen Wälder für die Integration von marginalisierten Bevölkerungsgruppen haben können, sollen die folgenden Fallstudien aus Göttingen und Freiburg i.Br. exemplarisch darstellen.

Fallstudie Göttingen

Eine Tabelle soll zunächst zusammenfassend aufzeigen, welche Institution befragt wurde, an welchen Maßnahmen und Projekten diese beteiligt ist und welche Partner in diesen Projekten auftreten. Für die Fallstudie Göttingen ergibt sich folgende Zusammenfassung (vgl. Tab. 2):

Die Tabelle zeigt eine Vielzahl von Projekten und Maßnahmen für unterschiedliche Personengruppen. In dieser Untersuchung geht es vor allem um den Waldbezug in derartigen Projekten, so dass diese hier näher beschrieben werden sollen.

In Göttingen hat es in der Vergangenheit eine Zusammenarbeit zwischen dem Sozialamt und dem Stadtforstamt gegeben. Im Fokus dieser Zusammenarbeit stand die Bereitstellung von Arbeitsmöglichkeiten für Langzeitarbeitslose. Ziel der Arbeitsprojekte war es, die Menschen, die lange nicht in Arbeit waren, wieder an regelmäßige Arbeit heranzuführen, geregelte Tagesabläufe zu vermitteln und durch gezielte Maßnahmen zu qualifizieren, wie z.B. der Umgang mit der Motorsäge (15). Das übergeordnete Ziel dieses Projektes ist in der Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt zu sehen.

Ein weiteres Integrationsprojekt in Göttingen ist das Out-door-Programm für Suchtkranke. Hier arbeiten Arillus GmbH, eine umweltpädagogische Einrichtung, das Stadtforstamt Göttingen und die Therapieeinrichtung Södderich zusammen. Inhalte dieses Programms sind vornehmlich harte, körperliche Arbeit im Wald, das Herrichten einer Schlafstätte, das Übernachten im Wald und die eigenverantwortliche Organisation von Mahlzeiten (15). Hierbei sollen die Teilnehmer an ihre Grenzen gebracht werden und Kompetenzen wie Verantwortungsbewusstsein und Teamfähigkeit (wieder)erlernen. Die Zusammenarbeit der Institutionen besteht darin, dass das Forstamt die Flächen und die Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung stellt (z.B. Pflanzarbeiten, Zaunbau), Arillus GmbH mit der Durchführung des Projektes betraut ist und die Therapieeinrichtung die therapeutische Begleitung übernimmt. Die Besonderheit dieses Projektes besteht in der Naturerfahrung, die fernab der Zivilisation stattfindet und die Jahreszeit in der das Projekt durchgeführt wird, nämlich im Winter. Die Anfänge des Projektes liegen in der Zusammenarbeit mit dem Stadtforstamt in Göttingen. Da aber der Göttinger

Wald als nicht schneesicher gilt, ist die Arillus GmbH in höhere Harzlagen ausgewichen und arbeitet nun dort mit dem Forstamt Braunlage zusammen (I7).

Tab. 2: Institutionen in Göttingen, deren Maßnahmen und Partner (Quelle: Vering 2007)

Göttingen		
Institution	*Maßnahme / Projekt*	*Partner*
Fachbereich Stadtgrün	• Platz für Wagenburg	• k. A.
Straßensozialarbeit	• Arbeitserprobungen für Sozialhilfeempfänger z.B. Müllsammeln	• Sozialamt, Jugendämter
KiK e.V.	• Agrar- und Naturschutzprojekt für Straffällige und von Straffälligkeit Bedrohter, Drogenabhängige, Langzeitarbeitslose, z.B. Holzeinschlag (Brennholz), Freischneidearbeiten (zusätzliche und niederschwellige Arbeit)	• Landkreis Göttingen (Naturschutzarbeiten) • Stadtforstamt Göttingen • Privatforst
Fachbereich Sozialplanung	• Projekt „Soziale Stadt": Stadtteilsanierung in Grone, Grünflächengestaltung als Begegnungsstätte	• Quartiersmanagement, Stadt Göttingen (Bauamt, Stadtplanung etc.)
Stadtforstamt	• Arbeiten für Langzeitarbeitslose • Arbeiten für Suchtkranke • Waldpädagogik für Behinderte • Brennholzverarbeitung	• Sozialamt • Arillus GmbH, Therapieeinrichtung Södderelch • Arillus GmbH • KiK e.V.
Jugendamt	• Spielplatzgestaltung • Ferienprogramm	• k. A.
Arillus GmbH	• Outdoor Programm für Suchtkranke • Waldpädagogik für Behinderte	• Stadtforstamt Göttingen, Forstamt Braunlage, Therapieeinrichtung Södderich • Stadtforstamt

Weiterhin arbeiten das Stadtforstamt Göttingen und die Arillus GmbH in einem besonderen Waldpädagogikprojekt zusammen. Hierbei handelt es sich um die Arbeit mit körperlich und geistig behinderten Kindern und Jugendlichen, die für Tages- bzw. Halbtagesaktionen in den Wald kommen und dort die Natur erleben. Die Naturerlebnisse sind auf die Bedürfnisse der Teilnehmer zugeschnitten, wie z. B. die Förderung der Motorik. Nicht selten wird in diesen Projekten mit Gruppen gearbeitet, die sich aus Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung zusammensetzen. Diese Projekte sind von einer hohen Flexibilität, einer hohen Betreuerzahl und dem Einsatz der Forstamtsmitarbeiter gekennzeichnet, die z.B. einen Baum für die Gruppe fällen und so Eindrücke der Forstarbeit vermitteln (I5, I7).

Als weiteres integratives Projekt ist die Zusammenarbeit zwischen Stadtforstamt und KiK e. V. (Kontakt in Krisen e. V.) zu nennen. Die Hauptaufgabe der Organisation KiK e. V. ist die Resozialisierung von Haftentlassenen. Aber auch die Betreuung von Personen, die von Straffälligkeit bedroht sind, der Aufbau eines stabilen sozialen Umfeldes, die Schuldnerberatung sind Aufgaben der sozialen Einrichtung (I2). Das Agrar- und Naturschutzprojekt besteht seit 1989 und ist entstanden, um Straffälligen oder von Straffälligkeit bedrohten Personen eine Möglichkeit zur Beschäftigung zu geben. Für Menschen mit einem Haftaufenthalt als Station des Lebenslaufs oder Drogenproblemen besteht kaum eine Chance in den Arbeitsmarkt integriert zu werden. Das Projekt soll die Teilnehmer durch niederschwellige und zusätzliche Arbeiten im Stadtwald, wie das Aufarbeiten von Brennholz oder Freischneidearbeiten, qualifizieren und wieder an einen geregelten Tagesablauf heranführen. Das oberste Ziel besteht darin, die Menschen wieder in Arbeit zu bringen. Dieses Ziel kann nur selten auf dem ersten Arbeitsmarkt erreicht werden, aber Menschen in diesen Ersatzarbeiten zu halten und so eine stabileres Umfeld zu schaffen, ist als Teilziel zu bewerten.

Fallstudie Freiburg

Zunächst soll die Tabelle 3 einen Überblick der integrativen Projekte in Freiburg i. Br. geben.

In der Fallstudie Freiburg können ebenfalls integrative Projekte mit Waldbezug aufgedeckt werden. Diejenigen, die in Kooperation mit dem Stadtforstamt stattfinden, sollen im Folgenden beschrieben werden.

Das Stadtforstamt Freiburg ist für die Koordination der Grillplätze, die sich im Gebiet des Stadtwaldes befinden, verantwortlich. Diese können von allen Personengruppen genutzt werden. Zur Kontrolle soll zukünftig ein Ranger des Forstamtes eingesetzt werden, der die Grillplätze auch spät am Abend überprüft und im Falle störenden Verhaltens steuernd eingreifen kann. Diese Organisation und Koordination der Grillplätze liegt in der Eigenregie des Forstamtes. In Zusammenarbeit mit den ansässigen Bürgervereinen veranstaltet das Stadtforstamt Feste, sog. „Hocks“, im Wald. Diese finden vor allem in den Stadtteilen statt, in denen eine Identifikation der Bürgerinnen und Bürger geschaffen werden soll (I15). Diese beiden Projekte des Forstamtes sollen einen großen Teil der Bevölkerung erreichen und sind nicht auf die Bedürfnisse einzelner Personengruppen zugeschnitten.

Tab. 3: Institutionen in Freiburg i. Br., deren Maßnahmen und Partner (Vering 2007)

Freiburg i. Br.		
Institution	*Maßnahme / Projekt*	*Partner*
Suchtbeauftragter der Stadt Freiburg	• Aufenthalt von Drogenabhängigen im Colombipark	• k. A.
Jugendförderung	• Treffpunkte für Jugendliche im Wald	• Jugendsachbearbeiter der Polizei • Forstamt (Revierförster) • Jugendzentrum
Forstamt	• Wagenburgplatz im Wald	• Ämter der Baubranche
	• Treffpunkte für Jugendliche	• s. o.
	• Grillplätze	
	• Installation eines Waldseilgartens	• Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen (Stadtteil Rieselfeld)
	• Walderlebnispfad	• Bürgerverein
	• Festveranstaltungen im Wald	
	• Beschäftigungsprojekte für Jugendliche	• Verein zur Förderung kommunaler Beschäftigung
	• Arbeitserziehung im Wald für Jugendliche, die nicht beschulbar sind	• Schulen, Handwerker
	• Wohnungslosenhilfe	• Rotes Kreuz, Heilsarmee, Sozialamt
Stadtrat	• Treffpunkte für Homosexuelle	

Im Zuge des Neubaus eines Wohngebietes am Stadtrand von Freiburg i. Br. sind mehrere Projekte umgesetzt worden, die als Ausgleichsmaßnahmen zu bewerten sind. Zum einen wurde ein Walderlebnispfad angelegt, der vorwiegend von den Menschen, die den neuen Stadtteil bewohnen, genutzt wird. Die Besonderheit des Walderlebnispfads ist der Übergang von Waldfläche zum direkt angrenzenden Naturschutzgebiet, der so nicht nur Waldfläche, sondern auch das Freiland mit einbezieht (I15). Auch dieser gezielt angelegte Pfad ist nicht nur auf eine bestimmte Personengruppe ausgelegt, sondern soll allen Bevölkerungsgruppen die Möglichkeit zur Naturerfahrung bieten.

Neben dem Walderlebnispfad ist im Zuge der Umgestaltungsmaßnahmen am Rande des Neubaugebietes auch ein Waldseilgarten errichtet worden. Die Fläche befindet sich im Wald, liegt im Verantwortungsbereich des Stadtforstamtes und ist der Idee „Waldseilgarten" zur Verfügung gestellt worden. Die Baumaßnahmen der Stationen in diesem Erlebnisparcours hat ebenfalls das Stadtforstamt übernommen und dem derzeitigen Pächter einige Auflagen vorgeschrieben. Dieser muss, da er von öffentlichen Mitteln profitiert hat, speziellen Nutzergruppen, den Zugang zum Waldseilgarten zu günstigen Konditionen gestatten. Hierzu zählen Schulen und soziale Einrichtungen aus dem Stadtteil. Die Ziele und Inhalte, die bei einem Besuch des Seilgartens vermittelt werden, haben neben „Fun und Kick"

(I15) therapeutische Hintergründe. So sollen die Nutzergruppen u.a. Teamfähigkeit und soziale Kompetenzen erlernen (I15).

Durch den Neubau des Stadtteils musste von den zu bebauenden Flächen eine Wagenburgsiedlung weichen und umgesiedelt werden. An dieser Stelle ist dem Stadtforstamt ein Kunstgriff gelungen. Das Landeswaldgesetz lässt keine Wohnsonderformen im Wald zu. Die Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen des Stadtteilneubaus wurden jedoch in diesem Sonderfall auf den Wald verlegt und gleichzeitig diese Fläche in den Bebauungsplan aufgenommen. So konnte die Fläche im Wald der Sonderwohnform Wagenburg zugewiesen und die Wagenburg hierhin umgesiedelt werden. Diese Fläche wurde daraufhin der Wagenburgsiedlung unter den Auflagen der zeitlichen Befristung und Nutzungseinschränkungen zur Verfügung gestellt (I15). Diese legale Form des Wohnens findet nach Aussagen des Experten Nachahmer, die sich vorübergehend im Wald niederlassen. Hier wird die einzelne Situation für einen gewissen Zeitraum geduldet. In diesem Zusammenhang und in Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz, der Heilsarmee und dem Sozialamt werden in Einzelfällen für Menschen, die sowohl unter psychischen als auch sozialen Störungen leiden und keinen festen Wohnsitz haben, Möglichkeiten gefunden, für eine bestimmten Dauer im Wald zu wohnen bzw. einen Wohnwagen aufzustellen (I15).

Als weiteres integratives und preisgekröntes Projekt in Freiburg i. Br. ist die Beschäftigung von Jugendlichen zu sehen. Hier werden in Zusammenarbeit zwischen dem Stadtforstamt und dem Verein zur „Förderung kommunaler Beschäftigung“ arbeitslose Jugendliche auf den Flächen des Stadtforstamtes in angemessenen Arbeiten eingesetzt. Der Verein trägt die organisatorische Verantwortung und das Stadtforstamt stellt die Flächen zur Verfügung. In den Wintermonaten arbeiten die Jugendlichen, unter Anleitung, Brennholz auf, das getrocknet, klein gehackt und anschließend verkauft oder an bedürftige Familien, die eine Brennstoffbeihilfe vom Sozialamt erhalten, abgegeben wird. Die Tätigkeiten, die von den Jugendlichen in den Sommermonaten durchgeführt werden, beziehen sich auf das Säubern von Erholungsschwerpunkten (I15). Diese Dienstleistung der Jugendlichen bzw. des Vereins wird vom Stadtforstamt angemessen bezahlt. Die Ziele dieser Beschäftigungsmaßnahmen liegen in der Vermittlung eines „normalen“ Tagesablaufs bzw. Lebensrhythmus und der sozialen Einbindung in die Gesellschaft durch Arbeitsmaßnahmen. Als weitere Ziele gelten auch die erstmalige Konfrontation mit sinnvoller Beschäftigung und die Jugendlichen „von der Straße zu holen“ (I15). Mit ähnlichen Zielen wird ein Projekt im Stadtwald durchgeführt, welches in Kooperation zwischen Stadtforst, Schulen und Arbeitserziehern stattfindet. In diesem Fall werden einem Handwerker, der eine Weiterbildung bzw. pädagogische Ausbildung zum Arbeitserzieher absolviert hat, drei bis vier Jugendliche zur Seite gestellt, mit denen er Arbeiten im Wald erledigt. Bei diesen Jugendlichen handelt es sich um schulpflichtige Kinder, die als nicht oder nur schwer beschulbar gelten, z. B. aufgrund von Hyperaktivität oder Nicht-Integration in den Klassenverband (I15). Sie sollen durch die praktischen Tätigkeiten mit dem

Arbeitserzieher so ausgebildet werden, dass sie in der Lage sind, einfache Tätigkeiten zu verrichten und auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen.

Die Einrichtung von Treffpunkten im Wald für auffällige Jugendliche ist als weiteres integratives Projekt zu nennen. Dieses innovative Konzept wurde in Zusammenarbeit des Forstamtes, des Fachbereiches Jugendförderung der Stadt Freiburg i.Br., des Jugendsachbearbeiters der Polizei und des Jugendzentrums im Stadtteil Mooswald umgesetzt. Auslöser dieser Kooperation waren Konflikte, die sich ergeben haben, da Jugendliche sich an ungeeigneten Plätzen im Stadtteil aufhielten, wie Tiefgaragen, Einkaufszentren etc. Durch die Beschwerden der Anwohner und Passanten wurde die Polizei auf die Jugendgruppen aufmerksam und musste sie von den Plätzen verweisen. Der Jugendsachbearbeiter der Polizei nahm daraufhin Kontakt zum Jugendzentrum auf, welches wiederum die Abteilung Jugendförderung einschaltete. Die Jugendförderung kümmert sich um alle Belange der Kinder und Jugendlichen nach Kinder- und Jugendhilfegesetz, wie z.B. die Förderung und Unterstützung von Aktivitäten und Veranstaltungen, die Freizeit- und Bildungsarbeit (I14). Nach der Beratung an mehreren „Runden Tischen", an denen alle o. g. Institutionen teilnahmen, wurde die Neugestaltung von Treffpunkten im stadtteilangrenzenden Mooswald beschlossen. Diese wurden gewählt, da die Jugendlichen das stadtteileigene Jugendzentrum nicht in Anspruch nahmen, da sie dort zu vielen Einschränkungen unterliegen. Durch die Initiative des Revierleiters des Mooswaldes wurden vier geeignete Orte im Wald ausgewählt, die mit den Jugendlichen eingerichtet wurden (Wetter- und Windschutz, Feuerstelle etc.). Ebenfalls unter Mitarbeit der Jugendlichen wurde eine Nutzungsordnung der Plätze vereinbart und unterzeichnet. Dieses Projekt wurde von einem Sozialarbeiter, dem Jugendsachbearbeiter der Polizei und dem Revierleiter über zwei Jahre hinweg begleitet. Derzeit sind von den ehemals vier Treffpunkten noch zwei in der Nutzung, da zwar noch Bedarf besteht, aber das Interesse der Jugendlichen abgenommen hat. Der Cliquenzusammenhalt der Jugendlichen wurde von den Projektpartnern in den ersten Jahren überschätzt, da nach kurzer Zeit die Jugendlichen, die die Nutzungsordnung unterzeichnet haben, nicht mehr zu den Cliquen gehörten. Auch die gegenseitige Rivalität zwischen den einzelnen Gruppen wurde unterschätzt. So wurde der vom Stadtteil gestiftete Bauwagen an einem Treffpunkt in Brand gesetzt. Trotz der Schwierigkeiten kann das Projekt als erfolgreich angesehen werden, da die Nachfrage weiterhin besteht und die Beschwerden im Stadtteil stark abgenommen haben.

Integrative Maßnahmen und deren Beitrag zur sozialen Integration

Der Theorie folgend lassen sich die Projekte der Fallstudien Göttingen und Freiburg i.Br. als Beiträge zur sozialen Integration bezeichnen. Die Beschäftigungsprojekte in Göttingen für Straffällige oder von Straffälligkeit bedrohter Personen

leisten einen Beitrag zur sozialen Integration indem sich die beteiligten Ämter und Institutionen solidarisch mit den Personengruppen erklären und ihrer Andersartigkeit Toleranz gegenüber bringen. Durch diese Arbeitsprojekte können auch die Formen der Sozialintegration abgedeckt werden. Durch das Erlernen einer bestimmten Arbeitsmethode, also einer Erlangung von Kompetenzen, erfolgt eine Kulturation und durch diese Kenntnisse ist eine bessere Platzierung in der Gesellschaft möglich, wie z.B. die Aufnahme in den Arbeitsmarkt. Dieser Beitrag und die Formen der sozialen Integration lassen sich ebenso im Beschäftigungsprojekt für Langzeitarbeitslose feststellen. Das Projekt der „Out-door-Erfahrung" mit Suchtkranken in entlegenen Waldgebieten erfüllt ebenfalls die Kriterien der sozialen Integration, denn die Solidarität mit diesen Problemgruppen und der Respekt, der ihnen entgegengebracht wird, sind Ausdruck der sozialen Integration. Zudem wird durch die Maßnahme eine Interaktion zwischen den Gruppenmitgliedern und den Begleitern hergestellt, die im gesellschaftlichen Leben genutzt werden kann. Eine Identifikation mit dem gesamten sozialen System nach Ablauf der Maßnahme kann so positiv beeinflusst werden, da die Teilnehmer die sozialen Kompetenzen (wieder)erlernen, welche ein Leben außerhalb der Therapieeinrichtung leichter machen. Die waldpädagogischen Maßnahmen, die mit Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen durchgeführt werden, stärken die Toleranz und die Solidarität der Beteiligten gegenüber den jeweils Anderen und sind so als Beitrag zur sozialen Integration zu bewerten. Diese Interaktionen der Personen mit und ohne Behinderungen legen den Grundstein für eine Sozialintegration und ein besseres Verständnis für die Menschen mit einem Handicap und deren Lebensumstände.

Die Projekte in Freiburg i. Br. tragen ebenfalls zur sozialen Integration von Problemgruppen bei. Die Suche eines geeigneten Ortes für die Wagenburg im nahegelegenen Wald macht die Solidarität mit diesen Personengruppen und die Akzeptanz der Lebensform deutlich. Durch diese Hilfestellung verschiedener Ämter kann eine Identifikation der Wagenburgler mit dem sozialen System bzw. der Gesellschaft positiv beeinflusst werden. Das Angebot der Grillhütten im Stadtwald Freiburg und der eingerichtete Walderlebnispfad richten sich an alle Bevölkerungsschichten, so dass ein integratives Potenzial nicht ausdrücklich nachgewiesen werden kann. Festveranstaltungen im Wald hingegen fördern die Identifikation der ansässigen Bevölkerung, die sich zum größten Teil aus Menschen mit Migrationshintergrund zusammensetzt, zunächst mit dem Wald und in einem nächsten Schritt kann auch die Identifikation mit dem gesamtgesellschaftlichen System positiv beeinflusst werden. Der Waldseilgarten bzw. deren Betreiber steuern ebenfalls einen Beitrag zur sozialen Integration bei. Die vergünstigten Nutzungsgebühren für soziale Institutionen weisen auf eine Akzeptanz und Tolerierung der Menschen hin, die finanziell nicht gut gestellt sind. Die bei einem Besuch vermittelten Kompetenzen, wie Teamfähigkeit und Rücksichtnahme, können zu einer besseren Platzierung der Teilnehmer in der gesellschaftlichen Umgebung beitragen. Eine räumlich und zeitlich begrenzte Duldung von Menschen im Wald,

die keinen festen Wohnraum besitzen, zeigt eine deutliche Akzeptanz und Toleranz gegenüber dieser Personengruppe und leistet so einen Beitrag zu deren sozialer Integration. Die Solidarität mit Jugendlichen und die Akzeptanz der Freizeitgestaltung dieser Personengruppe wird in dem Projekt der Treffpunkteinrichtung im Wald deutlich und weist einen wichtigen Beitrag zur sozialen Integration nach. Die Jugendlichen erfahren, dass ihre Wünsche und Ansprüche ernst genommen werden und Umsetzung finden. Diese Raumschaffung im Wald, an der sie beteiligt sind, schafft eine Identifikation mit dem Objekt und kann ebenfalls zu einer Identifikation mit der Gesellschaft führen. Die erwähnten Beschäftigungsprojekte und die Arbeitserziehung für Jugendliche sind, wie in Göttingen, als immenser Beitrag zur sozialen Integration zu werten. Durch die Förderung der Jugendlichen, die individuell auf die Bedürfnisse des Einzelnen zugeschnitten ist, werden Kompetenzen und Verfahrensabläufe vermittelt, die eine Platzierung in der Gesellschaft positiv beeinflussen. Denn durch die Kenntnis bestimmter Arbeitsschritte ist die Chance in den Arbeitsmarkt integriert zu werden, deutlich erhöht und trägt zu einer positiven Positionierung in der sozialen Umgebung bei.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die untersuchten Projekte in den beiden Großstädten einen Beitrag zur sozialen Integration verschiedener Problemgruppen leisten und die Formen der Sozialintegration positiv beeinflusst werden können.

Der integrative Erfolg der Maßnahmen

Der Erfolg der Maßnahmen wird von den einzelnen Institutionen sehr unterschiedlich beschrieben. Als Erfolg wird die Erreichung von Zielen verstanden. Zur Erreichung von bestimmten Zielen spielen Erfolgsfaktoren eine wichtige Rolle, denn diese begünstigen die Zielerreichung.

Die unterschiedlichen Projekte in Göttingen zielen alle auf die Integration der Personengruppen ab. Dennoch sind die Merkmale für den Erfolg der einzelnen Maßnahmen differenziert zu betrachten. So wird im Beschäftigungsprojekt der Institution KiK e.V. das „Durchhalten" (12) über die gesamte Projektdauer (meist 12 Monate) als integrativer Erfolg bezeichnet. Der größte integrative Erfolg ist natürlich im Einstieg in den Arbeitsmarkt zu sehen, der aber nur selten zu realisieren ist, da die Menschen mit ihren schwierigen Lebensläufen von Arbeitgebern häufig abgelehnt werden. Wenn eine Unterbringung auf dem ersten Arbeitsmarkt nicht möglich ist, dann ist das Verbleiben in der Ersatzarbeit, also zusätzlicher und gemeinnütziger Arbeit, als Erfolg zu werten. Die Menschen, die in der Institution beschäftigt werden, haben einen multiplen Problemhintergrund, wie z. B. Straffälligkeit verbunden mit hohen Schulden und einem Suchtverhalten, welches der Gesundheit schadet. Diese Faktoren schwächen die soziale Stabilität der Menschen und eine Verbesserung bzw. Abschwächung dieser Faktoren, wie z. B. die Eindämmung der Schulden, die Zusammenstellung von Bewerbungsunterlagen,

kann als integrativer Erfolg im Zuge der Beschäftigungsmaßnahmen gesehen werden. Weiterhin sind die Qualifikationen, die in den Maßnahmen erlernt werden und die Chance auf eine Anstellung erhöhen, als integrativer Erfolg zu werten. Die Personen über Arbeit im Wald oder auf Grünflächen wieder an ein geregeltes Arbeitsleben heranzuführen, ist ebenfalls als integrativer Erfolg zu bezeichnen (I2). Einen gewichtigen Faktor, der den Erfolg der Beschäftigungsmaßnahmen beeinflusst, stellt die Bezahlung der Maßnahmenteilnehmer dar. Durch die Vergütung der geleisteten Arbeit wird der Tätigkeit eine Wertschätzung gegenübergebracht, die sich auch in der Wertschätzung der Personen und der Motivation der Teilnehmer niederschlägt (I2). Als integrativen Erfolg der Umweltbildungsmaßnahme für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung werten die Experten von Arillus GmbH die Vertrauensbasis der Teilnehmer mit Behinderungen, die sich trauen, über einen Baumstamm zu klettern (I7). Im Bereich der Freizeitgestaltung weist die steigende Nachfrage und die wiederholte Teilnahme von Kindern und Jugendlichen an diesen Aktionen den Erfolg nach. Das „Out-door-Programm" der Institution in Kooperation mit einer Therapieeinrichtung wird als nachhaltig beschrieben, denn die Teilnehmer gehen nach der Aktion entspannter miteinander um und es herrscht ein anderer bzw. besserer Umgangston innerhalb der Gruppe (I7). Die extreme Naturerfahrung bringt die suchtkranken Teilnehmer nicht selten an ihre körperlichen Grenzen, so dass der Körper überhaupt wieder erfahrbar wird. Sie merken, wo die eigenen Grenzen liegen, dass diese auch überschritten werden können, sowie die Akzeptanz in der Gruppe und spüren, dass sie sich aufeinander verlassen können (I7). Diese Erfahrungen, die die Teilnehmer in der Gruppe und in der Natur erleben, lassen sich auf die individuellen Lebenssituationen der Teilnehmer übertragen und weisen gesellschaftliche Potenziale der Einzelnen nach (Gouder et al. 2003, S. 94).

In Freiburg i. Br. wird von der Jugendförderung im Zusammenhang mit der Treffpunktgestaltung für Jugendliche vom Erfolg der Maßnahme gesprochen, indem der Konflikt innerhalb des Stadtteils zwischen Anwohnern und Jugendlichen erheblich minimiert wurde. Als Faktoren, die den Erfolg des Projektes fördern, werden die Akzeptanz der Maßnahmen in der Bevölkerung und die Beteiligung aller Betroffenen genannt (I14). Als integrativen Erfolg beschreibt das städtische Forstamt der Stadt die Übernahme eines Jugendlichen, der zuvor in einer Beschäftigungsmaßnahme tätig war, in ein Ausbildungsverhältnis. Die längerfristige Integration in den Arbeitsmarkt konnte bei diesem Jugendlichen nicht erreicht werden, da dieser die Ausbildung nach zwei Jahren abgebrochen hat (I15). Dennoch ist hier davon auszugehen, dass dieser Jugendliche durch derartige Unterstützungsmaßnahmen in den zwei Jahren eine soziale Festigung erfahren hat. Der Erfolg der unterschiedlichen integrativen Maßnahmen ist nach Ansicht der Forstexperten in Freiburg i. Br. abhängig von mehreren Faktoren. Zunächst stimmt der Faktor Beteiligung aller Betroffenen mit den Erfahrungen der Jugendförderung überein. Nur wenn alle Betroffenen ihre Interessen ausdrücken können, kann eine von allen akzeptierte Lösung erreicht werden (I15). Weiterhin kann das Gelingen

einer Integrationsmaßnahme positiv beeinflusst werden, wenn die Positionen und Interessen der Kooperationspartner und Beteiligten verstanden und geachtet werden. Zudem sollte unter den Maßnahmenteilnehmern eine Identifikation mit den Zielen und Produkten der Projekte erreicht werden, um Erfolg in der Integration zu haben. Hier ist das Beispiel der Treffpunkte im Wald zu nennen. Die Jugendlichen haben einen Eigenanteil eingebracht und sind so enger mit den Plätzen und deren Einrichtung verbunden.

Erwähnung sollte an dieser Stelle die Dauer der Projekte und Maßnahmen finden, die sich auf den integrativen Erfolg auswirkt. Die Maßnahmen zur Umweltbildung finden in der Regel an einem Tag bis hin zu einer Woche statt. Diese können als kurzfristige Interventionen angesehen werden. Die Studie von Bittner (2003) belegt einen positiven Effekt bezüglich der Umwelt- und Naturschutzinteressen bei Kindern und Jugendlichen ohne Behinderung durch kurzzeitpädagogische Bildungsinterventionen. Da davon ausgegangen werden kann, dass sich die Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen in der Natur noch verstärkt, kann auch hier ein nachhaltiger Effekt erwartet werden. Galuske (2005, S. 252) betont die Ziele der Erlebnispädagogik (z. B. Selbstständigkeit, die Entdeckung eigener Grenzen und Ressourcen, die Wahrnehmung und der Ausdruck von Gefühlen) und deren Wirkung auf alle gesellschaftlichen Gruppen, wie Schüler, alte Menschen, Drogenabhängige, chronisch und unheilbar Kranke. Diese Effekte können demnach auch in kurzen Interventionen erzielt werden. Zur Dauer der Beschäftigungsmaßnahmen und dem damit verbundenen Erfolg äußerten sich die Experten ambivalent:

„Seit diesem Jahr enden die Projekte nach einem halben Jahr [...] reicht manchmal für dieses Klientel aus." (12)

„Ein-Jahres-Projekt beinhaltet ein besseres Betreuungsangebot [...] bei kürzerer Dauer kann man kaum Personen aufnehmen, die einen hohen Betreuungsaufwand haben [...]." (12)

Diese Äußerungen machen deutlich, dass der Zusammenhang zwischen Länge der integrativen Maßnahmen und deren Erfolg von der individuellen Situation der Teilnehmer abhängig ist. So kann für die eine Person das Angebot von kürzerer Dauer einen positiven Effekt auf die soziale Integration haben, wie das längerfristige Angebot für eine weitere Person. Auffällig bei der Definition des Erfolgs der Maßnahmen sind die Feststellungen der städtischen Forstverwaltungen, die in der Lage sind, diese Erfolge für die Teilnehmer und das gesellschaftliche Gesamtsystem zu erkennen und auszudrücken. Die ausdrückliche Beschreibung und Erkenntnis der Erfolgsfaktoren der Maßnahmen lässt sich im Gegenzug bei den sozialen Institutionen finden, was auf die Kompetenzen und Erfahrungen mit der Klientel zurückzuführen ist.

Schlussbetrachtung

„Das Potenzial im Wald ist immens groß." (12)

Dieses Zitat soll die Bedeutung von Wald für die Integration marginalisierter Bevölkerungsgruppen verdeutlichen. Die Bandbreite der Projekte und Maßnahmen, die in diesem Aufsatz dargestellt sind, zeigen nur einen Ausschnitt aus dem vielfältigen Angebot an integrativen Maßnahmen. Dennoch ist hier abzulesen, wie Wald und somit die Forstverwaltungen in urbanen Räumen zur Integration beitragen können. Das Selbstverständnis der Forstverwaltungen spielt hierbei eine große Rolle, denn in urbanen Räumen stehen allgemein gesellschaftliche Ziele im Vordergrund, wie Dienstleistungen, Förderung der Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes. Die Dienstleistungen können somit auch auf den Bereich der sozialen Integration ausgedehnt werden. Wie nachgewiesen werden konnte, besteht eine Nachfrage nach Maßnahmen im Wald, die von der Forstverwaltung zur Entwicklung eines neuen Produktes genutzt werden kann. Ein direktes Produkt, welches sich marktfähig behauptet, konnte für die Forstverwaltungen in der Stadt nicht belegt werden. Der Beitrag der Forstverwaltungen zur Integration von Problemgruppen schlägt sich in der Regel in die Bereitstellung der Flächen nieder. Ob die Bereitstellung der Infrastruktur schon als aktiver Beitrag zu sehen ist, bleibt fraglich. Dennoch ist ein deutlicher Wandel im Selbstverständnis und der Aufgabenwahrnehmung zu erkennen, die sich in Richtung der Dienstleistung entwickelt hat und in der Öffentlichkeit Präsens zeigt.

> *„Die einzige Chance ist, dass man sich als Dienstleister darstellt und rechtfertigt und das natürlich auch zeigt. Also sie brauchen solche Gruppen und solche Arbeit, um nach außen zu zeigen, wir haben einen sozialen Auftrag unter vielen anderen Aufträgen auch." (15)*

Deutlich wird durch dieses Zitat, dass in die Aufgabenwahrnehmung auch der soziale Auftrag, den die Forstverwaltung und der Wald in urbanen Räumen besitzt, aufgenommen wurde. Dies ist kein neues Phänomen, aber die Ausgestaltung der Sozialfunktion des Waldes könnte durch die Integration von Problemgruppen mitgestaltet werden bzw. eine zusätzliche Dimension erfahren. Diese Möglichkeit zur Mitgestaltung der Sozialfunktion ist in den hier beschriebenen Beispielen schon in das Bewusstsein des Forstsektors aufgenommen worden, wie die nachfolgenden Zitate belegen.

> *„Weil wir denken, Wald im Verdichtungsraum und Wald in der Gesellschaft heute, in der Gesellschaft, in der es immer mehr Randgruppen gibt, in der das soziale Gefälle immer mehr auseinander driftet, hat diese Funktion Lebensraum anzubieten für Menschen, die in Not gekommen sind." (115)*

„Das ist aus meiner Sicht für alle Beteiligten immer noch günstiger, es leben Leute in verträglicher Weise im Wald als unter der Brücke, in der Stadt, an der Dreisam." (I15)

Die Entwicklung in der Gesellschaft, nämlich ein steigender Bedarf an Hilfesystemen bzw. -maßnahmen für Menschen, die am gesellschaftlichen Rand stehen, wird von der Forstverwaltung in diesem Fall wahrgenommen und unterstützt. Die Möglichkeit, Menschen im Wald unterzubringen und ihnen einen Lebensraum oder Freizeitraum zu bieten, sollte stets geplant und mit anderen Nutzungen in Einklang gebracht werden. Die Verlegung von Konflikten, die innerhalb einer Gemeinschaft auftreten, in den Wald kann nicht als Allheilmittel betrachtet werden. Dennoch stellen der Wald und die integrativen Chancen, die sich dort bieten, eine ausbaufähige Alternative dar.

„Wenn Jugendliche im Stadtteil keine solchen Freiräume finden, wenn sie überall stören, ja dann müssen wir sie halt in Gottes Namen […] dann müssen wir sie woanders bieten. Dann kann Wald per se nicht sakro sankt sein für solche Dinge, sondern dann müssen wir gucken, wo ist es verträglich, wo machen wir so was, so war das auch mit der Wagenburg." (I15)

Das Angebot von integrativen Projekten im Wald kann, wie die Ausführungen gezeigt haben, nicht allein von den Forstämtern in der Stadt geleistet werden. Um Menschen mit unterschiedlichen Problemen erfolgreich in die Gesellschaft zu integrieren, bedarf es der Zusammenarbeit mehrerer Institutionen. So tragen die Institutionen mit ihren Fachkompetenzen zum Gelingen der Projekte bei. In den beschriebenen Maßnahmen besitzen die städtischen Forstämter die Kompetenz im Wald, welche Flächen eignen sich für die Gestaltung von Treffpunkten und Out-door-Erfahrungen, welche Arbeiten können von Langzeitarbeitslosen geleistet werden etc. Die sozialen Einrichtungen hingegen bringen die Kompetenzen im Umgang mit der Klientel in die Projekte ein, nämlich was kann den Maßnahmenteilnehmern zugemutet werden, die Anleitung und Begleitung der Menschen während der Projekte, Hilfestellung nach den Projekten etc. Nur die Kooperation der Institutionen in integrativen Projekten mit Waldbezug kann zum Erfolg führen, da beide Seiten von den Kompetenzen des jeweiligen Kooperationspartners profitieren können. Der Lerneffekt, der aus diesen Kooperationen entsteht, wird als Nutzen der Zusammenarbeit von den Partnern erwähnt. Ebenso wird die Akzeptanz der integrativen Projekte durch die Kooperation zwischen Forst- und sozialem Sektor erhöht (I15). Als Nutzen, den vor allem die Forstämter der Städte aus den Kooperationen ziehen, kann die „Steigerung der Position des eigenen Amtes" bezeichnet werden. Die Projekte werden in der Öffentlichkeit platziert und führen so zu einer positiven Wahrnehmung der Institution in der städtischen Ämterstruktur und bewahren vor allzu einschneidenden Rationalisierungsmaßnahmen.

„[...] das, wir brauchen die als Problemlöser, als Einrichtung, die Konflikte steuert und moderiert und das ist die sicherste Möglichkeit um zu überleben. Allein mit dem Forstbetrieb hätten wir uns nicht halten können." (I15)

Das sich wandelnde Aufgabenverständnis, der Beitrag zur Lösung sozialer Probleme und der Nutzen, den integrative Kooperationsprojekte nach sich ziehen, werden in dieser Expertenaussage der Forstverwaltung deutlich.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Wald in urbanen Räumen und somit auch die städtischen Forstverwaltungen einen Beitrag zur sozialen Integration von Problemgruppen leisten können. Ein Schwerpunkt dieses Beitrages liegt in den Beschäftigungsprojekten für unterschiedliche Personengruppen (Langzeitarbeitslose, Jugendliche etc.). Das hierbei angestrebte Ziel ist eine Integration in den Arbeitsmarkt, den die Forstbranche im direkten Forstbetrieb nicht leisten kann. Da aber nicht nur die Sicherung eines Arbeitsplatzes Integration bedeutet, kann auch die Vermittlung von Kompetenzen und Fähigkeiten durch Beschäftigungsprojekte im Wald, die in allen Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens eingesetzt werden können (z. B. Teamarbeit, Durchhaltevermögen etc.), zu einer positiven Sozialintegration der Menschen beitragen. Die soziale Verantwortung gegenüber einer sich wandelnden Gesellschaft muss von den städtischen Forstverwaltungen übernommen werden, da die Ansprüche an den Wald bestehen und diese ebenfalls einem Veränderungsprozess unterliegen. Hierzu ist eine aktive Mitgestaltung der Hilfemaßnahmen von großer Bedeutung.

> *„Ich denke, der stadtnahe Wald hat mehr denn je solche Aufgaben im klassischen Bereich Park, Wald, Sportfläche, Kulisse für Freizeit und Erholung, aber auch für solche sozialen Randgruppen, die können dort unterkommen und ich denke, noch mehr als das heute der Fall ist, wenn man so die gesellschaftliche Entwicklung sieht, aber das war ein langer Prozess, da muss man sich auch erst einfinden und die Diskussion auch ein bisschen mitgestalten." (I15)*

Literatur und Quellen

Benz, A. (1994): Kooperative Verwaltung: Funktionen, Voraussetzungen und Folgen. 1. Aufl., Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden.

Bittner, A. (2003): Außerschulische Umweltbildung in der Evaluation: Wirkungen kurzzeitpädagogischer Maßnahmen auf Umwelt- und Naturschutzinteressen von Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufe I. Kovač, Hamburg.

Bolte, K. M. u. Hradil, S. (1988): Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland. 6. Aufl., Leske + Budrich, Opladen.

Braun, A. (2000): Wahrnehmung von Wald und Natur. Leske + Budrich, Opladen.

Bundesagentur für Arbeit (2007): Arbeitsmarkt 2006 – Arbeitsmarktanalyse für Deutschland, West- und Ostdeutschland. Nürnberg.

Bundesregierung 2007: Nationaler Integrationsplan.
URL: http://www.bundesregierung.de <09.10.2007>

Burgbacher, H. (1996): Der Stadtwald Freiburg. AFZ-Der Wald (Allgemeine Forst Zeitschrift für Wald und Forstwirtschaft) 20/1996, S. 1094-1099.

Chassé, K. (1992): Brauchen wir den Randgruppenbegriff? In: Cassé, K., Drygala, A., Schmidt-Noerr, A. (Hrsg.): Randgruppen 2000 – Analysen zu Randgruppen und zur Randgruppenarbeit. Böllert, KT-Verlag, Bielefeld.

Esser, H. (2000): Soziologie. Bd. 2: Die Konstruktion der Gesellschaft. Campus Verlag, Frankfurt a. M.

Esser, H. (2001): Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 40, Mannheim.

Fuchs, D. (1999): Soziale Integration und politische Institutionen in modernen Gesellschaften. In: Friedrichs, J., Jagodzinkski, W. (Hrsg.): Soziale Integration. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 39/1999, Westdeutscher Verlag GmbH, S. 147-178, Opladen/Wiesbaden.

Galuske, M. (2005): Methoden der sozialen Arbeit – Eine Einführung. 6. Aufl., Juventa Verlag, Weinheim u. München.

Gouder, D. et al. (2003): Ich – Draußen – Ein Naturerlebnisprojekt für Gruppen und Teams. Ökom Verlag, München.

Killich, S. (2005): Kooperationsformen. In: Becker, T. (Hrsg.): Netzwerkmanagement – Mit Kooperation zum Unternehmenserfolg, Springer Verlag, S. 13-22, Berlin.

Konijnendijk, C. C. (2000): Die wachsende Bedeutung von „Urban Forestry“ in Europa. AFZ-Der Wald (Allgemeine Forst Zeitschrift für Wald und Forstwirtschaft) 11/2000, S. 575-576.

Krott, M. (1998): Urban Forestry: Management within the focus of people and trees. In: Krott, M., Nilsson, K. (Eds.): Urban Forestry – Multiple-Use of town forests in international comparison. 1st Forum on Urban Forestry, Working Group S.6.14.00, S. 9-19, Wuppertal.

Krott, M. (2001): Politikfeldanalyse Forstwirtschaft – Eine Einführung für Studium und Praxis. Parey Buchverlag im Blackwell Wissenschafts-Verlag, Berlin – Wien.

Küker, S. (2002): Kooperation und Nachhaltigkeit – Ein prozessorientierter Gestaltungsansatz für eine Analyse der Beiträge von Kooperation zum nachhaltigen Wirtschaften. Kovač, Hamburg.

Mantau, U. (2001a): Die forstliche Produktlücke. In: Mantau, U. (Hrsg.): Beiträge zur Vermarktung der Umwelt- und Erholungsleistungen des Waldes. Sonderveröffentlichung von AFZ-Der Wald (Allgemeine Forst Zeitschrift für Wald und Forstwirtschaft).

Mantau, U. (2001b): Von der Waldfunktionenlehre zur Waldproduktlehre. In: Mantau, U. (Hrsg.): Beiträge zur Vermarktung der Umwelt- und Erholungsleistungen des Waldes. Sonderveröffentlichung von AFZ-Der Wald (Allgemeine Forst Zeitschrift für Wald und Forstwirtschaft).

Mayring, P. (1997): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 6. Aufl., Deutscher Studien Verlag, Weinheim.

Mertens, B. (2000): Absatzwege und Vertragskonzepte für forstliche Umwelt- und Erholungsprodukte: Schlussfolgerungen aus 98 Fallstudien vor dem Hintergrund des Transaktionskostenansatzes. Lang Verlag, Frankfurt a.M.

Meuser, M. u. Nagel, U. (2002): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, A, Littig, B., Menz, W. (Hrsg.): Das Experteninterview – Theorie, Methode, Anwendung. S. 71-93, Leske + Budrich, Opladen.

Ottitsch, A. u. Krott, M. (2005): Urban Forest Policy and Planning. In: Konijnendijk, C. et al. (Eds.): Urban Forests and Trees. S. 117-148, Springer Verlag, Berlin, Heidelberg.

Pelz, S. (1996): Ein kommunales Forstamt im Spannungsfeld der Verwaltungsreform. AFZ-Der Wald (Allgemeine Forst Zeitschrift für Wald und Forstwirtschaft), 20/1996, S. 1100-1103.

Statistisches Bundesamt (2005): Statistik der Schwerbehinderten Menschen 2003. Kurzbericht, Wiesbaden.
URL: http://www.destatis.de/download/d/solei/schwerbbehinderte 03.pdf <03.04.2007>

Vering, K. (2007): Integrationsprojekte als Aufgabe urbaner Forstwirtschaft – Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit. Dissertation am Institut für Forstpolitik, Forstgeschichte und Naturschutz, Universität Göttingen, Göttingen. URL: http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2008/vering/ <18.04.2008>

Freie Universität Berlin (2007): Stadtgeographie I: Einführung, E-Learning Modul. URL: http://www.e-geography.de/module/stadt_1/html/theorie_7.htm <20.08.2007>

Institutionen der Interviewpartner:

Göttingen:

I1 Straßensozialarbeit
I2 KiK e.V.
I3 Fachbereich Stadtgrün
I4 Sozialplanung
I5 Forstamt
I6 Jugendamt
I7 Arillus GmbH

Freiburg i. Br.

I14 Jugendförderung
I15 Forstamt
I16 Suchtbeauftragter der Stadt
I17 Stadtrat

Die Internationalen Gärten Göttingen – Natur, Kultur, Integration

Julia Busche

Abstract

Globalization, migration, ecological crisis and international conflicts are processes that in the last decades increasingly influence and determine demographic composition in cities and thus urban life itself. The question how peaceful coexistence in multicultural societies can be promoted and how strangers may find to a self-determined role in German society was the starting point for a grassrootproject founded 1996 in Göttingen, where migrants and Germans tried to commonly answer this question – the 'International Gardens' in Göttingen. Starting out from a piece of ground they created social spaces where beyond gardening activities people get together to communicate, to learn from each other. The contact to nature as link between biographic past and present helps to enable migrants find to new interpretations of their life's and access to german society. It is shown how the garden-concept as point of intersection between nature and culture is the origin of a great variety of activities within the initiative and simultaneously helps to advance multicultural integration and to raise the quality of migrants every-day-life's in Germany.

Einleitung

Gärten sind von Menschenhand gestaltete Räume, Berührungspunkte zwischen Mensch und Natur. Gesichter und Funktionen von Gärten sind vielfältig und im Laufe der Jahrtausende entstanden immer neue, den sozialen, ökonomischen aber auch emotionalen Bedürfnissen der Menschen angepasste Formen. Gärten sind Kunstobjekte, Begegnungsstätten, Freizeiträume, Refugien und nicht zuletzt Produktionsbetriebe, die die Versorgung mit Lebensmitteln, v. a. in Notzeiten, sicherstellen. Weltweit bedeutet die Hortikultur auch heute für viele Menschen die Grundlage der Versorgung mit Nahrung und spielt damit zugleich eine wichtige Rolle im Miteinander der Menschen in Dorfgemeinschaften, Familiennetzwerken und anderen Formen der sozialen Organisation. Auch vermögen sie ein offenbar bestehendes „urmenschliches Bedürfnis nach Sinneserfahrungen" zu erfüllen, was sicher ebenfalls einen Grund für ihre historische Konsistenz darstellt (vgl. Wimmer 1989, S. 410ff). Es gibt unendlich viele Beispiele für die Anpassungsfähigkeit des Gartenkonzeptes an gesellschaftliche Bedürfnisse. So entwickelten sich in den siebziger Jahren in vielen großstädtischen Elendsvierteln Nordamerikas wie der New Yorker Bronx sogenannte „Community Gardens" als Reaktion auf die große Armut und den physischen und sozialen Verfall. Auf Brachflächen, die bis dato als wilde Müllplätze gedient hatten, entstanden aus nachbarschaftlichen Initiativen heraus, aber auch im Rahmen von „Anti-Hunger-Kampagnen", hunderte grüner

Oasen, Gärten, in denen Menschen sich die Möglichkeit schufen sich selbst mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, Überschüsse verkaufen zu können, aber auch um sich zu begegnen. Dies ermöglichte es ihnen, sich wieder positiv mit ihrer Umgebung zu identifizieren und sich motiviert für die Belange der Gemeinschaft einzusetzen (vgl. Gröning 2002, S. 298ff). Heute existieren allein in den USA über 5000 solcher „Community Gardens", Tausende weitere in vielen anderen Ländern der Welt (American Community Garden Association 2007).

Ebenfalls aus dem Bedarf des Augenblicks heraus entstanden sind die „Internationalen Gärten" in Göttingen, von denen dieser Beitrag handelt. Während die gravierende Armut in vielen nordamerikanischen Großstädten der Auslöser für die Entstehung der „Community Gardens" darstellte, wurden die „Internationalen Gärten" in Göttingen mit dem Ziel gegründet, zur gesellschaftlichen Eingliederung von Flüchtlings- und Migrantenfamilien in Deutschland beizutragen und konkrete Perspektiven gegen Ausgrenzung zu entwickeln. Die Idee über die gemeinsame Bewirtschaftung von Gärten das Zusammenleben und gegenseitige Verstehen zwischen Migranten und Deutschen zu fördern, hat sich im Laufe der inzwischen elf Jahre, in denen Menschen aus vielen Nationen in den Göttinger Gärten zusammenkommen, als so erfolgreich erwiesen, dass der Verein mit einer Vielzahl renommierter Preise ausgezeichnet wurde und inzwischen in ganz Deutschland ähnliche Projekte entstanden sind. Am Beispiel der „Internationalen Gärten" zeigt sich, dass Menschen durch die gemeinsame Bewirtschaftung des Bodens, durch selbstbestimmtes Handeln in einem für viele vertrauten Handlungsfeld, einen Platz in der deutschen Gesellschaft finden können, sich sprichwörtlich neu „verwurzeln". Durch Begegnung, gemeinsames Lernen und selbstbestimmtes Handeln können die Vorraussetzungen dafür geschaffen werden, zu neuen Interpretationen von sich selbst und seiner Umwelt zu gelangen.

Nach einem Überblick über die Entwicklung des Projektes und die Aktivitäten innerhalb des Vereins kann gezeigt werden, welche Rolle Natur und Landschaft für die Selbstmobilisierung von Migranten in Deutschland spielen. Abschließend wird der Bezug zu Theorien der Landschaftsinterpretation hergestellt.

Entstehung und Entwicklung der „Internationalen Gärten"

Geboren wurde die Idee der „Internationalen Gärten" 1996, als eine Sozialarbeiterin im Frauencafé des Göttinger Migrationszentrums die anwesenden Frauen fragte, was sie hier in Deutschland denn am meisten vermissen würden. „Unsere Gärten!" war die einhellige Antwort. Durch diese, wie sich herausstellen sollte weitreichende Frage inspiriert, gelang es der Gruppe mit Unterstützung der Caritas und einer Göttinger Kirchengemeinde innerhalb kurzer Zeit ein Gartengrundstück im Göttinger Ortsteil Geismar zu pachten. Es waren zunächst drei Familien aus Bosnien, zwei aus Persien, drei kurdische, zwei deutsche, zwei irakische sowie eine afghanische und eine äthiopische Familie, die gemeinsam mit der Urbarma-

chung des Grundstückes begannen. Im Vordergrund stand es für sie, einen Ort zu haben, um sich zu treffen, in der gemeinsamen Arbeit einen Grund zu haben immer wieder zusammenzukommen, sich auszutauschen und voneinander zu lernen.



Abb. 1: Die Internationalen Gärten Göttingen (Foto: Najeha Abid, Internationale Gärten Göttingen e. V.)

Nicht jeder verfügte über das Wissen wie ein Garten zu bewirtschaften sei und man lernte voneinander und experimentierte. Nicht der Erfolg stand im Vordergrund, sondern die über alle Verschiedenheit hinaus verbindende Erfahrung des Lebens in der Fremde. Durch das gemeinsame Tätigsein, den Austausch über die gemeinsame Trauer, das Heimweh und mit dem gemeinsamen Ziel, das neue Leben mit Inhalten zu füllen, entwickelten die Mitglieder das Vertrauen sich selbst zu mobilisieren und sich aktiv in die Gesellschaft einzubringen (Göttinger Tageblatt 08.02.2002 und Müller 2002, S. 16ff). Man formulierte ein förderfähiges Konzept, welches in der Folge gemeinschaftlich weiterentwickelt wurde. Zugewanderte und besonders Flüchtlinge sollten befähigt werden die deutsche Sprache zu erlernen. Durch die selbstbestimmte Tätigkeit in einem eigenen Handlungsraum, dem Garten, einen Weg finden, ihre Kompetenzen und Interessen in ihre neue Lebenswelt einzubringen (vgl. Müller 2002, S. 16).

Das Interesse an der Initiative war schnell so groß, dass im Dezember desselben Jahres ein zweites Gartengrundstück in Hetjershausen gepachtet werden konnte (vgl. Müller 2002, S. 22). Im darauf folgenden Jahr entstand mit Unterstützung der Göttinger Gärtner ein weiterer Internationaler Garten in Duderstadt und

die kulturelle Vielfalt innerhalb der Gruppe wuchs (Eichsfelder Tageblatt 10.07.1999). Die Gärten bestehen aus Einzelparzellen, auf denen Feldfrüchte, Obst, Blumen und Kräuter angebaut werden, und Gemeinschaftsflächen. Dies sind Sozialräume, in denen man sich trifft um zu arbeiten, zusammen zu sein, Veranstaltungen abzuhalten und Feste zu feiern.

Im Jahr 1998 wurde ein Garten in Göttingen-Mittelberg eröffnet und der Verein „Internationale Gärten e. V." (IG) gegründet. 2002 waren es bereits 300 Göttinger Frauen, Männer und Kinder aus 21 Nationen, die gemeinsam eine Fläche von rund 12.000 m² bewirtschafteten (Müller 2002). Seitdem ist diese Zahl trotz wechselnder Mitglieder weitgehend konstant geblieben. Im September 2003 weihten die Internationalen Gärtner ihren fünften Garten ein, den Friedensgarten in Grone-Süd. Sie hatten das Projekt als Beitrag zur Stadtteilarbeit initiiert, um Fremdenfeindlichkeit und sozialen Spannungen in diesem „Problem-Viertel" entgegen zu wirken. Aus einer 5000 m² großen Brachfläche, die man von der Stadt Göttingen gepachtet hatte, entstand durch den Einsatz der Mitglieder und im Rahmen verschiedener Projekte ein prächtiger Garten, der als Best-Practice Beispiel in das Bundesprogramm soziale Stadt aufgenommen wurde (Bundestransferstelle Soziale Stadt 2007).

Aktivitäten in den Internationalen Gärten

Von Anfang an entwickelten die Mitglieder, neben der Kultivierung des Bodens und dem Aufbau neuer Gärten, kontinuierlich weiterführende Aktivitäten, die, oft aus dem Bedarf des Augenblicks geboren, unmittelbare Problemlagen der Migranten aufgriffen. So entstand schon früh die Idee Alphabetisierungskurse anzubieten, um besonders Frauen, die bis dato weder lesen noch schreiben konnten, zu befähigen sich weiterzubilden und so neue Wirkungsbereiche für sich erschließen zu können. Seminare zu biologischen Anbautechniken, Pflanzenkunde und Kompostierung wurden organisiert, Exkursionen, u. a. in landwirtschaftliche Betriebe gemacht, handwerkliche Tätigkeiten wie Pflastern und die Arbeit mit Holz für den Bau von Toren oder Geräteschuppen und das Verlegen von Installationen vermittelt, Tonarbeiten, Sprach-, Schwimm- und Kochkurse angeboten. Auch leisten sich die Internationalen Gärtnerinnen und Gärtner gegenseitig Unterstützung bei Alltagsproblemen, z. B. bei der Jobsuche, im Kontakt mit Behörden und Schulen, aber auch bei Familienkrisen und Scheidung oder aufenthaltsrechtlichen Fragen. Darüber hinaus wurden Kontakte zu zivilgesellschaftlichen Institutionen geknüpft und die Initiative in der Öffentlichkeit präsentiert, mit Nachbarschaftsfesten der Kontakt zu den Menschen im Umfeld der Gärten gesucht.

Das gemeinsame Handeln und Lernen bot den Mitgliedern Gelegenheit um Fragen zu diskutieren, z. B. wie das deutsche Schulsystem funktioniert, was die christlichen Feiertage bedeuten, aber auch um gemeinsam ihr Heimweh zu verarbeiten. Das Lernen voneinander bewirkte bei vielen einen Wandel ihrer kulturellen

Alltagspraxis, z. B. indem man Kräutertee als Alternative zu schwarzem Tee zu schätzen lernte. In den Wintermonaten traf man sich im Migrationszentrum oder in den Räumen der evangelischen Erwachsenenbildung, beschäftigte sich mit weiterführenden Themen wie Kunst und Handwerk oder im Umgang mit dem Computer (vgl. Müller 2002, S. 16ff und Abid)[1]. All diese Initiativen entstanden quasi aus dem Nichts heraus. Zunächst mussten Räume, Materialien und Mittel organisiert, Kontakte geknüpft und Partner gefunden werden. Die Kurse wurden und werden weitestgehend von den Mitgliedern selbst durchgeführt. Im Laufe der Zeit kamen weitere Tätigkeitsfelder hinzu, mit denen sich die Gärtnerinnen und Gärtner in ihr Umfeld integrieren und die eigenen positiven Erfahrungen in den Gärten zu vermitteln versuchen. So engagiert sich der Verein inzwischen stark in der Jugendarbeit und Umweltbildung sowie für die berufliche Eingliederung von Arbeitslosen. Auch dazu einige Beispiele:

Finanziert aus dem EU-Sozialfond wurde 2005 im Friedensgarten Grone im Rahmen der LOS-Förderung (Lokales Kapital für soziale Zwecke) unter dem Oberthema „Umwelt- und Gesundheitsbildung für Migranten und Flüchtlingsfamilien" eine Veranstaltungsreihe organisiert, in deren Rahmen über ein halbes Jahr lang insgesamt 19 Veranstaltungen stattfanden. Es ging darum Informationen über Beschäftigungs- und Ausbildungsmöglichkeiten in den Sektoren Ökologie und Gesundheit zu vermitteln, mittels Betriebsbesichtigungen und Vermittlung von Praktika und Ausbildungsplätzen Kontakte zu knüpfen und Anregungen zur interkulturellen Öffnung der „grünen" Berufe im Stadtteil zu geben. Außerdem wurde Unterstützung in der Gartenbau- und Selbstversorgungstradition geboten, Aufklärung zu den Themen Gesundheit und Ernährung im interkulturellen Vergleich geleistet und internationale Gerichte und Zubereitungsmethoden vorgestellt. Die Veranstaltungen richteten sich vor allem an Anwohner aus dem Göttinger Stadtteil Grone. Die Angebote stießen auf reges Interesse und waren sehr gut besucht, so dass 2006 ein Folgeprojekt durchgeführt wurde. Ebenfalls 2006 wurde in Zusammenarbeit mit der Agentur für Arbeit ein Ein-Euro-Job Projekt realisiert. Sechs Monate lang arbeiteten 12 Langzeitarbeitslose Frauen und Männer wöchentlich 20 Stunden in den Gärten, ergänzt durch 10 Stunden berufliche Qualifizierung am Computer, Bewerbungstrainings und Betriebsexkursionen. Die Betreuung erfolgte durch zwei Gärtnerinnen, die sich eine dafür ausgeschriebene Stelle teilten.

Ein reger Austausch besteht auch mit verschiedenen Trägern der Jugendarbeit. Ein bis zweimal jährlich kommen Jugendgruppen für gemeinsame Workshops nach Göttingen, Schulfeste einer Göttinger Gesamtschule werden im Garten in Geismar gefeiert und ein Kindergarten hat eine eigene Parzelle dort. 2006 besuchten auf Initiative der Stiftung Interkultur Jugendliche aus dem START-Stipendiatenprogramm der Hertie Stiftung für begabte und engagierte Zuwande-

[1] Besonderer Dank gilt Frau Najeha Abid, Gründungsmitglied der Internationalen Gärten Göttingen e. V. für das ausführliche Gespräch und das Foto.

rerkinder die Internationalen Gärten. Sie wurden durch die jugendlichen Mitglieder des Vereins betreut, von denen viele in den Gärten groß geworden sind. Gemeinsam erforschten sie das Umfeld der Gärten, lernten Gartenbautechniken und Pflanzenkundliches und gestalteten eine Vereinsparzelle (Abid, mündliche Mitteilung 2008).

Projektaktivitäten des Vereins IG im Überblick

- biologischer Anbau von Gemüse, Kräutern, Obst und Zierpflanzen für die eigenen Haushalte
- Begegnung mit Menschen aus verschiedenen Ländern und Erlebnis der Eigenarbeit durch die Bestellung eines eigenen Gartengrundstücks
- Erlernen der deutschen Sprache
- Organisieren von Kursen und Kleinprojekten
- Durchführung von Praktika und Besichtigung verschiedener Betriebe, Gärtnereien, Wasser- und Energiewerke, Fachbehörden, Naturschutzorganisationen
- Aufsuchen und die Kontaktaufnahme zu Behörden, Bildungsinstitutionen, Gemeinden und verschiedenen Vereinen
- Förderung der beruflichen Orientierung (Fachdeutsch lernen, gärtnerische Berufszweige kennen lernen, Erarbeitung gesetzlicher Grundlagen usw.) und berufliche Integration von Migranten- und Flüchtlingsfamilien
- Dokumentation und Öffentlichkeitsarbeit, Vorträge halten
- Nachbarschaftshilfe und Familienbetreuung, Feiern gemeinsamer Feste
- Integration in die soziale Umgebung

Nicht zuletzt durch die umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit, vor allem aber weil die Idee sich bewährte, wurde das Projekt schon bald nach seiner Gründung über die Grenzen Göttingens hinaus bekannt. Ähnliche Initiativen entstanden in anderen deutschen Städten. So schlossen sich die bis dato bestehenden Gartenprojekte 1998 zum „Netzwerk Interkulturelle Gärten“ zusammen, um die gewonnenen Erfahrungen miteinander zu teilen und sich mit Rat und Tat zur Seite zu stehen (vgl. Müller 2002, S. 20). Das Netzwerk wird durch die gemeinnützige Münchner Stiftung und Forschungsgesellschaft „anstiftung“ gefördert, die seit 25 Jahren nach dem Motto „Forschen und Handeln für eine menschliche Zukunft“ Eigeninitiative stärkende innovative Vorhaben im gesellschaftlichen und ökologischen Bereich unterstützt (www.anstiftung.de). 2003 wurde aus dem „Netzwerk Interkulturelle Gärten“ die „Stiftung Interkultur“. Sie übernimmt die wissenschaftliche Begleitforschung und koordiniert den Wissenstransfer, um die Projekte (auch international) zu vernetzen. Darüber hinaus bietet sie Unterstützung bei der Öf-

fentlichkeitsarbeit, praktische Tipps zu Gründungs- und Finanzierungsfragen und mitunter auch finanzielle Starthilfen. Inzwischen gibt es in Deutschland rund 60 Interkulturelle Gärten und 50 weitere Projekte befinden sich im Aufbau (Stiftung Interkultur, Dez. 2007). Die Besonderheit des Konzeptes der „Internationalen Gärten", nämlich die selbstbestimmte Praxis der Integration auf der Basis von biologischem Gartenbau und handwerklicher Eigenarbeit verknüpft mit ökologischen Themenfeldern und Bildungsangeboten, hat auch das Interesse vieler Politiker erregt. Prominente Politikerinnen und Politiker wie der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff, Rita Süßmuth, Bundestagspräsidentin a. D. und der ehemalige Bundesumweltminister Jürgen Trittin haben die Gärten im Laufe der Jahre besucht.

Auch die Liste der Preise und Auszeichnungen ist lang und eindrucksvoll:

- 2000: Gewinner der Ausschreibung „Neue Umweltbildungskonzepte des Bundesumweltministeriums"
- 2001: Förderpreis „Aktion Bürger machen Staat" (Landessieger Niedersachsen)
- 2001: Förderpreis Aktive Bürgerschaft (Bundessieger)
- 2002 und 2003: Preis der Stadt Göttingen „für den beispielhaften Beitrag zur Umsetzung der Ziele der Lokalen Agenda 21"
- 2002: Preis „Aktiv für Demokratie und Toleranz" des „Bündnis für Demokratie und Toleranz"
- 2002: Integrationspreis des Bundespräsidenten
- 2004: Preis für nachahmenswertes zivilgesellschaftliches Engagement vom „Bündnis für Demokratie und Toleranz"
- 2005: Umweltpreis „Trophée Terre de Femmes – Frauen für die Natur" der Umweltstiftung „Fondation Yves-Rocher" für Najeha Abid
- 2005: 1. Preis der Niedersächsischen Umweltstiftung
- 2006: Göttinger Friedenspreis der Stiftung Dr. Roland Röhl

Die Bedeutung der Gärten für die Menschen

In den „Internationalen Gärten" kommen Menschen mit sehr unterschiedlichem ethnisch-kulturellem Hintergrund und aus allen sozialen Milieus zusammen: einheimische und zugewanderte Familien, Alleinstehende, Männer und Frauen, Alte und Junge, Arbeitslose und Erwerbstätige. Das friedliche Miteinander der Menschen zu fördern und über soziale und kulturelle bzw. religiöse Unterschiede hinweg zusammen zu leben und voneinander zu lernen ist Credo der Mitglieder. Wie vielfältig die Fähigkeiten der Mitglieder sind sich einzubringen, veranschaulicht ein Zitat von Tassew Shimeles, einem der Mitbegründer der Gärten:

> *„Der libanesische Schreiner entfaltet sein Können beim Bau eines Gartentores, die kurdische Bäuerin führt die Nachbarn in die Zubereitung gefüllter Weinblätter ein, die deutsche Krankenschwester lernt von der iranischen Hebamme die heilende Wirkung der angebauten Kräuter kennen, der irakische Betriebswirt verhandelt mit dem Grünflächenamt über den Erwerb neuer Grundstücke, die tschechische Zeichnerin gestaltet die Wanderausstellung, der kongolesische Journalist fotografiert Arbeitsabläufe im Garten.“ (Shimeles 2000 in Müller 2002, S. 20)*

Deutsch als gemeinsame (Fremd-)Sprache des neuen Lebensortes ist das wesentliche Mittel der Verständigung. Auf Deutsch lernt man sich kennen, es werden Erfahrungen ausgetauscht über die Arbeit im Garten, die Familie oder Erlebnisse mit Behörden, über die Vergangenheit, die Heimat. Die Aneignung der deutschen Sprache ist Ausdruck des Willens sich sozial neu zu verorten zu verstehen (Abid, mündliche Mitteilung 2008; Müller 2001, S. 90ff). Die Internationalen Gärtner praktizieren eine aktive Form der Integration, verstanden als wechselseitiges Aufeinanderzugehen im Rahmen des Teilens von Arbeit, Kultur und Alltag zwischen Migranten und Deutschen.

Zur besonderen Situation von Flüchtlingen

Viele der in den „Internationalen Gärten“ Aktiven sind Flüchtlinge, die mit traumatischen Erfahrungen von Krieg und Vertreibung nach Deutschland kamen. Der Verlust ihrer sozialen Netzwerke in der Heimat und die Unterbrechung ihrer biographischen Kontinuität, zusätzlich zu eventuell traumatischen Erlebnissen, führten zu psychischen Stresssituationen. Oft leiden Flüchtlinge unter sozialer Isolation, erzwungener Untätigkeit und mangelnden Berufsperspektiven. Auch die Degradierung zu Hilfeempfängern und Missachtung ihrer mitgebrachten Kompetenzen, geringe Partizipationsmöglichkeiten innerhalb der deutschen Gesellschaft, die Ungewissheit der eigenen Zukunft aber auch Begegnungen mit offenem oder verstecktem Rassismus sowie häufig unbefriedigende Wohnverhältnisse und die Ghettoisierung in bestimmten Stadtteilen – all das sind Belastungen, die es erschweren sich mit seinem neuen Leben in Deutschland zu identifizieren, es anzunehmen und das Heimweh überwinden zu können (vgl. Müller 2002, S. 69ff). Das selbstbestimmte Handeln und der Rückhalt aus der Gruppe sowie die Einbindung in das Umfeld der Gärten, stärkten das Zutrauen in die eigene Kraft und halfen vor allem Frauen sich neu zu definieren, einen eigenen Zugang zum neuen Leben in der Fremde zu finden, sich sprichwörtlich neu zu verorten. Viele von ihnen ergreifen die Gelegenheit nunmehr nicht nur Empfänger von Informationen zu sein, sondern sich einzubringen, eigene Ideen umzusetzen, Aktivitäten zu leiten oder sich für die Öffentlichkeitsarbeit zu engagieren. Aus dem zunächst passiven Erleben der neuen Heimat heraus, ist es eine wichtige Erfahrung das Leben sprichwörtlich wieder „selbst in die Hand zu nehmen“ (Müller 2002, S. 19). Indem das Projekt Menschen unabhängig ihres Hintergrundes die Möglichkeit zur Be-

wirtschaftung einer eigenen Gartenparzelle und der Teilnahme an allen Aktivitäten des Vereins eröffnet, hilft es ihnen ihre eigenen Stärken und Kompetenzen wiederzuentdecken, zu mehr Selbstachtung und Selbstvertrauen zu finden und neue Interessen und Tätigkeitsfelder zu erschließen. Im Unterschied zu Begegnungszentren für Migranten ist das miteinander arbeiten für die eigenen Bedürfnisse, der Boden als gemeinsame Ausgangsbasis, die Gartenbewirtschaftung das verbindende Glied. Da viele Migranten aus Agrarkulturen stammen, deren gesellschaftliche Struktur vom Modell der Großfamilie geprägt ist, stellt das Miteinander unter freiem Himmel eine für sie vertraute Form der Interaktion und des Tätigseins dar und eröffnet einen Weg an die eigene biographische Vergangenheit anzuknüpfen und gleichzeitig die Lebensqualität zu verbessern. Durch den eigenen Anbau von Feldfrüchten gelangen sie in eine Position, aus der heraus auch sie etwas zu geben haben, Gäste bewirten und Geschenke machen zu können, statt nur auf das Empfangen von Unterstützung angewiesen zu sein. Das Vermögen zu schenken und zu teilen wird als Bereicherung des Lebens erfahren. Umgekehrt lernen deutsche Vereinsmitglieder und Nachbarn aus der Umgebung in der Begegnung die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Flüchtlingsfamilien kennen. So wird der soziale Zusammenhalt zwischen Migranten und Deutschen gefördert, eine Brücke zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, zwischen biographischer Vergangenheit und der Gegenwart geschlagen. Die praktizierte Solidarität und der Respekt für die Verschiedenheit der Mitglieder sind der Boden, auf dem das Vertrauen wachsen kann, das nötig ist, sich zu entfalten und in der neuen Heimat wirklich Fuß zu fassen.

> *„Durch die Zusammenarbeit von Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen wird interkulturelle Akzeptanz und Toleranz gefördert. Die bewusst gelebte Vielfalt fördert die Bereitschaft sich auf Neues einzulassen und macht den Einzelnen integrationsfähig." (Shimeles 2001 in Müller 2002).*

Die grüne Sprache der Völker

Wie bereits angesprochen ist der Umweltschutz ein weiteres Themenfeld, dem die Internationalen Gärtnerinnen und Gärtner ihre Aufmerksamkeit widmen und das im Laufe der Jahre in vielfältigen Aktivitäten und Projekten aufgegriffen wurde. Umweltschutz und Ökologie werden in Deutschland zumeist als „luxuriöses Mittelschichtsthema" angesehen. Migranten sind eher wenig in die hiesige Ökologiedebatte eingebunden und häufig nur unzulänglich über Umweltfragen und Umweltpolitik informiert. Außer dem Mangel an Informationen haben sie oft einen grundsätzlich anderen Zugang zum Thema, der sich aus der eigenen lebensweltlichen Perspektive erschließt, die von Subsistenzproduktion und der Verfügbarkeit frischer, biologisch erzeugter Nahrungsmittel ausgeht. Weniger aus einem übergeordneten ökologischen Bewusstsein heraus, sondern eher aus den vorgefundenen Lebensumständen resultierend, praktizieren auch hier viele Migranten durchaus

einen ökologischen Lebensstil. Da sie meist über verhältnismäßig wenig Geld verfügen, fliegen sie nicht mehrmals jährlich in den Urlaub und benutzen in Ermangelung eines eigenen Pkws häufiger die öffentlichen Verkehrsmittel. Aufgrund ihrer weniger individualisierten und stärker gemeinschaftsorientierten Lebensweise beanspruchen sie durchschnittlich weniger Wohn- und Siedlungsfläche, sie kaufen gerne naturnahe Lebensmittel bzw. bauen sie selber an und bereiten sie gemeinsam zu. Im Jahr 2001 nahmen die Mitglieder des Vereins eine Ausschreibung des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) mit dem Titel „Der Boden lebt" zum Anlass ein experimentelles Umweltbildungsprojekt an der Schnittstelle zwischen Ökologie- und Interkulturdebatte zu entwickeln. Sie erarbeiteten ein Konzept, das vorsah während eines halben Jahres selbst initiierte Kleinprojekte zu den Themenbereichen Naturschutz, nachhaltige Entwicklung und weltweite Gerechtigkeit durchzuführen. Das Projekt mit dem Namen „Lebendiger Boden – Lebendige Vielfalt" bekam mit dem Kommentar „konkurrenzlos gut" den Zuschlag für die Förderung (vgl. Müller 2002, S. 74ff).

Ziel war es Flüchtlingsfamilien mit gesichertem Aufenthaltsstatus, die im Raum Göttingen leben, stärker in die hiesige Umweltdiskussion zu integrieren. In die jeweiligen Herkunftskulturen eingebettete Praktiken des Umweltschutzes sollten herausgearbeitet werden, um Bezüge zum deutschen Umweltschutz herzustellen. Diese „grüne Sprache der Völker als kulturübergreifendes Erfahrungs- und Verständigungsfeld" war Programm (vgl. Müller 2002, S. 76). Zunächst wurde das Konzept der Öffentlichkeit präsentiert und zur Teilnahme aufgerufen. Die Idee wurde Schülern einer Göttinger Berufsbildungsschule im Rahmen einer Projektwoche vorgestellt, diskutiert und weiterentwickelt. Anschließend wurden die Resultate in einer Ausstellung dokumentiert. Wiederum erwiesen sich die Einbettung und Vernetzung der Arbeit des Vereins in das unmittelbare Umfeld als exemplarisch für den Ansatz der Internationalen Gärten. Zu Beginn des Projekts hatten sich die Teilnehmer auf folgende thematische Schwerpunkte geeinigt, für deren Bearbeitung sie sich über ein halbes Jahr lang zweimal wöchentlich trafen (vgl. Müller 2002, S. 77):

- Rolle der Religion bei der Formung von Bewusstsein und Handeln
- Verbannung der Natur aus dem Bewusstsein
- Veränderung der Natur durch menschliche Tätigkeiten, Natur und Kultur
- Boden als kostbares Gut und Bodennutzung durch den Menschen
- Monokulturen und Verarmung des Bodens, Interessenkonflikte um die Ressource Boden, Boden als Grundlage der Nahrungsproduktion und Tragfähigkeit
- Erderwärmung und ihre Auswirkungen
- Biologische Vielfalt als Ausdruck intakter Natur
- Gleichgewicht durch nachhaltige Entwicklung
- Erst das Wasser bringt das Leben aus dem Boden hervor

- Umsetzung des erarbeiteten Wissens in praktische Aktivitäten in den Gärten

Der methodische Schwerpunkt der Wissensgewinnung lag in kommunikationsgestützten Verfahren der Vermittlung von Erfahrungen, sprich Erzählungen und Gruppendiskussionen. Bei den Treffen in einem der Gärten oder im Göttinger Migrationszentrum berichteten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen über ihnen bekannte kulturelle Praktiken zum Schutz der Natur, in Bibliotheken wurden Daten über Natur und Geographie der jeweiligen Herkunftsländer gesammelt und der Gruppe präsentiert. In Diskussionen wurde herausgearbeitet welche ökologische und ökonomische Bedeutung die jeweiligen kulturellen Praktiken haben und Überlegungen über den Zusammenhang von Ökologie und Politik, Ressourcenknappheit und Landnutzungskonflikten angestellt.

Dabei entdeckten die Beteiligten viele kulturübergreifende Gemeinsamkeiten, sowohl in ihren eigenen Biographien als auch in der kulturspezifischen Beschreibung von Naturprozessen. Man stellte beispielsweise fest, dass sowohl in der kurdischen als auch in der amharischen Sprache des äthiopischen Hochlandes der Begriff Erosion „das Gesicht der Erde abkratzen" heißt, Aufforstung bedeutet in beiden Sprachen „der Erde ihr natürliches Kleid wiedergeben". Die Teilnehmer brachten zum Ausdruck, wie sie sich auf tiefe Weise mit der Erde verbunden fühlen und ihr eine heilende Wirkung und hohe symbolische Bedeutung zumessen. Das aus dieser Erkenntnis entstehende Gefühl von Gemeinsamkeit, die Erkenntnis Teil einer Welt zu sein, die des Schutzes aller bedarf und die sich daraus ableitende Notwendigkeit eines aktiven Umweltschutzes, verhalfen den teilnehmenden Frauen und Männern eine handlungsorientierte Perspektive zum Umweltschutz zu entwickeln. Ihr Wissen und ihre autochthonen kulturellen und sozialen Kompetenzen bereichern den hiesigen Diskurs und bieten ihnen einen weiteren Anknüpfungspunkt sich anhand dieses gesellschaftlich relevanten Themas in die Aufnahmegesellschaft zu integrieren (vgl. Müller 2002, S. 79f).

Natur und Integration

„Es ist eine uralte Weisheit, dass Gärten auf die Seele und den Körper der Menschen eine wohltuende, lebensfördernde Wirkung ausüben, denn der Garten gehört zum großen Archetyp des Lebens und ist eines der wenigen ganz großen archetypischen Bilder, die von den Menschen überwiegend positiv erlebt werden. Das positive Erleben ist deshalb bedeutsam, weil der Garten Teil der natürlichen und kulturellen Umwelt der Menschen ist und von da her einen äußerst einflussreichen Faktor in der Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt darstellt." (Amman 2006, S. 7)

Trotz umfangreicher wissenschaftlicher Begleitforschung zu den „Internationalen Gärten" und ihren Schwesterprojekten wurden die Wirkung und die Bedeutung, welche die Natur auf die sich dort engagierenden Menschen hat, bisher kaum

untersucht. Der Erfolg der Projekte wird vor allem in Verbindung mit sozialen Komponenten, wie sozialer Integration der Migranten, der Wiederherstellung geordneter Lebensumstände und Verarbeitung traumatischer Erlebnisse gesehen (vgl. Koschel 2005, S. 7). Dass jedoch auch die Natur an sich und der Kontakt mit dem Boden über den Integrationskontext hinaus eine große Bedeutung haben, bringen folgende Zitate von internationalen Gärtnerinnen und Gärtnern zum Ausdruck (aus Contraste 2007, S. 8)

> *„Der Garten hat mich sehr verändert. Er hat meinen Körper und meine Seele gelockert. Das wiederum hat mir geholfen, einen Platz in dieser Gesellschaft zu finden. Der Boden kann, ebenso wie Körper und Seele sehr hart sein. Erst durch Bearbeiten wird er locker und luftig, so dass Pflanzen darin gedeihen können." Jamileh Alidousti, Göttingen/Iran*

> *„Der Garten hat mein Leben verändert. Ich fühle mich hier aufgehoben. Ich fühle mich den Pflanzen verbunden. Ich spreche mit den Blumen. Auch der Boden hat für mich eine besondere Bedeutung: aus ihm sind wir entstanden; zu ihm kehren wir zurück - es ist der Kreislauf allen Lebens." Ouafae Beboumi, Göttingen/Marokko*

> *„Der Boden verbindet uns mit unseren Nachbarn, mit anderen Menschen und Institutionen. Der Boden verbindet uns mit unserer innersten Kraft." Tassew Shimeles, Göttingen/Äthiopien (zitiert in Müller 2002)*

Pflanzen und Erde werden in allen Kulturen der Welt als „schön" wahrgenommen, Naturästhetik als etwas Universelles erlebt und so schafft selbst das reine Verbringen von Zeit im Garten ein Gefühl von Vertrautheit und Kontinuität (Müller 2002, S. 20). Im Prozess der Auseinandersetzung mit der Natur können die Mitglieder der Internationalen Gärten ihr indigenes „Naturwissen", z. B. über Bodenfruchtbarkeit und Pflanzenschutz, Kultur- und Heilpflanzen, bei der Bewirtschaftung des Bodens einbringen und sich darüber austauschen. Es erfüllt die Gärtnerinnen und Gärtner mit besonderem Stolz, wenn es gelingt indigene Pflanzen aus ihrer Heimat hier in Deutschland erfolgreich zu kultivieren.

Auch die psychologische Wirkung des Kontaktes mit der Natur, der Ausgleich und die Erfolge durch die Arbeit in den Gärten im Kontrast zum Alltagsleben in der Stadt, spielen eine wichtige Rolle für das persönliche Wohlbefinden und ermöglichen eine Steigerung der empfundenen Lebensqualität. Susanne Koschel von der TU Greifswald hat die Frage nach der Bedeutung der Natur im Rahmen einer Diplomarbeit über die interkulturellen Gärten in Berlin-Köpenick aufgegriffen. Aus ihren Ergebnissen geht hervor, dass die naturbezogenen Aspekte für die Menschen vorrangig oder mindestens ebenso wichtig sind, wie die sozialen. Ihre Gesprächspartner und -partnerinnen konnten sich kein vergleichbares Projekt ohne die natürlichen Gegebenheiten des Gartens vorstellen, weil sich ihre sozialen und persönlichen Anliegen nur in einer natürlichen Landschaft realisieren lassen bzw. die Natur des Gartens der eigentliche Beweggrund für die Teilnahme am Projekt war (vgl. Koschel 2005, S. 107). Dies trifft mit Sicherheit auch auf die Internationalen Gärtnerinnen und Gärtner in Göttingen zu. Wie in der Beschrei-

bung des Projektes „Lebendiger Boden – Lebendige Vielfalt“ deutlich wurde, hat das Erleben von Natur und die Auseinandersetzung damit, trotz unterschiedlichster kulturspezifischer und biographischer Zugänge, transformatives Potenzial. Zwar kann der Natur keine per se handlungsauslösende Wirkung zugeschrieben werden, dennoch besteht eindeutig ein starker Zusammenhang zwischen positiver Naturerfahrung und der Entwicklung pro-ökologischer Werte und der Intention Natur zu schützen und zu bewahren.

(Landschafts-) Interpretation in den „Internationalen Gärten“

Interpretation ist definiert als die Auslegung, Erklärung, Auffassung und Deutung von Äußerungen, Verhalten, Situationen und Sachlagen (Meyers Lexikon 2007). Landschaftsinterpretation ist die Kommunikation der speziellen auch räumlichen Qualitäten eines Ortes bzw. einer Landschaft und ihrer Bedeutung, mit dem Ziel, dass der Rezipient eigene Zugänge entwickelt, auf deren Basis er sich mit dem Interpretationsobjekt identifizieren kann. Diese Identifikation wird als die Voraussetzung für die Entwicklung einer handlungsorientierten Perspektive angesehen. „Interpretation sucht aktiv nach Berührungspunkten die [...] einen persönlichen Bezug zur Landschaft und emotionalen Zugang zum Interpretationsobjekt eröffnen“ (Kreisel, Reeh, Gee 2002, S. 5), eine Verbindung zu Aspekten der eigenen Persönlichkeit oder Erfahrung herstellen. Dies geschieht einerseits über die Vermittlung von Wissen, andererseits durch das eigene Erleben und Verarbeiten (vgl. Wood 2004; Kreisel, Reeh, Gee 2002).

Ebenso wie in der, ursprünglich auf die touristische Entwicklung ausgerichteten Landschaftsinterpretation, die inzwischen in weiteren Bereichen Anwendung findet, kommt auch in den „Internationalen Gärten“ das Motto „durch Interpretation zum Handeln“ zum Tragen. Das Thema ist hier allerdings nicht von einem Interpretationsexperten vorgegeben, sondern aus den eigenen Bedürfnissen heraus entwickelt und umgesetzt worden. Die „Internationalen Gärten“ sind ein Graswurzelprojekt, in dessen Praxis sowohl die Migranten als auch die deutschen Vereinsmitglieder eine stetige Reinterpretation von sich selbst, den anderen, dem Umfeld, der eigenen als auch der fremden Kultur, aber auch von Vergangenheit und Zukunft erfahren. Die hier zunächst intrinsisch motivierten Interpretationsprozesse, die nicht geplant sondern gewachsen sind, führen dazu, dass persönliche Ressourcen und Potenziale entwickelt werden können, die weit über die Grenzen des Projekts hinaus wirken, beispielsweise durch die Stadtteilarbeit, Wissenstransfer und (inter-)nationale Vernetzung. Die Entwicklung der Vereinsarbeit ist Ausdruck der positiven Handlungsdynamik, die ausgehend von der Bereitstellung eines Fleckens Erde, aus der Interpretation der eigenen Situation und Bedürfnisse und der Bedingungen des Umfeldes entstehen kann. Die Bedeutung der Gemeinschaftlichkeit, der Konsens sich gemeinsam für etwas einsetzen zu wollen, ist

ebenfalls Interpretationsergebnis, das sich aus der vorher oft isolierten Position der Migranten ergeben hat. Dieses sozusagen gemeinsame Interpretationsresultat schafft die Voraussetzung für die Vielfalt der Aktivitäten, die die Gärtnerinnen und Gärtner im Laufe der Jahre entwickelt haben und wird in die aktive Gestaltung der Umwelt, bzw. eigener Handlungs- und Sozialräume umgesetzt.

Ziel eines erfolgreichen Landschaftsinterpretationskonzeptes ist es die Essenz eines Ortes, den „Sense of Place", zu entdecken (vgl. Wood 2004, S. 3). Für die Internationalen Gärtner und Gärtnerinnen ist der Garten ein Ort, in dem der „Geist" ihrer alten Heimat auf den neuen Lebensraum transferiert werden kann. Sie bestimmen somit für sich einen „Sense of Place", der als die individuelle Bewusstheit der Identität eines Ortes („Identity of Place") verstanden wird. Diese Identität konstituiert sich aus den physischen Gegebenheiten, der menschlichen Aktivität und der jeweiligen Bedeutungszuweisung eines Ortes. Für Freeman Tilden, den „Vater" der Landschaftsinterpretation, bestand kein Zweifel daran, dass „adequate interpretation [...] leads directly towards the preservation of the treasure itself." (Wood 2004, S. 1). Hinsichtlich der Interpretationen der Internationalen Gärtner und Gärtnerinnen bestätigt sich dies. Seit Jahren engagieren sie sich intensiv für Umweltschutz und Umweltbildung.

Auch zeigt sich, dass Interpretationsprozesse sich nicht nur innerhalb einer Person oder der Gruppe abspielen, sondern auch außerhalb des Vereins angeregt werden. Außenstehende erleben, dass Migranten die deutsche Gesellschaft bereichern können. Politiker erfahren die gelebte Vielfalt in den Internationalen Gärten und können Anregungen für ihre eigene Arbeit sammeln, Jugendliche lernen mit Hilfe der Gärtner und Gärtnerinnen einen Zugang zur Natur zu finden, in sozialen Brennpunktvierteln kann ein Bewusstsein entstehen, dass ein friedliches kulturübergreifendes Miteinander möglich ist.

Ausblick

Es konnte gezeigt werden, wie Menschen ausgehend von einem kleinen Stück Land und dem gemeinsamen Willen ihr Leben mit neuen Inhalten zu füllen, einen weitreichenden und in vieler Hinsicht außergewöhnlichen Beitrag zur Zivilgesellschaft leisten können. Die Internationalen Gärten sind Orte des Kontaktes mit und der Arbeit in der Natur, sind Kristallisationspunkte für die Entfaltung individueller Fähigkeiten, die Integration Zugewanderter und kultureller Vielfalt. Sie leisten einen Beitrag zum „sozialen Frieden" in einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft und sind Ausgangspunkt für Gemeinschaft und soziale Netzwerke, Bildung, Jugendarbeit und Umweltschutz.

Im Laufe der inzwischen zwölf Jahre des Bestehens, nach der Aufbauphase der ersten Jahre, die getragen war von einem engen Zusammenhalt und einer Art Pioniergeist, wandelte sich die innere Struktur des Vereins. Mitglieder kamen und gingen, es kamen Menschen dazu, die auch aus anderen Motiven heraus die Teil-

habe im Garten suchten. So ist aus der ursprünglich kleinen Gruppe, in der jeder jeden kannte, ein großes Projekt geworden, das sich kontinuierlich an die sich verändernden Bedingungen anpasst, sich quasi immer wieder neu interpretiert. Damit ändern sich zwar die Themen und Aktivitäten, Konstanten sind und bleiben jedoch ein überzeugter basisdemokratischer Ansatz und die Offenheit für alle Menschen sowie der Wille sich gegenseitig zu unterstützen, sich selbst zu befähigen. Es gibt Phasen starker Aktivität aber auch solche der Stagnation des Engagements. Immer wieder müssen Mittel akquiriert werden, um Projekte durchzuführen und um laufende Kosten der Gärten zu decken. Diesen Herausforderungen stellt sich der Verein, geeint durch die verbindende Kraft der Natur.

Literatur und Quellen

American Community Garden Association (2007): URL: http://www.communitygarden.org/ <26.10.2007>

Amman, R. (2006): Von Gärten und Zwischenwelten. Zur Psychologie des Gartens. Zürich.

Anstiftung.de (2008): URL: www.anstiftung.de <27.10.2007>

Bundestransferstelle Soziale Stadt (2007): Friedensgarten Grone. Interkultureller Kommunikationsort und Treffpunkt. URL: http://www.sozialestadt.de/praxisdatenbank/suche/ausgabe.php?id=411&#0 <26.10.2007>

Eichsfelder Tageblatt (1999): Artikel vom 10.07.2002

Göttinger Tageblatt (2002): Artikel vom 08.02.2002

Gröning, G. (2002): Gemeinschaftsgärten in Nordamerika. In: Meyer-Renschhausen, E., Müller, R., Becker, P. (Hrsg.): Die Gärten der Frauen – zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit. S. 298-312, Herbolzheim.

Internationale Gärten e. V.: URL: http://www.internationale-gaerten.de <10.10.2007>

Koschel, S. (2005): Umweltethische Aspekte der Interkulturellen Gärten - Untersuchungen zur Bestätigung zweier umweltethischer Naturschutzbegründungen. Greifswald. URL: http://umwethik.botanik.uni-greifswald.de/diplomarbeiten/dipl_koschel.pdf <25.08.2007>

Kreisel, W., Reeh, T., Gee, K. (2002): Landschaftsinterpretation: Durch Erlebnis, Verständnis und Bewusstseinsbildung zum nachhaltigen Tourismus. In: Zentrum für Landschaftsinterpretation und Tourismus (ZELT) e.V. (Hrsg.): Positionen in der Landschaftsinterpretation. ZELTSchriften Heft 1, S. 5-6, Göttingen.

Meyers Onlinelexikon (2007): Interpretation. URL: http://lexikon.meyers.de/meyers/ Interpretation <24.9.2007>

Müller, Ch. (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. München.

Stiftung Interkultur (2005): Contraste – Monatszeitung für Selbstorganisation. Schwerpunktheft zu Interkulturellen Gärten. URL: http://www.stiftung-interkultur.de/contraste.pdf <10.10.2007>

Stiftung Interkultur (2007): Interkulturelle Gärten. URL: http://www.stiftung-interkultur.de/probrd.htm <10.10.2007>

Wimmer, C. (1989): Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt.

Wood, Ch. (2004): Interpretation of regional Identity: by Design or Default? In: Gee, K., Reeh, T., Kreisel, W. (Hrsg.): Regionale Identität, Tourismus und Landschaftsinterpretation: Eine natürliche Symbiose? ZELTForum Bd. 1, S. 1-12, Göttingen.

Interviewpartnerin

Abid, N. (2008): Internationale Gärten e. V. Göttingen

Kinder- und Jugendbauernhöfe am Beispiel Berlin

Reinhold Kahlki

Abstract

Lübars Youth Farm was founded in 1984 as a youth centre in the Märkisches Viertel, a high-rise Berlin borough that is typical for the 1970s. The farm was modelled on the Dutch concept of 'hands-on children's farms' and is funded by various private and public institutions. The farm offers a range of special programmes for schools, children's groups and other groups which can be adapted to different interests and existing knowledge. Topics include bread-making, a chicken project, wool, beekeeping/honey-making and dairy products. A guided tour of the farm can also be booked. Dedicated projects have been initiated for young people, including a young person's work programme, residential accommodation for young people from difficult home environments, a series of young events and a 'farm pub'. Pedagogically, the centre focuses on learning through all senses, without any grade pressure and in a positive emotional environment (network of learning). Learning objectives focus on social competencies such as dealing with other people, as well as 'farming methods', including good animal husbandry and basic skills in various crafts.

Einleitung

Die Jugend- und Familienfarm Lübars stellt mit ihrer charakteristischen Gehöftform und dem gemischten Tierbestand einen typischen märkischen Bauernhof dar. Er wird traditionell betrieben und steht jedem Besucher offen. Hier können Kühe, Schweine, Ziegen, Schafe, Pferde, Esel, Enten, Gänse, Hühner, Kaninchen und auch Bienen in artgerechter Haltung beobachtet werden. Die Einrichtung verfügt über Gastronomie und einen, mit bäuerlichen Utensilien ausgestatteten Unterrichts- und Aufenthaltsraum. Sehenswert ist zudem das altertümliche Backhaus. Mit Weideflächen und Ställen umfasst der Hof etwa 2 Hektar.

Träger der Familienfarm Lübars ist das Evangelische Jugend- und Fürsorgewerk (EJF-Lazarus gAG), in Kooperation mit dem Berliner Jugendclub e. V., dem Förderkreis Lübars e. V. und dem Bezirksamt Reinickendorf Abteilung Jugend und Familie. Die Jugendfarm Lübars besteht seit 1984. Damals entstand sie als Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtung für das neu gebaute Märkische Viertel, einer für die siebziger Jahre typischen Hochhaussiedlung. Vorbilder hierfür waren holländische „Kinderbauernhöfe zum Anfassen".

Angebote

Auf der Farm gibt es insbesondere für Schulklassen, Kinder- und Besuchergruppen spezielle Angebote: Von einem Biologielehrer des Berliner Jugendclub e. V. erfahren die Kinder wissenswerte Einzelheiten über die Tiere. Dabei können nach Absprache mit den Lehrern/-innen verschiedene Themenschwerpunkte behandelt werden (vgl. Abb. 1).

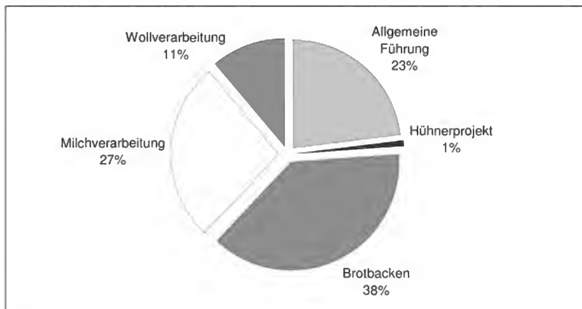


Abb. 1: Aufstellung nach Themen und Anteil der Gruppen (N=284) – 2006

Die Themen Brotbacken und Milchverarbeitung waren besonders beliebt. 65% aller Schulklassen entschieden sich dafür. Die Hofführung, das Hühnerprojekt und die Wollverarbeitung wurden insgesamt von 35% aller Schulklassen gewählt.

Die Angebote für Schulklassen, Kindertagesstätten und Besuchergruppen lassen sich dabei folgendermaßen in die Rahmenpläne für den Unterricht einordnen.

Vorschule:

- Sachbegegnung: Gegenstände, Lebewesen, Vorgänge in Natur und Technik betrachten und beobachten; hier: Beobachtung von Verhaltensweisen und Haltung von Bauernhoftieren
- Sexualkunde: Geschlechtsunterscheidung und Fortpflanzung bei Haustieren

Klasse 2:

- Pflege eines Haustieres: Beobachten von Verhaltensweisen und Lebensgewohnheiten
- artgerechte Haltung
- Ernährung

Klasse 3:

- Unterscheidung von Zootieren und Haus- bzw. Nutztieren
- Anpassung von Vögeln (Gänse, Enten) an den Lebensraum Wasser
- Fleischfresser/Pflanzenfresser
- Auswirkungen der Veränderungen des Lebensraumes auf den Artenreichtum und das Verhalten der Tiere (vom Wildtier zum Haustier)
- Umgang mit Nahrungsmitteln (Projekt Milchverarbeitung, Buttern)

Klasse 4:

- Brot (Projekt Brotbacken im Lehmbackofen)
- Tierhaltung am Beispiel des Haushuhns (Hühnerprojekt)
- Herstellung von Textilien (Projekt Wollverarbeitung)

Klasse 5:

- Fortpflanzung und Entwicklung bei Tieren
- Körperbau von Säugetieren und Vögeln
- Begriff Säugetiere
- Mutter-Kind-Beziehungen bei Vögeln und Säugetieren im Vergleich (Nesthocker, Nestflüchter)
- Entwicklung der Vögel (Untersuchen von Eiern)
- Beeinflussung von Fortpflanzung und Entwicklung der Tiere durch den Menschen (Probleme der Tierzucht und der artgerechten Haltung)

Die einzelnen Projekte sollen im Folgenden kurz umrissen werden:

Brotbacken

Heizen des altertümlichen Lehmbackofens, Herstellung des Brotteigs in Partnerarbeit, Backen der Brote. Zeitaufwand ca. 3-4 Stunden.

Hühnerprojekt

Beobachtung von Hühnern in Freilandhaltung, Unterscheidung Legebatterie- und Käfighaltung, Bodenhaltung, Freilandhaltung anhand von Gruppenbeobachtungsaufgaben, Experimente und Untersuchung an Eiern, Zusammensetzung des Hühnerfutters, für ältere Schüler: Verhaltensbeobachtung, Rangordnungsverhalten, Beobachtung des Ausschlüpfens der Küken im Schaubrüter.

Milchverarbeitung – „Vom Rind zur Butter"

Körperbau des Rindes, Rinderhaltung und Rinderzucht, Fortpflanzung, Melkübung am Eutermodell, mit älteren Schülern: Milchzusammensetzung, Milchverarbeitung in der Molkerei, Buttern in kleinen Buttermaschinen. Zeitaufwand 2-3 Stunden.

Wollverarbeitung – „Vom Schaf zum Wollfaden"

Körperbau und Lebensweise des Schafes, ökologische Bedeutung der Schafhaltung, Bestandteile der Rohwolle, Waschen der Rohwolle, Kardieren der Wolle (Teilprozess des Spinnens), Spinnversuche mit verschiedenen Werkzeugen/Spindeln, evtl. Verarbeitung der gesponnenen Fäden mit diversen Webtechniken (Weben am Teppichwebstuhl). Zeitaufwand 2-3 Stunden.

Bienen/Imkerei

Der Bienenwagen kann besichtigt werden. Ggf. Beobachtung eines Bienenstocks von innen. Erläuterung verschiedener Geräte für die Imkerei. Zeitaufwand 2 Stunden.

Neben den Tieren können auf der Jugendfarm auch Blumen und Nutzpflanzen im Bauerngarten angesehen und bestimmt werden. Da mit der „Bauernschänke" außerdem ein gastronomisches Angebot besteht und sich ein Erlebnispark sowie der Freizeitpark Lübars anschließen, kann die Jugendfarm auch gut als Freizeitziel (z. B. für einen Wandertag) genutzt werden.

Besucherstruktur

Die Besuchergruppen, Schulklassen und Kindergruppen stammen aus zahlreichen Berliner Bezirken, bei denen der Bezirk Reinickendorf eindeutig dominiert (vgl. Abb. 2)

Der Schwerpunkt der Besuchergruppen lag, wie in den vorausgegangenen Jahren auch, bei der 4. Klassenstufe. Es folgten 3. Klassen, 2. Klassen und Kindertagesstätten. Auffällig ist die hohe Zahl an Nichtklassen. Mit der Übernahme der

Hortbetreuung durch die Schulen erhöhte sich die Zahl der Hortgruppen, die hier als Nichtklassen aufgeführt sind. In dieser Rubrik finden sich auch Gruppen junger Erwachsener (vgl. Abb. 3). Die Besucher verteilen sich dabei über das ganze Jahr mit einer deutlichen Besuchsspitze im Mai und der geringsten Nachfrage im Januar (vgl. Abb. 4).

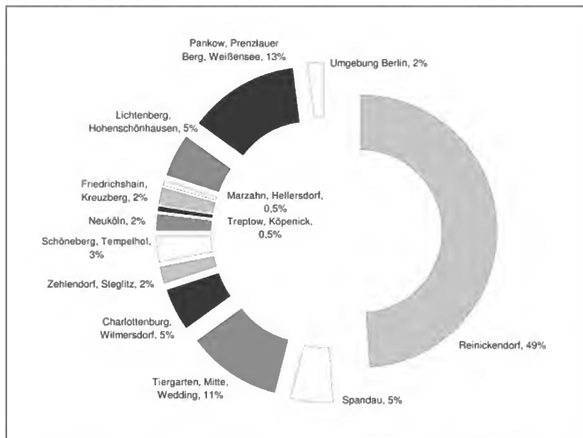


Abb. 2: Anteile der Gruppen und Klassen nach Bezirken – 2006

Neben den Aktivitäten und Projekten für Schulklassen und Besuchergruppen des Berliner Jugendclub e. V., gibt es auf der Jugendfarm Lübars über das Evangelische Jugend- und Fürsorgewerk (EJF) ein Arbeitstrainingsprogramm für Jugendliche und eine Wohngemeinschaft für Jugendliche aus schwierigen familiären Verhältnissen. Am Nachmittag werden Kinder- und Jugendfreizeitveranstaltungen (Holzwerken, Seidenmalen, Glasritzen) durch das Bezirksamt Reinickendorf in Berlin angeboten. Das EJF betreibt zusätzlich die Gastronomie (Hofschänke).

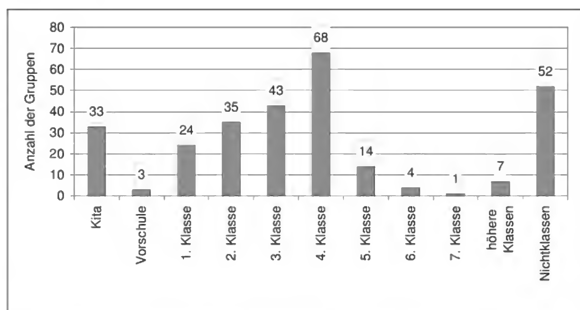


Abb. 3: Aufstellung nach Klassenstufen und Anzahl der Gruppen (N=284) – 2006

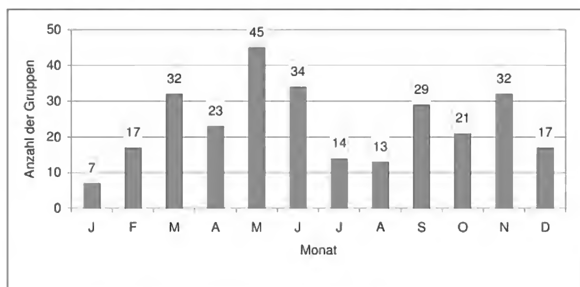


Abb. 4: Jahreszeitliche Verteilung der Besuchergruppen (N=284) – 2006

Ziele

Mit der pädagogischen Arbeit werden auf der Jugend- und Familienfarm Lübars folgende Ziele angestrebt:

- Erfahren und Lernen über möglichst viele Sinneskanäle
- Verknüpfung von optischen, akustischen und haptischen Sinneseindrücken und Emotionen zu einem Gedankennetz, welches das Lernen fördert („Lernen in Netzwerken“)

- Erfahren und Lernen in positiver und angenehmer Stimmungslage
- Umgang mit Bauernhoftieren erfahren und lernen
- Kompetenz und Verantwortung im Umgang mit Haustieren entwickeln
- Soziale Fähigkeiten im Umgang mit Mitschülern in neuer, spannender Umgebung erwerben
- Lernen ohne Notendruck, Leistungsmotivation über die Herstellung eigener „landwirtschaftlicher Erzeugnisse" (Butter, Brot, Schafwollfaden,...)
- Gestaltung eigener Unterrichtsmaterialien (z. B. Arbeitsblätter)

Besonders wichtig für das Erreichen der Ziele ist ein „Netzwerk des Lernens" (Vester 1984, S. 93) in emotional angenehmer Umgebung (vgl. Vester 1984, S. 124 und S. 125), wobei alle Sinne mit einbezogen werden. „Hier finden wir […] die Erklärung dafür, dass diejenigen Ereignisse viel besser im Langzeit-Gedächtnis behalten werden, die mit positiven Erlebnissen verbunden sind" (Vester 1984, S. 25).

Literatur und Quellen

Berliner Jugendclub e. V. (2007): Jahresbericht über meine Arbeit als Biologielehrer auf der Jugend- und Familienfarm Lübars vom 9.1.2006 bis zum 8.1.2007. Berlin.

Familienfarm Lübars (2007): Homepage URL: http://www.familienfarm-luebars.de <10.12.2007>

Landesverband Abenteuerspielplätze und Kinderbauernhöfe in Berlin e. V. [Hrsg.]: AkiB-Wegweiser Abenteuer & Kinderbauernhöfe in und um Berlin. 3. Auflage 2007, Berlin.

Vester, F. (1984): Denken, Lernen, Vergessen. 11. Aufl., München.

„Öko auf dem Wochenmarkt“

Jenny Schmithals

Abstract

This study is about the question on how much and in which manner ecological markets can promote ecological consumption patterns and if they contribute to social and cultural sustainability.

Customer interrogations have been done at four ecological markets in Berlin. The atmosphere is a reason for going to the market for almost 40 % of all interviewees. Therefore atmosphere as a shopping motive is clearly more important than in other shopping sites. There is a significantly bigger quota of interviewees on ecological markets, who gain a sense of well-being from going to the shopping site. Two thirds of all market-attendants look at the market as a place of communication. 33 % of all people being interrogated have already been attending a market or backyard festivity. Many agree with the statement that shopping at the market has a high quality of event and leisure and contributes to recovery. Ecological markets improve the quality of time spend in the neighbourhood and create a place of communication.

The customers appreciate the regional provenance and freshness of the products and intend to support local farming. Most of them also like the personal contact to the producers: thus confidence in the provenance of the products is gained and also the opportunity to gather information about the quality of the products. Therefore ecological markets have the potential to support sustainable consumption patterns.

Einleitung

Das Ziel der Untersuchung, auf der dieser Beitrag basiert, bestand darin, herauszufinden, inwiefern ökologische Wochenmärkte eine Verbreitung nachhaltiger Konsummuster bewirken und ob sie durch ihren Gemeinschaftscharakter zu einer sozialen und kulturellen Nachhaltigkeit beitragen. Die empirischen Erkenntnisse wurden im Rahmen des Forschungsvorhabens „Wege zur Verbreitung ökologischer Nahrungsmittel in Berlin-Brandenburg" gewonnen. Dieses Verbundprojekt der Humboldt-Universität zu Berlin und der Technischen Universität Berlin (Leitung: Karl-Hermann Hübler und Günter Schade) analysiert, wie bestehende nachhaltige Produktions- und Konsumstrukturen optimiert werden können und zwar unter der Annahme, dass eine Verbreitung nachhaltiger Konsummuster an zwei Punkten ansetzen kann: an der Diffusion der Produkte und an der Verbreitung der Nachhaltigkeitsidee. Ökologische Wochenmärkte wurden als eine von vier verschiedenen Vertriebs- und Vermarktungsformen für ökologische Nahrungsmittel, die unterschiedliche Konsumgewohnheiten widerspiegeln und verschiede-

ne Kundinnen- und Kundengruppen ansprechen, auf ihr Potenzial zur Produkt- und Ideendiffusion hin untersucht. Vergleiche wurden vorgenommen zu den Berliner Einkaufsgemeinschaften LPG[1] und „Fortschritt", Naturkost-Supermärkten und ökologischen „Shop-in-Shops" in Kaufhaus-Filialen.

Ökomärkte haben sich seit Anfang der 1990er Jahre in Berlin etabliert. Die Befragung wurde auf vier dieser Märkte vorgenommen. In diesem Beitrag wird eine beschränkte Auswahl der Ergebnisse präsentiert. Der Fokus liegt dabei auf der Funktion der Ökomärkte als Treffpunkt sowie auf ihrem Stellenwert für die Direktvermarktung und für die Beziehung zwischen Berlin und dem Berliner Umland: Auf dem Markt sind die angebotenen Produkte überwiegend regional und es besteht an den Marktständen ein direkter Kontakt zu den Erzeugern. Dadurch ist es den Kunden/-innen möglich, sich über Herkunft und Erzeugung der Produkte zu informieren – ein Aspekt, der Vertrauen erzeugen kann. Betreiber/-innen von Ökomärkten sehen diese auch als Treffpunkte im „Kiez"[2] an. Welche Rolle spielt die Möglichkeit der Kommunikation mit anderen und des Verweilens an Kaffee- oder Imbissständen für den Besuch des Marktes? Ist die besondere Atmosphäre allgemein ein Grund für den Marktbesuch?

Das Thema dieses Beitrags berührt Umweltaspekte sowohl in Bezug auf die Bedeutung natürlicher Umwelt, also den Lebensraum, als auch in Bezug auf die soziale Umwelt. Zur Bearbeitung wurden eine Primär- und eine Sekundärerhebung durchgeführt. Die empirischen Untersuchungen beinhalteten eine Kundenbefragung mittels eines teilstandardisierten Fragebogens, Experten/-innen-interviews mit den Betreiber/-innen der Ökomärkte, eine Gruppendiskussion mit Ökomarkt-Kunden/-innen und verschiedene Beobachtungsverfahren. Im Rahmen der Kundenbefragung wurden auf vier Berliner Ökomärkten insgesamt 233 Interviews realisiert. Mit dem Fragebogen wurden demografische Merkmale sowie Daten zu Konsumgewohnheiten, Kaufmotiven und -barrieren, zu Produktpräferenzen, zur Wahrnehmung der Einkaufsatmosphäre und zu Ansprüchen an die Einkaufsstätte sowie Umwelteinstellungen erhoben. Die Auswertung erfolgte quantitativ mit Hilfe von SPSS[3] und qualitativ.

Im Rahmen der Sekundäruntersuchung wurde bestehende Literatur über Wochenmärkte recherchiert. Die Analyse hat jedoch ergeben, dass es nur wenige Veröffentlichungen, die sich mit dieser Einkaufsform beschäftigen, gibt. Markt-

[1] Die Betreiber der Berliner Einkaufsgemeinschaft LPG, die mittlerweile in sechs Filialen, alle in verschiedenen Berliner Bezirken, ökologisch erzeugte Produkte anbieten, haben bei der Namensgebung bewusst mit der Abkürzung für die ehemaligen „landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften" der DDR gespielt – u. a. um den regionalen Bezug zu den landwirtschaftlichen Betrieben im Umland hervorzuheben. Bei der Gründung der ersten Einkaufsgemeinschaft 1995 stand die Abkürzung für LandProdukteGemeinschaft, inzwischen wird mit dem Slogan „Lecker Preiswert Gesund" geworben.

[2] In Berlin wird der Begriff „Kiez" umgangssprachlich für Wohnviertel verwendet.

[3] Als wesentliche Analyseverfahren wurden Häufigkeitsauszählungen, Kreuztabellen und die Korrelation verschiedener Variablen eingesetzt. Der Duncan-Test wurde verwendet, um zu prüfen, ob auftretende Gruppenunterschiede signifikanter Natur sind oder nicht.

handel ist also ein bislang wenig erforschtes Gebiet, so dass ein Ziel der Studie darin bestand, einen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke zu leisten und die Einkaufsform Wochenmarkt mit ihren Besonderheiten zu beschreiben.[4]

Nachhaltigkeit in der Nahrungsmittelproduktion und der Ernährung

Die Nachhaltigkeitskonzepte verschiedener Studien integrieren ökologische, ökonomische und soziale Belange (vgl. zum Beispiel BUND und Misereor 1996). Dieser Beitrag schließt sich einem Nachhaltigkeitsverständnis an, das um eine vierte Dimension, nämlich die kulturelle, ergänzt ist. In der Literatur findet sich diese Definition unter anderem bei Hübler, Kaether (1999), Schäfer, Schön (1999) und Lass, Reusswig (2000). Die kulturellen Eigenheiten einer Gesellschaft sind von zentraler Bedeutung für die Frage, ob eine Gesellschaft im Sinne der Nachhaltigkeit transformiert werden kann oder nicht. Einige wichtige Aspekte sozialer Nachhaltigkeit sind die Vertiefung des sozialen Zusammenhalts, die Gleichverteilung der Arbeit, ein funktionierendes Gemeinwesen, die Verbesserung der Lebensqualität und des sozialen Wohlbefindens (vgl. Schäfer, Schön 1999). Kulturell nachhaltige Ziele sind zum Beispiel die Vielfältigkeit von Aktions- und Lebensräumen, Kontaktmöglichkeiten, die Förderung regionaler Potenziale, die Förderung der Selbstorganisationspotenziale und Ästhetik. Keine der Dimensionen kann isoliert für sich stehen, sondern alle müssen aufeinander bezogen werden. Neben der Integration der vier Dimensionen umfasst Nachhaltigkeit laut Kaether (1999) als weitere konstitutive Elemente Dauerhaftigkeit, Verteilungsgerechtigkeit und Partizipation. In Hinblick auf den Konsum ökologischer Nahrungsmittel bedeutet die Integration der vier Dimensionen eine umwelt- und gesundheitsbewusste Ernährung sowie ein Verständnis von Essen als kulturellem und sozialem Ereignis. Außerdem ist ein umfassendes Verständnis des Konsumaktes gefragt: ein wenig transport- und verpackungsintensiver Einkauf von möglichst saisonalen und regionalen Produkten, das Erleben des Einkaufs als Möglichkeit der sozialen Kontaktaufnahme und der Kommunikation sowie eine Wertschätzung vielfältiger Einkaufsstrukturen (vgl. Schade u. a. 2000). Auch die Dauerhaftigkeit erfordert ein Zusammenspiel der einzelnen Dimensionen: ökologische Ernährung ist gesundheitlich, ökologisch und ökonomisch zukunftsfähig. Sozial zukunftsfähig ist ökologische Ernährung, indem sie dazu beiträgt, Gemeinwesen zu erhalten, und durch die Vielfalt an Nahrungsmitteln und Einkaufsformen kann sie auch kulturell zukunftsfähig sein. Verteilungsgerechtigkeit ist gegeben, wenn die regionale Wirtschaft, kleinere Strukturen und Einkaufsorte sowie Bauern ökonomisch unterstützt werden und fair gehandelt wird. Partizipationsmöglichkeiten entstehen durch Direktvermarktung, was den Kontakt zu den Händlern und Produzenten

[4] Für eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse siehe Schmithals (2002).

ermöglicht, und durch Mitspracherechte z. B. bei der Sortimentsgestaltung (vgl. ebd.).

Die Lebensstile der Industriegesellschaften, geprägt von Massenkonsum und Massenmobilität, tragen entscheidend zu globalen Umweltbelastungen wie der Zerstörung der Ozonschicht und Klimaveränderungen bei. Durch die energie- und kapitalintensiven landwirtschaftlichen Produktionsweisen, die sich in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt haben, ist die konventionelle Landwirtschaft[5] zu einem umweltbelastenden Faktor geworden. So ist sie z. B. in erheblichem Ausmaß für den Ausstoß von Treibhausgasen, die das Klima schädigen, mitverantwortlich: die landwirtschaftlichen Emissionen (Lachgas, Methan und Kohlendioxid) tragen zum nationalen anthropogenen Treibhauseffekt mit etwa 10% bei. Die Lachgas (N_20)-Emissionen nehmen mit steigender Düngeintensität und dadurch erhöhtem Eintrag von leicht verfügbarem Stickstoff in Böden zu. Die Methan (CH_4)-Emissionen werden vor allem durch die Rinderhaltung verursacht: die Verdauung durch Wiederkäuer setzt große Methanmengen frei. Für die CO_2-Emissionen ist vor allem der hohe Energieverbrauch verantwortlich: die Arbeitsverfahren, besonders die Produktion mineralischer Stickstoffdünger, sind sehr energieintensiv und verbrauchen fossile Energie. Die Produktion von tierischen Nahrungsmitteln trägt zu 85% zu den landwirtschaftlich verursachten Emissionen von ca. 260 Millionen Tonnen CO_2-Äquivalenten bei (vgl. Koerber, Kretschmar 1999).

Die Weiterverarbeitung der Nahrungsmittel verursacht noch weitere Umweltbelastungen. Die Verpackung von Lebensmitteln trägt zu 5% zu den durch den Ernährungsbereich verursachten klimarelevanten Emissionen bei. Die Hausmüllmenge hat sich in Deutschland seit den 1950er Jahren etwa verdoppelt, wobei etwa 27% des Hausmüllgewichtes auf die Verpackung von Lebensmitteln entfallen (vgl. Koerber, Kretschmar 1999). Besonders problematisch ist die Zunahme der Transportwege im Lebensmittelsektor. Es gibt einen Trend hin zu wenigen zentralen Produktionsstätten, die lange Transporte für die Rohstofflieferung und die Verteilung der Produkte zur Folge haben. Außerdem wächst der Import exotischer Produkte.

Die vorherrschende, konventionelle Art der Landwirtschaft und der Nahrungsmittelproduktion wird also, vor allem in Bezug auf die ökologische Dimension, den Grundanforderungen an eine nachhaltige Entwicklung nicht gerecht. Bereits 1992 wurde in Kapitel 4 der auf der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung verabschiedeten Agenda 21 die Forderung nach einer nachhaltigen Veränderung der Produktions- und Konsummuster festgehalten. Die Forderungen nach einer sozial- und umweltverträglichen Umgestaltung

[5] Der Begriff „konventionelle Landwirtschaft" steht hier für die derzeit vorherrschende Form der Landwirtschaft in Deutschland, entsprechend der Definition, die in Meyers Großem Taschenlexikon zu finden ist. Dort wird der ökologische Landbau den „technisch-ökonomischen (konventionellen) Landbaumethoden" als Alternative gegenübergestellt (siehe Meyers Großes Taschenlexikon 1995, Band 16, S. 90).

der Landwirtschaft sind in den vergangenen Jahren lauter geworden. Neben der Ausweitung des ökologischen Landbaus wird eine Ökologisierung der gesamten Landwirtschaft gefordert. Eine Agrarwende ist aber nur möglich, wenn die Verbraucher/-innen mitziehen, möglichst weitgehend regionale sowie saisonale Bioprodukte nachfragen und ihren Fleischkonsum reduzieren. Sowohl individuelle als auch gesamtgesellschaftliche Veränderungen sind für eine nachhaltige Umgestaltung von Konsumstilen notwendig. An die sozialwissenschaftliche Umweltforschung geht damit der Auftrag, Konsumverhalten und Umweltbewusstsein der Verbraucher/-innen zu untersuchen und Konzepte dafür zu entwickeln, wie nachhaltige Ernährungsweisen verbreitet werden können.

Wie sieht aber eine nachhaltige Landwirtschaft aus? Es ist schwierig, den Grad der Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft zu messen. Das Umweltbundesamt (1997) beschreibt, dass eine nachhaltige Landwirtschaft sich in möglichst geschlossenen Kreisläufen vollzieht und natürliche Ressourcen wie Boden, Wasser, Luft und Artenvielfalt schont. Mindestens 50% der klimawirksamen Emissionen der Landwirtschaft sind durch Umstellung auf eine nachhaltige Form der Landbewirtschaftung vermeidbar, schätzt die Enquete-Kommission „Schutz der Erdatmosphäre" (vgl. ebd). Koerber, Kretschmar (1999) sprechen der ökologischen Landwirtschaft zu, am wenigsten die Umwelt zu belasten (vgl. auch UBA 1997, S. 137).

Mit regionalen Produkten können die regionalen Kreisläufe gestärkt werden. Regionalisierungsprozesse sind für die Städte genauso wichtig wie für das ländliche Umland. Ökologisch tragen regionale Produkte dazu bei, (1) den Energieverbrauch zu senken (sowohl für Transporte als auch für die Lagerung und Konservierung der Lebensmittel wird weniger Energie verbraucht, damit wird auch der Ausstoß von klimarelevanten Schadstoffen wie CO_2 vermindert), (2) Emissionen zu reduzieren (der Schadstoffausstoß wird durch die reduzierten Transporte gesenkt), (3) durch vielfältige und kleinräumig strukturierte Bodennutzungssysteme die Biodiversität zu erhalten und Monokulturen zu vermeiden, (4) der Auslagerung ökologischer Risiken entgegenzuwirken und (5) durch den direkten Bezug zur eigenen Region die Umweltverantwortung zu fördern. Ökonomisch besteht das Potenzial, (6) Ressourcen effizient einzusetzen, (7) die betriebswirtschaftliche Rendite für die produzierenden Betriebe und ihre Mitglieder zu generieren und (8) Arbeitsplätze und damit Einkommen in der Region zu schaffen. Sozial wird (9) die Solidarität in der Region gestärkt und Vertrauen geschaffen, (10) soziale Kontakte und Partizipation gefördert. Im individuell-gesundheitlichen Bereich kann es gelingen, (11) durch Formen der Direktvermarktung die Transparenz der Produkteigenschaften zu erhöhen und (12) frische, damit auch gesündere Lebensmittel anzubieten (vgl. Hofer, Stalder 2000).

Konsumenten/-innen müssen heute prozentual viel weniger von ihrem Einkommen für Nahrungsmittel aufwenden als noch vor 50 Jahren. Ein Vier-Personen-Arbeitnehmer-Haushalt mit mittlerem Einkommen gab 1950 ca. 45% des Einkommens für Nahrungsmittel aus, im Jahr 1995 waren es durchschnittlich

nur noch knapp 15% (vgl. Scherhorn 1995 sowie UBA 1997). Ein Großteil der Verbraucher/-innen hat sich an die billigen Preise, die Produktvielfalt, aber auch an die gesunkene Qualität industriell hergestellter Nahrungsmittel gewöhnt. Eine nachhaltige Ernährungsweise erfordert also einen Wertewandel. Auf Konsumenten/-innenseite ist die Bereitschaft nötig, ökologisch produzierte Nahrungsmittel zu kaufen und dafür auch mehr auszugeben, denn durch eine bewusste Kaufentscheidung bestimmen Verbraucher/-innen darüber mit, welche Landbewirtschaftungsformen sich langfristig durchsetzen können (vgl. ebd.). Für einen Struktur- und Bewusstseinswandel ist es wichtig, dass das Leitbild der Nachhaltigkeit breiten Bevölkerungsschichten vermittelt wird, denn als gesellschaftliches Ziel kann Nachhaltigkeit nur dann verwirklicht werden, wenn alle Akteure sich daran beteiligen.

Um Verhaltensänderungen zu bewirken, reicht es nicht aus, an das Gewissen der Konsumenten/-innen zu appellieren und Verzicht zu predigen. *„Die im Nachhaltigkeitsdiskurs erforderliche Kommunikationsstrategie muss daher das Andere, die Alternative betonen und die Freude, die Lust an dieser Alternative"* (Summerer 2000, 44). Dies kann z. B. durch Formen des Erlebniskonsums, die einen Zusatznutzen vermitteln, gelingen.

Die Einkaufsform Wochenmarkt

Historische Berichte vermitteln einen schillernden und bunten Eindruck des früheren Markttreibens. Kultur und gesellige Ereignisse, ja sogar politisches Leben waren unabdingbarer Bestandteil. Über die heutige Bedeutung von Wochenmärkten, ihre besonderen Eigenschaften und Funktionen auch für das gesellschaftliche Leben gibt es kaum Literatur. Bei der Recherche konnten drei empirische Studien ausfindig gemacht werden. Einer davon liegt eine Befragung von Kunden/-innen konventioneller Wochenmärkte in Hamburg zugrunde (Laberenz 2001), für die Zweite wurden Interviews mit Konsumenten/-innen auf Hamburger Ökowochenmärkten geführt (Lietz 1998). Diese beiden Studien hatten zum Ziel, die Marktkunden/-innen und ihre Einkaufsgewohnheiten zu beschreiben, und können diesbezüglich Vergleichswerte zu der vorliegenden Arbeit liefern. Die dritte Studie beschäftigt sich mit der Bedeutung von Wochenmärkten für die (Re-) Vitalisierung ostdeutscher Innenstädte (Rieger-Genennig, Behling 1999). Hier finden sich Aussagen zur sozialen und kulturellen Bedeutung von Wochenmärkten. Darüber hinaus gibt es eine Veröffentlichung von Kreuzer (1996), die die Bedeutung von Märkten für die Vermarktung von ökologisch erzeugten Produkten untersucht. Andere Autoren/-innen erwähnen Märkte als Vertriebsweg nur am Rande.

Die historische Bedeutung von Märkten

Der Marktplatz, der Käufer/-innen und Verkäufer/-innen als Handelsforum dient, ist die ursprünglichste aller Einkaufsformen. Ein Blick zurück zeigt, dass

Märkte insbesondere in der Antike eine große Bedeutung hatten. *„In der antiken Stadtkultur war der Marktplatz (Agora, Forum) Standort von Veranstaltungen des öffentlichen Lebens. Die Marktplätze bildeten den Mittelpunkt der Stadt, dort wurden die wichtigsten öffentlichen Gebäude errichtet..."* (Meyers Großes Taschenlexikon 1995, Bd. 14, S. 54).

Märkte standen außerdem in enger Beziehung zum Rechtswesen: Der Marktplatz und die, die ihn besuchten, standen unter einem besonderen Recht, dem Marktfrieden. Streitigkeiten wurden vor den Marktgerichten verhandelt. Bei Plum heißt es zur griechischen Agora: *„Dieser öffentlich zugängliche Platz ist zugleich Festplatz und Kultstätte, Forum der Rechtsprechung und der Ort, an dem sich die Bürger zur Beratung politischer Angelegenheiten versammeln"* (Plum 1985, S. 114).

Ein solcher Platz, auf dem Vollversammlungen der Bürger stattfanden und allgemeine Angelegenheiten geregelt wurden, war Teil einer demokratischen Staatsform. In Rom bildete das Forum Romanum das Zentrum der Stadt. Dort wurde gehandelt und Gerichte tagten (vgl. Stützer 1994). In fränkischer Zeit wurde das Recht, einen Markt abzuhalten, durch den König verliehen (vgl. Meyers Großes Taschenlexikon 1995). Wie detailliert die Vorgänge auf den Märkten teilweise geregelt waren, wird bei Held (1988) deutlich. In Erfurt, einer der deutschen Städte mit besonders langer Tradition von Marktprivilegien, war der Handel an einen besonderen Marktort, den Anger, gebunden. Es gab festgesetzte Marktzeiten, die der Erfurter Rat bestimmte. Verkaufs- und Kaufaktionen, die außerhalb dieser festgelegten Marktzeiten an anderen Orten vollzogen wurden, wurden mit Geldbußen geahndet. Die dem Rat angehörenden Beamten achteten darauf, dass nur städtische Gewichte verwendet wurden, dass die Woll- und Leineweber, Gewandschneider und Krämer *„rechtschaffene beschlagene Ellen"* verwendeten und nur die im innerstädtischen Handel gebräuchlichen Fisch-, Öl- und Kornmaße benutzt wurden (vgl. Held 1988). Es gab damals bereits eine große Produktvielfalt. Held listet als typische Waren, die auf dem Markt in Neustadt an der Orla gehandelt wurden, auf: Lebensmittel, Garn, Waid, Wolle und Häute (vgl. ebd.). Auf dem Forum Romanum wurden Fische und Lebensmittel aus landwirtschaftlicher Erzeugung, Schmuck, Kleidung und Drogerieartikel angeboten (vgl. Stützer 1994). Ein besonders großes Angebot gab es auf dem Münchener Jakobidult (vgl. Probst 1992). Bei diesem Markt handelte es sich um einen seit dem 13. Jahrhundert nur einmal jährlich, im Anschluss an den Jakobitag, stattfindenden Jahrmarkt. Er bestand aus einem Tuch-, einem Pelz-, einem Gewürz-, einem Geschirr- und einem Pferdemarkt. Auch Eisenwaren und andere Handwerkserzeugnisse wurden gehandelt. Zu dem Markt gehörten kulturelle Darbietungen von Komödianten, Marionettenspielern, Luftspringern, Seiltänzern, Gauklern, Tierbändigern, Sängern und Musikanten. Außerdem waren Heilkundige vertreten: fahrende Ärzte, Stein- und Bruchschneider, Zahn- und Augenärzte, Heilmittelhändler u. a. (vgl. ebd.).

Der Wochenmarkt als Vermarktungsform für ökologisch erzeugte Nahrungsmittel

Nachdem Wochenmärkte im Zuge der Entstehung moderner Vermarktungsformen wie Supermärkte seit Mitte des 20. Jahrhunderts an Bedeutung verloren, erfuhr diese traditionelle Art des Handels in den 1980er Jahren eine Renaissance. Gegen Ende der 1980er Jahre gab es die ersten Initiativen zur Einrichtung von reinen Ökomärkten. Nachdem die ersten Ökomärkte als Frühjahrs- oder Herbstmärkte nur ein- bis zweimal im Jahr stattfanden, gibt es seit Anfang der 1990er Jahre in vielen deutschen Großstädten regelmäßig stattfindende Ökomärkte (vgl. Kreuzer 1996).

Im internationalen Vergleich allerdings schneidet Deutschland in Bezug auf die Bedeutung der Einkaufsform Wochenmarkt schlecht ab. *„Der Verkauf auf Wochenmärkten hat in Deutschland bedauerlicherweise nicht die Tradition wie im mediterranen Süden. Dort ist es selbst in kleinen Städten üblich, dass es eine Markthalle gibt, die täglich geöffnet ist und die Erzeugnisse der Region von Händlern und Bauern verkauft"* (Kreuzer 1996, S. 56). Nach wie vor lassen sich drei verschiedene Typen von Märkten unterscheiden: der konventionelle Wochenmarkt mit einigen Ständen, die ökologisch erzeugte Produkte anbieten, der Ökowochenmarkt, der regelmäßig ein- bis zweimal wöchentlich stattfindet, und Ökomarkt-Ereignisse, die nur einige Male im Jahr unter einem speziellen Motto veranstaltet werden und oft mit einem Zusatzangebot (Vorträge, Kinderprogramm, Musikveranstaltungen etc.) versehen sind (vgl. Kreuzer 1996).

Der regelmäßig stattfindende Ökomarkt besteht typischerweise aus einem Angebot von acht bis zwanzig Ständen, die jeweils einen speziellen Produktbereich abdecken. Die Nachteile dieser Vermarktungsform sieht Kreuzer in der Witterungsabhängigkeit und für die Anbieter im zeitintensiven Auf- und Abbau der Stände. Für die Kunden/-innen bedeute die Notwendigkeit, sich an verschiedenen Ständen anzustellen und jedes Mal warten zu müssen, einen zeitlichen Mehraufwand. Vorteilhaft seien dagegen die größtmögliche Frische der Produkte, der direkte Kontakt zum Erzeuger, das überwiegend saisonale und regionale Angebot und der Erlebniswert des Einkaufes, der einen großen Kontrast zum Einkauf im anonymen Supermarkt darstellt (vgl. ebd.). Hensche nennt als Vorteile der Einkaufsform Wochenmarkt, dass dieser Absatzweg auch für Betriebe mit ungünstiger Lage des Hofes geeignet ist und dass Wochenmärkte einen hohen Bekanntheitsgrad haben und die erstmalige Kundengewinnung aufgrund des guten Images von Wochenmärkten leicht ist (vgl. Hensche 1993).

Wochenmärkte sollten Kreuzer zufolge bestimmte Kriterien erfüllen, um eine ausreichende Nachfrage zu erzeugen. Wichtig ist, dass mit verschiedenen Erzeugern und Händlern ein attraktives Warenangebot zusammengestellt wird und dass als Markttage Hauptverkaufstage wie Donnerstag, Freitag und Samstag gewählt werden. Der Platz sollte verkehrsgünstig und zentral liegen und ausreichend groß

sein, damit er von vielen Kunden/-innen frequentiert werden kann. Bis ein Wochenmarkt etabliert ist, sind ausreichende Einführung und Werbung entscheidend.

In Hamburg sind seit 1990 acht Ökomärkte mit inzwischen 20 Anbietern eingerichtet worden. Lietz (1998) hat 300 Kunden/-innen dieser Ökowochenmärkte befragt. Die Untersuchung von Laberenz (2001) wurde auf gemischten Märkten in Hamburg durchgeführt, das heißt auf konventionellen Wochenmärkten mit einem mehr oder weniger großen Angebot an ökologisch erzeugten Nahrungsmitteln. Dabei wurden rund 1000 Wochenmarkt-Kunden/-innen befragt. Unter den Konsumenten/-innen von Ökoprodukten ist der Anteil an intensiven Wochenmarkt-Besucher/-innen höher als unter den Konsumenten/-innen konventioneller Ware. Auch die Besucher/-innen der Ökomärkte haben sich als relativ regelmäßige Kunden/-innen erwiesen: 68% der Befragten besuchen den Ökowochenmarkt wöchentlich, 26% kommen nur manchmal, und lediglich 6% der Befragten nutzen den Markt nur selten als Einkaufsstätte (vgl. Lietz 1998).

Über 92% aller von Laberenz auf konventionellen Märkten Befragten sagen aus, dass sie Vertrauen zu den Händlern und zu der Herkunft ihrer Produkte haben. Die Frische ist das wichtigste Kriterium bei der Beurteilung der Waren: sie ist für 99% der Kunden/-innen wichtig oder sogar sehr wichtig (vgl. Laberenz 2001). Es folgen die Auswahl (83%), die Regionalität und die umweltfreundliche Erzeugung der Produkte (jeweils 80%). Auch in der Studie von Lietz wurden die Ökowochenmarkt-Kunden/-innen nach ihrem Vertrauen in die Öko-Qualität bei auf dem Markt erhältlichen regionalen Lebensmitteln gefragt. Dieses Vertrauen erweist sich als deutlich höher als das zu Öko-Produkten aus dem Supermarkt oder zu importierten Lebensmitteln.

Die Bedeutung von Märkten für die Belebung von Innenstädten

Das Deutsche Seminar für Städtebau und Wirtschaft (DSSW) hat die wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Markthandels für die (Re-) Vitalisierung ostdeutscher Innenstädte untersucht. Rieger-Genennig und Behling haben dazu Befragungen von Händler/-innen und Kunden/-innen auf Märkten in Stendal, Magdeburg und Leipzig durchgeführt. In Leipzig wurden zwei, in den anderen beiden Städten jeweils ein Markt untersucht. Darüber hinaus haben sie die Ergebnisse einiger europäischer Fallstudien von einzelnen Wochenmärkten und einer Schweizer Studie über den Markthandel zusammengefasst. In den Fallstudien wurden zwei ländliche Märkte in Spanien und einer in den Niederlanden untersucht.

Übereinstimmendes Ergebnis aller Studien ist: es sind vor allem die sozialen Funktionen, die dem Markt seine Bedeutung geben; die Versorgungsfunktion ist zweitrangig (vgl. Rieger-Genennig/Behling 1999). Auf den Märkten *„treffen sich Menschen, die miteinander reden, handeln, feilschen oder sich amüsieren“* (ebd., S. 48). Als zentrale Funktion von Märkten werden u. a. genannt: soziale Funktionen als Treffpunkt von Menschen, *„Vergnügen“* der Marktbesucher/-innen, Erhöhung der Lebensqualität und Erhaltung von Traditionen (vgl. ebd.). In der Schweizer Studie

wurde ermittelt, dass zwar 80% der Marktbesucher/-innen auf den Märkten einkaufen, aber nur 14,5% mit einer festen Kaufabsicht auf den Markt gehen. Von den auf den ländlichen Märkten in Spanien und in den Niederlanden befragten Marktkunden/-innen sagen etwa 60%, dass sie den Markt aus sozialen Gründen wie *„Leute treffen"* oder *„die Marktatmosphäre genießen"* aufsuchen (vgl. ebd.).

Rieger-Genennig und Behling betonen den Erlebniswert von Märkten. *„Markt ist mehr als reiner Warenverkauf. Er ist immer auch Erlebnis, Unterhaltung, direkter Konsum. Durch die originäre Chance eines Marktes, seinen Charakter als Event zu transportieren, kann der Markt an sich der Anziehungspunkt sein – relativ unabhängig von der möglichen Versorgungsfunktion. Diese soziale Komponente bedient das Kundeninteresse an einem Erlebniskauf"* (ebd., S. 19). Attraktivität und Erfolgschancen von Wochenmärkten wachsen, wenn der Event-Charakter bewusst gestaltet wird. Der Markt wird zum Erlebnis, wenn die Händler/-innen die Kunden/-innen etwas erleben lassen. Wichtig sind eine spezielle Kundenansprache und eine hohe soziale Kommunikationsfähigkeit der Markthändler/-innen (vgl. DSSW 1998, S. 76).

Die von Rieger-Genennig/Behling befragten Wochenmarkt-Kunden/-innen in Stendal, Magdeburg und Leipzig sollten Angaben zu ihren Motiven für den Marktbesuch machen (siehe Tab. 1). Herausragender Einkaufsgrund ist die Frische der Produkte, an zweiter Stelle steht die fachkompetente und freundliche Beratung. Wesentliche Unterschiede zwischen den vier Märkten treten bei der Bewertung der sozialen, kommunikativen und emotionalen Komponenten auf: trotz der Unterschiede zeigt sich insgesamt, dass den sozialen, kommunikativen und emotionalen Aspekten auf allen vier Märkten hoher Wert beigemessen wird. Weitere wichtige Faktoren sind auf allen Märkten die Qualität der Produkte und die gute Erreichbarkeit.

Auch die wirtschaftliche Bedeutung des Markthandels war Bestandteil der Untersuchung von Rieger-Genennig und Behling. Sie haben einen Anteil des Umsatzes auf Märkten von etwa 1,2% am gesamten Einzelhandelsumsatz ermittelt. Auch wenn dieser Anteil relativ niedrig ist: durch die Personalintensität beträgt der Anteil der im Markthandel Beschäftigten 2,6% aller im Einzelhandel arbeitenden Personen (vgl. ebd.). Damit kommt den Märkten eine Bedeutung für die lokale Wirtschaft und die Schaffung von Arbeitsplätzen zu. Märkte tragen zudem zu einer Angebotsvielfalt bei. Weitere Beiträge, die Märkte zur Entwicklung und Vitalisierung von Innenstädten leisten können, sind die Förderung nachhaltiger Kreisläufe durch regionale Direktvermarktung und die Ausprägung der Nutzungsvielfalt durch Mischstrukturen (vgl. ebd.).

Tab. 1: Motive für den Marktbesuch der befragten Wochenmarkt-Kunden/-innen in Stendal, Magdeburg und Leipzig. (Quelle: Rieger-Genennig, Behling 1999)

Motive für den Marktbesuch	Anteil der Befragten in Stendal	Anteil der Befragten in Magdeburg	Anteil der Befragten in Leipzig (Standort 1)	Anteil der Befragten in Leipzig (Standort 2)
	%			
fachkompetente und freundliche Bedienung	86	79	69	57
Regionalität der Produkte	60	77	60	77
Marktatmosphäre	80	80	55	57
bummeln	60	82	58	43
Zeit für ein Gespräch	68	69	51	37
Leute treffen	75	41	43	26

Die Berliner Ökomärkte

Im Rahmen des Projekts „Wege zur Verbreitung ökologischer Nahrungsmittel in Berlin-Brandenburg" wurden vier verschiedene Einkaufsformen für ökologisch erzeugte Nahrungsmittel untersucht: Für das Thema dieses Artikels sind in erster Linie die Ergebnisse der Erhebungen auf den Ökomärkten relevant. Zusätzlich werden einige Daten, die in den anderen Einkaufsstätten erhoben wurden, zu Vergleichszwecken herangezogen.

In Berlin sind seit 1991 acht Ökomärkte entstanden. Außerdem gibt es 14 gemischte Wochenmärkte sowohl mit konventionellen als auch mit Bio-Anbietern (vgl. FÖL 2004). Direktvermarktung und Naturkost-Großhandel tragen entscheidend zum Verkauf regionaler Bioprodukte bei (vgl. Schäfer 2004 sowie Nölting, Boeckmann 2005).

Die ausgewählten Standorte

Für die Untersuchung der ökologischen Wochenmärkte wurden vier von acht existierenden Märkten in Berlin ausgewählt: im Bezirk Wedding der Markt auf dem Leopoldplatz, in Prenzlauer Berg der Markt auf dem Kollwitzplatz, in Kreuzberg der Markt auf dem Lausitzer Platz und der Ökomarkt in Zehlendorf. Damit sind Bezirke mit ganz unterschiedlichen Einwohnerstrukturen abgedeckt. Realisiert wurden jeweils 60 Interviews an den Standorten Prenzlauer Berg und Kreuzberg, 62 Interviews in Wedding und 51 Interviews in Zehlendorf.



Abb. 1: Der Ökomarkt am Lausitzer Platz in Berlin-Kreuzberg (Foto: Schmithals)

Die Idee für die Gründung eines ersten Ökomarktes entstand in der Öko-AG, einer ökologisch orientierten Initiative, die sich nach der Wende in der Nazarethkirche in Wedding konstituiert hatte. Anfängliche sporadische Versuche auf dem Leopoldplatz in Wedding verliefen erfolgreich und motivierten, den Ökomarkt regelmäßig stattfinden zu lassen. Nachdem die heutigen Betreiber den Ökomarkt erst ehrenamtlich, dann eine Zeitlang aus ABM-Mitteln finanziert geleitet hatten, haben sie sich mit dem Ökomarkt-Veranstaltungsservice selbstständig gemacht. Inzwischen betreiben die Veranstalter neben dem Leopoldplatz auch die Ökomärkte am Lausitzer Platz in Kreuzberg und in Zehlendorf und einen kleineren Ökomarkt in Moabit. Der Erfolg des Ökomarkts am Leopoldplatz hat die Grüne Liga, ein Netzwerk ökologischer Bewegungen, dazu angeregt, auch im Ostteil der Stadt einen Markt zu initiieren. Nach anfänglichen Versuchen an einem Standort in Pankow wurde im Frühjahr 1995 der Markt auf dem Kollwitzplatz ins Leben gerufen. Wie auch in Wedding werden in Kreuzberg und in Moabit Kirchenvorplätze als Standorte genutzt, und der Veranstaltungsservice steht in engem Kontakt mit den Gemeinden. Die Kirchen verhalten sich kooperativ, weil Ökomärkte mit Umweltgesichtspunkten und dem Aspekt der gerechten Arbeit verknüpft sind.

Neben der Distribution der ökologischen Produkte gibt es für die Marktbetreiber auch noch ideelle Ziele, die hinter der Idee eines Ökomarktes stehen. Die Betreiberin des Kollwitzplatzes formuliert das folgendermaßen:

> *„Erstmal überhaupt die Leute zu sensibilisieren für eine gesunde und ökologische Lebensweise. Dann, denke ich auch, dass man es schafft, gerade weil es ziemlich gute Beziehungen gibt zwischen den Bauern und den Kunden, dass da auch das Verständnis ge-*

weckt wird, für Naturschutz, denn gerade Ökolandbau, das sind ja die, die wirklich auf dem Land dafür sorgen, dass die Natur gesund bleibt oder auch wieder wird. Das wollen wir natürlich vermitteln (...). Und ich denke, das ist eben einfach in der Großstadt besonders wichtig, diese organische Verbindung zwischen Stadt und Land, dass die einfach gefördert wird“.

Der Leopoldplatz ist ein zentraler Verkehrsknotenpunkt in Wedding. Der Kirchvorplatz stellt einen Ruhepol neben einer Kreuzung zweier stark befahrener Hauptstraßen mit einer U-Bahn-Station, einer Karstadt-Filiale und mehreren anderen großen Geschäften dar. Der Platz selbst ist gepflastert und wenig begrünt. Der Lausitzer Platz ist ein relativ großer Platz, der auf der einen Seite an eine stark befahrene Hauptstraße angrenzt, an den anderen Seiten jedoch von kleineren Straßen umgeben ist. Durch eine Kirche und viel Begrünung ist der Ökomarkt von der Hauptstraße abgeschirmt. Ein Teil des Platzes ist als Park angelegt, so dass eine angenehm ruhige Atmosphäre besteht. Kinderfreundlich ist der Ort durch einen Spielplatz, der direkt an den Ökomarkt anschließt. In den kleineren umliegenden Straßen befinden sich Cafés. Der Kollwitzplatz ist eine Grünfläche mit einem Spielplatz. In den umgebenden Straßen gibt es viele Restaurants und Cafés der eher gehobenen Preisklasse – der Kollwitzplatz stellt einen Anziehungspunkt für Touristen aber auch für Studierende und Alternative dar. Der Zehlendorfer Ökomarkt ist in einem kleinen Durchgangshof gelegen, der von einer großen Hauptstraße abgeht und von der Straße abgeschirmt ist. Der Hof ist umgeben von Wohngebäuden mit Ladenzeilen und Restaurants. Der Platz verbreitet eine ruhige und angenehme Atmosphäre.

Die Märkte finden an unterschiedlichen Wochentagen statt: dienstags, donnerstags, freitags und samstags. Bis auf den Zehlendorfer Markt, der mit dem Samstagvormittag eine klassische Marktzeit gewählt hat, beginnen die anderen Märkte teilweise erst mittags und reichen dafür bis in die Abendstunden.

Die Ökomärkte in Prenzlauer Berg und Kreuzberg sind mit 20 bis 25 Ständen die größten. Eine Mittelstellung nimmt der Markt in Wedding mit 10 bis 15 Ständen ein. Am kleinsten ist der Zehlendorfer Ökomarkt mit etwa acht Ständen. Die Größe der Märkte hat Auswirkungen auf die Atmosphäre: am belebtesten wirkt der Markt auf dem Kollwitzplatz, gefolgt von dem auf dem Lausitzer Platz. Die Art des Angebotes ist auf allen Märkten relativ ähnlich, wobei das Sortiment auf dem Zehlendorfer Ökomarkt eingeschränkt ist.

Mehrere Bauern aus der Region, die Obst und Gemüse führen, sind auf den Märkten regelmäßig vertreten, Stände mit Backwaren, ein Anbieter von Demeterfleisch, meist ein Stand von Synanon mit Fleisch- und Wurstwaren sowie Käse und Brot oder ein Biolandstand mit Metzgereiprodukten, ein bis zwei Käsestände, ein Stand, der Fisch anbietet, einer mit Eiern, ein Honigstand, ein Blumenstand, manchmal ein Stand mit einer großen Auswahl an Kräutern und eine relativ hohe Anzahl von Ständen, die Non-Food-Waren anbieten, wie Batikware, Haushaltsgeräte, Schmuck und Kunsthandwerk, Keramik, Kleidung, Stoffe, Lederwaren und

Handarbeit aus Indien. Auf dem Markt am Kollwitzplatz gibt es außerdem einen Informationsstand der Grünen Liga, an dem Bücher, Faltblätter und Broschüren ausliegen. Es wurden auch schon häufiger Aktionen durchgeführt, um über bestimmte Themen zu informieren. Auf großes Interesse stieß z. B. eine Komposttoilettenausstellung, die zum dritten Jahrestag des Ökomarktes organisiert wurde.

Auf den Märkten in Wedding, Prenzlauer Berg und Kreuzberg gibt es einen Stand, der Getränke, Waffeln und vegetarische Snacks anbietet. In Wedding und in Kreuzberg gibt es außerdem noch einen Imbiss mit Biowürstchen. Der Waffelimbiss mit seinen Bänken nimmt auf den drei Märkten, wo er vertreten ist, einen zentralen Platz ein. Alle drei Ökomärkte bieten viele Sitzmöglichkeiten: neben den Bänken, die vor dem Waffelstand aufgebaut sind, gibt es teilweise fest installierte Bänke. Besonders bei gutem Wetter wird der Waffelstand stark frequentiert, und zahlreiche Kunden/-innen halten sich gern oft und lange an den Tischen auf. Hier sind besonders viele Eltern (v. a. Mütter) mit Kindern zu beobachten, aber auch andere junge Leute, die sich auf dem Markt verabreden, um dort z. B. ihren Nachmittagskaffee zu trinken. Die Waffeln, die der Imbissstand anbietet, sind sehr beliebt und nachmittags bilden sich hier längere Schlangen, und auch gegen Abend kann beobachtet werden, dass der Markt gern als Treffpunkt genutzt wird.

Auf dem Zehlendorfer Markt bietet der Synanon-Stand Kaffee in Bechern an. Früher gab es auch einen Imbissstand, der warme Mahlzeiten im Angebot hatte. Er wird von den Standbetreibern wie der Kundschaft vermisst. Die meisten Leute kommen auf den Markt, um gezielt ihre Einkäufe zu tätigen, und halten sich nicht lange auf. Lediglich zwischen den älteren Kunden/-innen im Rentenalter und den Stand-Betreiber/-innen entwickeln sich häufiger Gespräche.

Eine gewisse Grundausstattung im Nahrungsmittelbereich, mit Direktvermarktern von Obst, Gemüse, Fleisch und Milchprodukten, Brot und Eiern, ist den Betreibern zufolge nötig, um einen Markt zu führen. Das Angebot an Non-Food hat vor allem die Funktion, zum optischen Erscheinungsbild des Marktes beizutragen und die Fülle des Angebots zu vergrößern. Die Veranstalter wünschen sich einen möglichst hohen Anteil an regionalen Produkten, tolerieren aber auch den Zukauf von Obst und Gemüse. Gerade im Winter wäre das Angebot sonst zu dünn.

Nach Meinung der Veranstalter kommen die Kunden/-innen zum einen wegen der Qualität und Frische der Produkte auf den Markt, zum anderen aber auch wegen der Atmosphäre, die nicht wie auf konventionellen Märkten durch Marktschreier dominiert wird, sondern durch ruhige Gelassenheit, die auch mal längere Gespräche zwischen Kunden/-innen und Personal erlaubt. Bei der Gründung war die Vision, mit den Märkten einen Treffpunkt zu schaffen, wie er früher auf Marktplätzen üblich war und heute noch auf Basaren in südlichen Ländern; einen Ort, der auch von Leuten aufgesucht wird, die nicht unbedingt etwas brauchen. Der Anteil an Stammkundschaft ist auf den Märkten sehr hoch. Das bringt mit der Zeit sehr viele persönliche Kontakte und eine familiäre Atmosphäre mit sich.

Der Anteil an Familien mit Kindern ist unter den Kunden/-innen verhältnismäßig hoch.

Der Ökomarkt als Treffpunkt und Kommunikationsort

Welche Rolle spielt die Atmosphäre für die Attraktivität der Einkaufsstätten? 83% der befragten Ökomarkt-Kunden/innen nennen die Atmosphäre als positives Kriterium gegenüber 14% bis 53% in den anderen Einkaufsstätten.

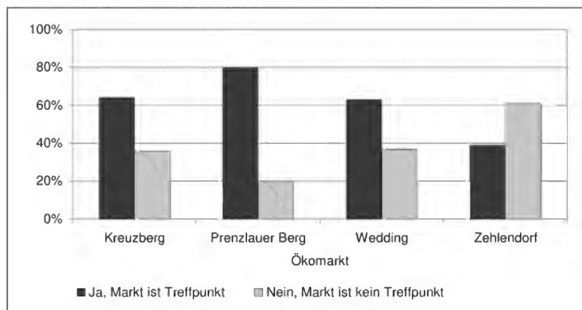


Abb. 2: Die Wahrnehmung des Marktes als Treffpunkt und Kommunikationsort im Vergleich der Bezirke (Quelle: eigene Erhebung)

Die Möglichkeit Bekannte zu treffen und der familiäre Charakter der Ökomärkte wurden als positive Merkmale dieser Einkaufsform häufig genannt. Die Interviewpartner wurden gefragt, ob der Besuch der Einkaufsstätte ihnen ein gutes Gefühl verschafft. Auch dies bejahen signifikant mehr Ökomarkt-Kunden/-innen: 61,5% gegenüber 14,7% der Kaufhaus-Kunden/-innen, 35,6% der Supermarkt-Kunden/-innen und immerhin 47,6% der Kunden/-innen von Einkaufsgemeinschaften. Auf den Märkten in Kreuzberg, Prenzlauer Berg und in Wedding erleben deutlich über die Hälfte der Befragten den Markt als Treffpunkt und Kommunikationsort, in Prenzlauer Berg sogar 80% (vgl. Abb. 2). Auf dem Zehlendorfer Markt, der sich durch die klassischen Marktzeiten am Vormittag und das Fehlen eines Imbissstandes deutlich von den anderen Märkten unterscheidet, sind es immerhin noch knapp 40%.

Der Eindruck, dass die Märkte eine bedeutende Funktion als Treffpunkt und Kommunikationsort haben, wurde durch Aussagen, die in der Gruppendiskussion gemacht wurden, bestätigt. Das gilt für den Kontakt zu anderen Kunden/-innen

ebenso wie für das gute Verhältnis zu den Stand-Betreiber/-innen. So erzählt z.B. eine Teilnehmerin der Gruppendiskussion:

> *„Die Kommunikation auf dem Markt ist ja auch nicht nur, wenn man Bekannte trifft, sondern von mir als Kundin zu den Inhabern der Stände. Also, ich gehe gerne auch mal an einen Stand, um mit den Leuten zu reden."*

Eine andere ergänzt:

> *„Ich gehe vor allem wegen der Atmosphäre auf den Ökomarkt. Ich merke, Freitag Nachmittag ist ein fester Termin, natürlich kaufe ich da ein, aber auch wenn ich wirklich mal nicht viel brauche, dann gehe ich da hin."*

Es wurde weiterhin untersucht, ob sich das Kommunikationsbedürfnis der Ökomarkt-Kunden/-innen in der Teilnahme an Markt- oder Hoffesten widerspiegelt. Knapp 33% aller Befragten gaben an, schon einmal an einem Markt- oder Hoffest teilgenommen zu haben. Bei dieser Frage ergaben sich keine signifikanten bezirksspezifischen Unterschiede. Indem der Einkauf auf den Ökomärkten dazu anregt, Hoffeste zu besuchen, tragen sie zur Pflege der Stadt-Land-Beziehung bei.

Erlebniskonsum: „Ursprünglichkeit in der Stadt"

Die Frage nach der Bedeutung des Einkaufs auf dem Ökomarkt als Form des Erlebniskonsums ist eng mit der Frage nach der Funktion des Ökomarktes als Treffpunkt im „Kiez" verknüpft, geht jedoch darüber hinaus. Bei den Aussagen der Befragten zu den Punkten, die ihnen an der Einkaufsstätte besonders gut gefallen, fällt Folgendes auf: Auf allen Märkten wird mehrfach genannt, dass das Einkaufen im Freien etwas Besonderes ist und dass der Marktbesuch besonders bei gutem Wetter Spaß macht. Noch häufiger wurde die Bedeutung des Waffelstandes genannt. Einige der Befragten gaben sogar als Hauptgrund für ihren Marktbesuch an, dass sie dort gerne einen Imbiss nehmen. Auch bei der Antwort auf die Frage nach Gründen für den Besuch der Einkaufsstätte geben 11% der Befragten unter der Kategorie *„Sonstiges"* u. a. an, dass es Spaß mache, *„einen Tee in der Sonne zu trinken"* oder einfach zu flanieren. Diese Antworten zeigen eindeutig, dass der Besuch auf dem Markt nicht nur der Erledigung des Einkaufes dient, sondern für viele Ausflugscharakter hat.



Abb. 3: Der Ökomarkt auf dem Kollwitzplatz in Berlin-Prenzlauer Berg: im Non-Food-Bereich kommen auch Kinder auf ihre Kosten. Hinten zu sehen der Waffelimbiss mit Bänken und Tischen (Foto: Schmithals)

Es wurde außerdem von vielen Befragten gesagt, dass der Gang zum Ökomarkt Erholung und Entspannung bedeutet. Das gute Gefühl, das die Ökomarkt-Kunden/-innen mit nach Hause nehmen, begründen viele damit, dass der Besuch auf dem Ökomarkt beruhigt und entspannt. Für einige ist das Verweilen auf dem Markt eine Form von *„sinnlichem Erleben“*. So bezeichnen Kreuzberger Kunden/-innen den Freitagnachmittag auf dem Markt als *„Einstieg ins Wochenende“*. Ein Kunde auf dem Kollwitzplatz beschreibt den Aufenthalt auf dem Ökomarkt als *„Heraustreten aus dem Großstadtdschungel“*.

Für den hohen Stellenwert, den der Erlebniskonsum auf dem Markt hat, spricht auch, dass zahlreiche Besucher/-innen sagen, dass ihnen der Einkauf auf dem Ökomarkt ganz einfach Spaß mache. Er habe Freizeitwert und vermittle ein bestimmtes Lebensgefühl. Einige der Befragten schätzen die Einkaufsform Markt als urtümlich und traditionell.

In der Gruppendiskussion wurden diese Ergebnisse bestätigt. So lautet das Zitat einer Kundin:

> *„Ich gehe ja auch auf diesen Lausitzer-Platz-Markt, da ist das schon so ein bisschen Abschalten von der Großstadt (...), von daher ist es noch mal eine andere Lebensform im Gegensatz zu diesem hektischen Großstadtgewühl“.*

Hier drückt sich der Wunsch aus, das Leben zu entschleunigen und ein Stück Ursprünglichkeit zu erleben. An anderer Stelle ergänzt sie:

„Und ich gehe ja bewusst zum Ökomarkt, um eben auch auszusteigen und nicht diese Atmosphäre rein und wieder raus. Ja, so wie andere Leute ins Café gehen."

Der Erlebniskonsum betrifft nicht nur die Erwachsenen, sondern kann auch etwas sein, das Eltern ihren Kindern vermitteln wollen. Dazu sagt ein Teilnehmer der Gruppendiskussion:

„...wenn meine Enkelkinder hier wären, dann würde ich gerne mit ihnen da hingehen, um ihnen auch mal 'ne andere Seite zu zeigen, weil jetzt die Eltern mehr im Supermarkt kaufen und nicht so aufgeschlossen sind, um ihnen mal eine Alternative zu zeigen".

Gerade für Leute mit Kindern scheint der Markt eine Möglichkeit zu sein, Praktisches mit Angenehmem zu verbinden. Auf die Frage, ob der Einkauf mit Kindern auf dem Markt bequemer ist als in einem Geschäft, antworten 98% der Befragten mit *„Ja"* (diese Frage wurde nur den ca. 40% der Befragten gestellt, die den Ökomarkt hin und wieder mit Kindern besuchen). Auf dem Kollwitzplatz ist zu beobachten, dass sich einige der Kinder mittlerweile auch schon gut untereinander kennen. Auch auf dem Lausitzer Platz ist eine Gemeinschaft von Müttern entstanden, die sich auf dem Markt treffen und untereinander die Verabredung getroffen haben, dass immer Eine die Kinder auf dem Spielplatz betreut, während die anderen Zeit zur Erholung haben. Auf dem Kreuzberger Markt erzählte eine Frau, dass der Besuch des Ökomarktes mit ihrem Sohn schon zum Ritual geworden sei. Er freue sich immer sehr darauf und würde schon Tage vorher wissen wollen, wann wieder Markttag sei. Eine Attraktion, auch für die Kinder, ist der Imbissstand mit den süßen Waffeln.

Direktvermarktung

Es wird deutlich, dass die Marktatmosphäre und die Kommunikationsmöglichkeiten oft Gründe für den Besuch eines Ökomarktes sind. Die Direktvermarktung ist eine weitere Eigenschaft, die diese Einkaufsform attraktiv macht. Ein großer Teil der Ware, die auf dem Markt angeboten wird, ist nicht nur regionaler Herkunft, sondern auch frisch geerntet.

„Der Bauer hat morgens seine Möhre rausgeholt aus dem Acker, ich esse die dann hier, dann habe ich begriffen, dass sozusagen: frischer geht es nicht."

30% der befragten Ökomarkt-Kunden/-innen geben die Frische der Produkte als Begründung für ihren Einkauf an. Das sind signifikant mehr als in den anderen Einkaufsstätten, in denen nur bis zu 6% der Befragten diesen Grund nennen.

Der starke Bezug, den die Ökomarkt-Kunden/-innen zum Thema Regionalität haben, zeigt sich auch darin, dass 12% der Befragten auf die Frage, warum sie auf den Ökomarkt kommen, spontan antworten, dass sie die Direktvermarktung durch die Bauern unterstützen wollen. Auch auf die Frage, was am Angebot geschätzt wird, antworten viele, dass sie den Kauf regionaler und saisonaler Produkte gut finden. Die Ökomarkt-Kunden/-innen achten auf die Herkunft der Pro-

dukte: 82% sagen aus, dass ihnen schon einmal Produkte nicht-regionaler Herkunft auf dem Markt aufgefallen seien.

Es gibt Hinweise darauf, dass der Einkauf auf dem Ökomarkt oft erst das Bewusstsein dafür schärft, mehr saisonale Produkte zu kaufen. Relativ häufig wurde genannt, dass Informationen durch persönliche Gespräche mit dem Verkaufspersonal eingeholt werden.

> *„Das sind ja auch oft diese Menschen, die auf Ökohöfen arbeiten und wissen, was da abgeht.“*

Im Vergleich mit den Besucher/-innen der anderen befragten Einkaufsstätten lehnen die Ökomarkt-Kunden/-innen am deutlichsten den Kauf von Erdbeeren aus Spanien oder Äpfeln aus Tirol ab. Damit unterscheiden sie sich signifikant sowohl von den Kaufhaus- als auch von den Supermarkt-Kunden/-innen.

Schlussfolgerungen

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass der Anteil derjenigen Besucher/-innen, die die ökologischen Wochenmärkte als Treffpunkte im „Kiez“ wahrnehmen und für die die besondere Atmosphäre ein Grund für den Marktbesuch ist, sehr hoch ist. Die Atmosphäre spielt eine deutlich größere Rolle als Motiv für den Besuch als bei den anderen Einkaufsstätten. Die Hamburger Vergleichsstudie kommt zu ähnlichen Ergebnissen: 50% der dort auf Ökomärkten Befragten nennen die Atmosphäre als Antwort auf die Frage, was ihnen an der Einkaufsstätte besonders gut gefällt. Und auch für viele der auf ostdeutschen Wochenmärkten Interviewten ist die Atmosphäre ein Grund für den Marktbesuch.

Demnach bedeutet der Marktbesuch für viele eine Form der Feierabenderholung, eine Möglichkeit, die Mittagspause angenehm zu verbringen, oder einen *„Einstieg ins Wochenende“*.

Eine sich an den Aspekt des Treffpunktcharakters anschließende Hypothese war, dass Ökomärkte ein Bedürfnis nach Erlebniskonsum befriedigen können. Andere Studien (vgl. z. B. Opaschowski 1990 und 1997 sowie Weinberg 1992) ermitteln, dass zunehmend nach dem Erlebniswert beim Konsumieren gesucht wird. Einkaufen soll Spaß machen, Urlaubsgefühle vermitteln und wird zum geselligen Ereignis: sei es, weil der Einkauf gemeinsam mit anderen erledigt wird, sei es, weil Gespräche mit dem Verkaufspersonal geführt werden. Die Studie über ostdeutsche Wochenmärkte zeigt: der Event-Charakter von Wochenmärkten hat eine größere Bedeutung als deren Versorgungsfunktionen. In den Untersuchungsergebnissen der Befragung auf den Berliner Ökomärkten finden sich viele Erlebnisorientierungen wieder: von den Kunden/-innen, die es genießen, bei gutem Wetter über den Markt zu schlendern bis hin zu denen, die explizit den Freizeitwert des Einkaufes auf dem Markt betonen – viele schildern den Marktbesuch wie einen Ausflug oder ein Urlaubserlebnis. Der gemeinschaftsstiftende Charakter der

Ökomärkte zeigt sich auch in den Beobachtungen, dass viele den Markt gemeinsam besuchen oder sich dort mit Freunden/-innen bzw. anderen Eltern mit Kindern treffen. Vereinbarungen, gegenseitig auf die Kinder aufzupassen, entlasten die Eltern und verschaffen auch ihnen die Ruhe, gemütlich einen Kaffee oder Tee zu trinken. Während Ladeninhaber/-innen empfohlen wird, Ruhezonen im Geschäft einzurichten, sind diese auf dem Markt durch die Lage im Freien automatisch gegeben. Der Freizeitcharakter der Märkte wird dadurch bestätigt, dass der Faktor *„Erholung"* von mehreren Befragten genannt worden ist.

Durch den Einkauf auf dem Markt kann das Bewusstsein für nachhaltige Verhaltensweisen geschärft werden: eine überwältigende Mehrheit der Befragten stimmt der Aussage zu, der Kauf ökologischer Produkte habe zu einer bewussteren Ernährung und zu einer Veränderung im Kochverhalten geführt. Zudem ist das Informationsbedürfnis der Kunden/-innen relativ hoch: immerhin 45% der Befragten geben an, auf dem Markt schon einmal Informationen erhalten zu haben, insbesondere in Gesprächen mit den Standbetreiber/-innen. Die Ergebnisse weisen außerdem darauf hin, dass der Einkauf auf den ökologischen Wochenmärkten das Bewusstsein für die Bedeutung regionaler Lebensmittel erhöht. Direktvermarktung und ein hoher Anteil an regionalen Produkten gehören zu den großen Pluspunkten von Wochenmärkten. Der Bezug zur Direktvermarktung wird durch den unmittelbaren Kontakt, den die Kunden/-innen zu den Produktanbietern/-innen haben, gefördert und die Unterstützung der Direktvermarkter ist ein wichtiger Grund für den Marktbesuch. Diese Ergebnisse zeigen, dass den Marktbesucher/-innen die Herkunft der Produkte aus der Region bewusst ist und dass sie durch die Förderung der regionalen Landwirtschaft gezielt zu einer nachhaltigen Entwicklung beitragen wollen. Diese Feststellung wurde auch in den Hamburger Vergleichsstudien gemacht: von den auf konventionellen Märkten Befragten nennen 80% die Regionalität und die umweltfreundliche Erzeugung von Produkten als wichtige Kaufkriterien. Bei der Beurteilung dieser Kriterien werden ökologisch erzeugte Produkte deutlich besser bewertet. Auch die von Lietz befragten Kunden/-innen von Ökowochenmärkten nennen den Aspekt der Direktvermarktung, die Existenzsicherung kleinerer bäuerlicher Betriebe und den umweltfreundlichen Anbau als Gründe für den Einkauf auf dem Ökomarkt. Die Regionalität der Produkte war auch für einen Großteil der auf ostdeutschen Wochenmärkten interviewten Marktkunden/-innen ein Grund für den Marktbesuch.

Ein Aspekt, der in Zusammenhang mit der Wertschätzung der Direktvermarktung steht, ist das Vertrauen, das die Kunden/-innen den Erzeuger/-innen entgegenbringen. Einige der Befragten nennen *„Vertrauen"* als einen entscheidenden Grund für den Marktbesuch. Dieses Vertrauen wird mutmaßlich vor allem dadurch erzeugt, dass die Konsumenten/-innen beim Einkauf in direktem Kontakt zu den Erzeuger/-innen stehen, sich über den Anbau und Produkteigenschaften informieren können und auch die Möglichkeit haben, Kritik zu äußern. Es ist anzunehmen, dass durch diesen Kontakt auch ein emotionaler Bezug zu der Region und den landwirtschaftlichen Betrieben entsteht. Auch in beiden Hamburger

Vergleichsstudien wurde ermittelt, dass die Marktbesucher/-innen ein großes Vertrauen in die auf dem Markt angebotenen Ökoprodukte haben. Ebenso übereinstimmend ist das Ergebnis aller Studien zur Einkaufsform Wochenmarkt, dass die Frische der Produkte ein wichtiges Kriterium für den Marktbesuch ist. Durch den direkten Kontakt zu den Produkterzeugern wird außerdem eine Stadt-Land-Beziehung aufgebaut. Die Sensibilisierung für eine gesunde und ökologische Lebensweise und eine „organische" Verbindung zwischen Stadt und Land sind zwei Ziele, die die Betreiber ganz explizit benennen.

Es kann festgehalten werden: Ökomärkte fördern nachhaltige Ernährungsweisen. Die meisten der angebotenen Produkte sind nicht nur ökologisch erzeugt, sondern auch saisonal, gering verarbeitet und regionaler Herkunft, so dass weite Transportwege vermieden werden. Sie erfüllen damit die an Lebensmittel gestellten Nachhaltigkeits-Kriterien. Der Verkauf an den Marktständen kann sehr verpackungsarm gestaltet werden. Zudem sind die meisten Produkte pflanzlicher Herkunft. Auch die tierischen Erzeugnisse sind ökologischer erzeugt als konventionelle Produkte. Die Marktkunden/-innen vertrauen den Anbieter/-innen, interessieren sich für die Herkunft und Umweltfreundlichkeit der Produkte und sind bereit, ihre eigene Ernährungsweise bewusst umzugestalten: Der Einkauf bei den Bauern auf dem Markt fördert die Auseinandersetzung mit regionalen Wirtschaftskreisläufen und den Wunsch, durch die eigene Kaufentscheidung die Direktvermarktung zu unterstützen. Das Bewusstsein für nachhaltige Ernährungsweisen wird also geschärft. Zusammenfassend lässt sich zudem sagen, dass Ökomärkte ein großes Potenzial besitzen, soziale Funktionen im Bezirk zu übernehmen. Sie tragen zur Verbesserung der Lebensqualität bei, erhöhen die Vielfältigkeit der Lebensräume und bieten Kontaktmöglichkeiten. Menschen finden in den Märkten einen sozialen Raum, in dem sie Essen und Getränke zu sich nehmen und mit anderen kommunizieren können. Damit erfüllen Ökomärkte Kriterien sozialer und kultureller Nachhaltigkeit.

Literatur und Quellen

BUND und Misereor (Hrsg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel/Boston/Berlin.

Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft (Hrsg.) (1998): DSSW-Dokumentation: Wettbewerb „Attraktive Geschäftsstraßen – Ideen für den Erlebnisraum Innenstadt", DSSW-Schriften 26. Berlin.

FÖL – Fördergemeinschaft Ökologischer Landbau Berlin-Brandenburg (Hrsg.) (2003): Der Bio-Einkaufsführer für Berlin und Brandenburg. Berlin.

Held, W. (1988): Zwischen Marktplatz und Anger. Weimar.

Hensche, H.-U. (1993): Verbraucherpräferenzen für Nahrungsmittel aus der näheren Umgebung: eine Chance für marktorientierte Landwirte. Kiel.

Hofer, K., Meier, B. u. Stalder, U. (1997): Leisten „Regionale Produkte" einen Beitrag zu einer nachhaltigen Ökologisierung des Bedürfnisfeldes Ernährung?, SPPU-Diskussionspapier Nr. 8, Geographisches Institut, Universität Bern.

Hofer, K.u. Stalder, U. (2000): Regionale Produktorganisatoren als Transformatoren des Bedürfnisfeldes Ernährung in Richtung Nachhaltigkeit? Geographisches Institut, Universität Bern.

Hübler, K.-H. u. Kaether, J. (Hrsg.) (1999): Nachhaltige Raum- und Regionalentwicklung – wo bleibt sie? Berlin.

Kaether, J. (1999): Nachhaltige Entwicklung in der Regionalplanung. In: Hübler, K.-H. u. Kaether, J. (Hrsg.): Nachhaltige Raum- und Regionalentwicklung – wo bleibt sie? Berlin.

Koerber, K. von u. Kretschmar, J. (1999): Der Anspruch auf Nachhaltigkeit im Ernährungsbereich – Wie zukunftsfähig ist unser Ernährungsstil? In: AID-Verbraucherdienst, Vol. 44, Nr. 4, S. 88-95.

Kreuzer, K. (1996): Bio-Vermarktung. Vermarktungswege für Lebensmittel aus ökologischer Erzeugung. Lauterbach.

Laberenz, H. (2001): Nachfrage nach Öko-Produkten auf Wochenmärkten. Hamburg.

Lass, W. u. Reusswig, F. (2000): Strategien der Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung" aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation. Bd. I: Systematische Auswertung. Berlin.

Lietz, B. (1998): Kund/innen auf Öko-Wochenmärkten, hrsg. von der Ökomarkt Verbraucher- und Agrarberatung. Hamburg.

Meyers Großes Taschenlexikon, hrsg. von Braunbehrens, A., Licher, V. u. a. (1995): Bd. 14 und Bd. 16. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

Nölting, B. u. Boeckmann, T. (2005): Struktur der ökologischen Land- und Ernährungswirtschaft in Brandenburg und Berlin – Anknüpfungspunkte für eine nachhaltige Regionalentwicklung. Discussion paper Nr. 18/05. Mai 2005. URL: http://www2.tu-berlin.de/ztg/pdf/Nr_18_Noelting-Boeck.pdf.

Opaschowski, H. W. (1990): Freizeit, Konsum und Lebensstil. In: Szallies; Wiswede: Wertewandel und Konsum. Landsberg/Lech.

Opaschowski, H. W. (1997): Deutschland 2010. Wie wir morgen leben – Voraussagen der Wissenschaft zur Zukunft unserer Gesellschaft. Hamburg.

Plum, T. (1985): Aristoteles über Sprache, Sprechen und das Schreiben überzeugender und wirkungsvoller Texte für den Gebrauch in der Schule, im Theater und auf dem Marktplatz. Bonn.

Probst, C. (1992): Fahrende Heiler und Heilmittelhändler – Medizin von Marktplatz und Landstraße. Rosenheim.

Reusswig, F. (2000): Gesellschaftliche Bedingungen der Nachhaltigkeitskommunikation, in: Lass, W. u. Reusswig, F. (Hrsg.): Strategien der Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Ernährung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation, Bd. II. Berlin.

Rieger-Genennig, K. u. Behling, M. (1999): Der Markthandel in ostdeutschen Innenstädten, hrsg. vom Deutschen Seminar für Städtebau und Wirtschaft. Leipzig.

Schade, G. et al. (2000): Wege zur Verbreitung ökologisch produzierter Nahrungsmittel in Berlin-Brandenburg. Zwischenbericht des BMBF-geförderten Forschungsvorhaben für den Zeitraum 01.01.99-31.12.99, Berlin (unveröffentlicht).

Schäfer, M. u. Schön, S. (1999): Die sozialwissenschaftliche Perspektive im Konzept der nachhaltigen Raumentwicklung - ein bisher weitgehend vernachlässigtes Aufgabenfeld, in: Hübler, K.-H. u. Kaether, J. (Hrsg.): Nachhaltige Raum- und Regionalentwicklung – wo bleibt sie? Berlin.

Schäfer, M. u. Schön, S. (2000): Nachhaltigkeit als Projekt der Moderne. Skizzen und Widersprüche eines zukunftsfähigen Gesellschaftsmodells. Berlin.

Schäfer, M. (2004): Wie zukunftsfähig ist die Bio-Branche? In: Zukünfte 13 (48/2004), S. 10-11.

Scherhorn, G. (1995): Nachhaltiger Konsum – Probleme und Chancen. In: Nachhaltiger Konsum – aber wie?, Dokumentation eines Workshops, hrsg. von der Stiftung Verbraucherinstitut, S. 93-10, Berlin.

Scherhorn, G., Reisch, L. u. Schrödl, S. (1997): Wege zu nachhaltigen Konsummustern. Überblick über den Stand der Forschung und vorrangige Forschungsthemen. Marburg.

Schmithals, J. (2002): Berliner Öko-Wochenmärkte. Orte nachhaltiger Kommunikation. Aachen.

Stützer, H.A. (1994): Kunst und Leben im antiken Rom. Köln.

Summerer, S. (2000): Strategieelemente nachhaltigkeitsorientierter Kommunikation. UBA-Statement. In: Lass, W. u. Reusswig, F. (Hrsg.): Strategien der Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Ernährung" aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Tagungsdokumentation, Bd. II. Berlin.

Umweltbundesamt (UBA) (Hrsg.) (1997): Nachhaltiges Deutschland – Wege zu einer dauerhaft-umweltgerechten Entwicklung. Berlin.

Weinberg, P. (1992): Erlebnismarketing. München.

Abkürzungsverzeichnis

ABM	Arbeitsbeschaffungsmaßnahme
BUND	Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e.V.
CH_4	Methan
CO_2	Kohlendioxid
DSSW	Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft
LPG	LandProdukteGemeinschaft (inzwischen: Lecker Preiswert Gesund)
N_20	Distickstoffoxid = Lachgas
SPSS	Superior Performing Software Systems
UBA	Umweltbundesamt

Göttingens Grüner Universitätscampus

Gerhard Ströhlein

Abstract

During the 20th century Göttingen University has undergone considerable spatial extension. From 1960 onwards, this development has taken place on two separate campuses.

In 1960, the former university sports grounds began to be developed. On the northern edge, still close to the old town centre, the new Humanities Centre (GWZ), the Socio-Oeconomicum and the Theologicum were constructed. In 1993 the new Göttingen State and University Library was added. This city campus was also considerably extended by using the neighbouring brick buildings that date back to the late 19th century.

To accommodate the growing natural science faculties, an additional area was developed in the 1960s on former agricultural land in the village of Weende, which had then become incorporated into the city of Göttingen. Construction of the "Northern Campus" began. Prefabricated concrete was used to keep down costs and allow speedier construction. Despite its original monotony the northern campus can now be considered a 'green campus'. The entire area was planted as an arboretum reflecting different biogeographical zones. A geo-park and the botanical gardens are other essential elements. Forested hill slopes to the North and East set natural limits and round off the image of a green campus.

Einleitung

Rechnet man den Stadtwald mit ein, bestehen etwa 33% der Fläche der Stadt Göttingen aus Forst- und Grünanlagen (vgl. Göttinger Tageblatt 05.04.2007). Da nur die äußersten Wohnanlagen im Osten des Stadtkörpers an den Wald heranreichen, wird man die Frage, was denn eine „grüne Stadt" ausmacht, jedoch anders beantworten müssen. Neben den eigens angelegten und besonders gepflegten Grünanlagen und Parks sind die zu kleineren Parks umgestalteten historischen Friedhöfe hinzuzurechnen, selbstverständlich auch die großen Stadtfriedhöfe und die sonstigen bewachsenen Freiflächen. Von großer Bedeutung sind zudem die vielen Kleingartenanlagen, die Wiesen der Freibäder und Sportanlagen und schließlich der ausgedehnte Grünzug entlang der Flussaue der Leine.

Auch mit der Bezeichnung eines Stadtgebietes als Campus könnte man viel Grün in Verbindung bringen. In Göttingen ist der Name Campus für ein innerstädtisches Universitätsgebiet vergeben, das außer Bäumen über kein Stadtgrün verfügt. Zwar liegt dieser Campus im Anschluss an den Stadtwall und den Alten Botanischen Garten, benachbart ist auch eine der historischen Friedhofsanlagen, doch von diesen Grünflächen ist der Campus durch breite Verkehrsadern ge-

trennt. Der historische Bartholomäus Friedhof wird durch eine große Parkplatzanlage verdeckt, zum Alten Botanischen Garten gibt es keine direkte Zuwegung.

Der Grüne Nordcampus

Auf dem Gebiet des heutigen Göttinger Ortsteiles Weende liegt der Nordbereich der Georg-August-Universität. Dieser als Nordcampus bezeichnete Bereich schließt sich im Westen eng an Weende an, die Robert-Koch-Straße bildet die Grenze. Im Norden und Nordosten wird der Campus von der Otto-Hahn-Straße, im Osten von der Straße Am Faßberg begrenzt. Die südliche Begrenzung wird durch die B 27 (Straße „An der Lutter") markiert. Die Ausdehnung des Campus-Gebietes beträgt in West-Ost-Richtung 1,1 km, in Nord-Süd-Richtung 0,9 km. Das gesamte Gebiet ist als Pflanzengeographisches Arboretum gestaltet (vgl. Abb. 1).

Im „Leitbild 2020" (Stadt Göttingen 2006) wird das Gebiet des Nordcampus als eigener Stadtteil sehr deutlich. Das Planungsziel ist nun, die funktionale Monostruktur des nördlichen Campus aufzuheben; es sollen vielmehr „urbane Strukturen" (vgl. ebd. S. 8) entstehen. Was die im Nordcampus tätigen Universitätsmitarbeiter und Studierenden darunter verstehen, hat eine vom Studentenwerk der Universität im Jahre 2006 durchgeführte Befragung ergeben. Für eine Verbesserung der Infrastruktur wünscht sich die Hälfte aller Befragten zunächst einmal einen Bäcker und Einkaufsmöglichkeiten, ein Supermarkt wird erwartet. Das Essensangebot im Nordbereich müsste erweitert werden, vor allem die Öffnungszeiten der Mensa bis in den Abend hinein. Es fehlt eine Kneipe oder ein Bistro. Über weitere Vorschläge zur urbanen Gestaltung berichtet das Göttinger Tageblatt (Brünjes 2006, S. 24): *„Zwar sind ausreichend Grünflächen vorhanden, aber es fehlen Sitzgelegenheiten, um im Freien zu arbeiten oder Pausen zu verbringen. Vermisst werden auch Sportanlagen für Volleyball und Fußball. Mehr kulturelle Angebote, wie Kabarett, Kino und Open-Air-Kino, Theater u. a. Veranstaltungen werden gewünscht."* Im Leitbild 2020 der Stadt Göttingen wird außerdem auf die der Öffentlichkeit zugänglichen Museen und Sammlungen hingewiesen, die von den wissenschaftlichen Einrichtungen gepflegt werden. Wie überall in der Stadt ist auch im Nordcampusgebiet das „wissenschaftskulturelle Erbe" (vgl. edb. S. 15) ausgeprägt vorhanden. Und da der überwiegende Teil dieses Areals als Arboretum angelegt ist (vgl. Abb. 1), und über den Geopark der Neue Botanische Garten erreicht wird, ist für alle Göttinger, insbesondere aber für die in Weende wohnenden, der Nordbereich der Universität ein ideales Naherholungsgebiet mit hohem Bildungswert. Von Weende aus ist dieses Gebiet fußläufig erreichbar, ebenso aus dem Universitätsklinikum und dem Weender Krankenhaus. Diese Einrichtungen haben damit eigentlich einen ausgedehnten „Kur"- und Freizeitpark direkt vor der Türe. Verständlich ist daher die dringliche Forderung, vom Weender Krankenhaus über die B 27 einen gesicherten Fuß- und Radweg-Übergang in den Geopark zu schaffen.

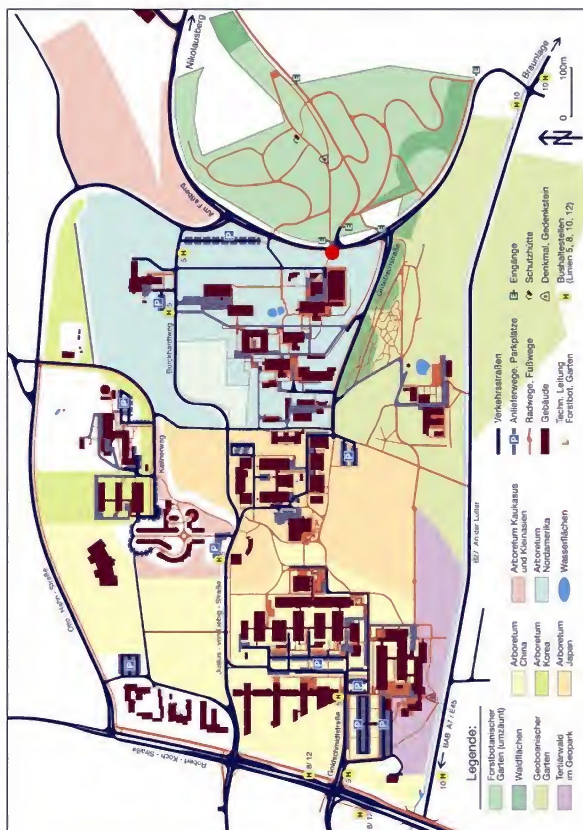


Abb. 1: Informationstafel am Haupteingang, Physikalische Institute und Nordmensa (Quelle: Forstbotanischer Garten, Universität Göttingen)

Die Bebauung des Nordcampus

Auf dem Nordcampus der Georg-August-Universität liegen vor allem die stattlichen Gebäudekomplexe der naturwissenschaftlichen und der land- und forstwissenschaftlichen Fakultäten, die Fakultät für Ressourcenmanagement der Fachhochschule, sowie zahlreiche universitäre und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und das Deutsche Primatenzentrum (DPZ). Außerdem ist eine große Wohnanlage des Studentenwerkes vorhanden, die Nordmensa, das Gästehaus der Universität und das Göttinger Experimentallabor (XLab).
Die Baukomplexe der naturwissenschaftlichen und der land- und forstwissenschaftlichen Fakultäten entstanden ab Mitte der 60er Jahre:

- 1965 bis 1974 in der Tammannstraße die Fakultät für Chemie mit drei siebenstöckigen Bauten für die Fachrichtungen Organische, Anorganische und Physikalische Chemie
- 1966 bis 1971 am Büsgenweg das achtstöckige Hochhaus der Fakultät für Forstwissenschaften
- 1966 bis 1971 an der Grisebachstraße unterhalb der Fachwerkgebäude des „Gut Weende" die Biologische Fakultät mit den Gewächshäusern
- 1966 bis 1970 am Kellnerweg in Betonfertigbauweise als dreistöckiger Bau das Institut für Tierphysiologie und Tierernährung
- 1967 bis 1970 an der Goldschmidtstraße das Mineralogische Institut
- 1972 bis 1974 (1988 erweitert) die Gebäude der Fakultät für Geowissenschaften und Geographie.

Das Areal der Feldhamster

Erst gegen Ende der 90er Jahre wurde die Bautätigkeit in einem maßgeblichen Umfang fortgeführt. Ab 1998 konnte in zwei Bauabschnitten bis 2003 das dreiteilige Gebäude des Zentrums für Molekulare Biowissenschaften errichtet werden. Als es im Jahre 1998 um den Bau dieses Zentrums ging, wurde bekannt, dass im dafür vorgesehenen Gelände eine nicht so genau bestimmbare Zahl von Feldhamstern lebte. Je nach Jahreszeit waren es vielleicht dreißig bis hundert dieser geschützten Tiere, die auf der „Roten Liste" der bedrohten Tierarten stehen. Und damit war das Bauprojekt ernsthaft gefährdet. Die Untere Naturschutzbehörde der Stadt Göttingen konnte den Bau zunächst nicht genehmigen. Nach Erstellung eines Gutachtens wurde ein Kompromiss gefunden: Die Feldhamster sollten „umgesiedelt" werden; etwa 30 Tiere wurden vom Bauplatz in eine für Hamster vorgesehene geschützte Kernfläche umgesetzt. Der Grundstein für den Neubau wurde dann im Dezember 1998 gelegt (vgl. Stein, 2002, S. 16).

Zur gleichen Zeit musste aber auch für die auf dem Erweiterungsgelände des Deutschen Primatenzentrums lebenden Feldhamster eine Lösung gefunden werden, denn zu den in den Jahren 1984/85 errichteten Gebäuden und Gehegen

sollten weitere Bauten kommen. In der Weender Feldmark nördlich der Otto-Hahn-Straße, die das Baugebiet bisher begrenzt, wurde eine Ausgleichsfläche geschaffen, die bislang vom Institut für Pflanzenpathologie und Pflanzenschutz bewirtschaftet wurde. Das Gelände nördlich der Otto-Hahn-Straße wurde durch einen Wildschutzzaun für die Feldhamster gesichert. Neben dem DPZ wurde ein „Hamsterkorridor" angelegt (Planskizze vgl. Göttinger Tageblatt 06.04.2002). 2004 waren die neuen Gebäude und Gehege des DPZ fertig gestellt.

Das seit Jahren durchgeführte Modellprojekt zur Sicherung und Förderung des Hamsterbestandes ist bisher sehr erfolgreich verlaufen. Derzeit befinden sich auf den Flächen im Gebiet des Nordcampus 130 Hamsterbauten, zwei Jahre zuvor wurden erst 30 gezählt.

Mit der Errichtung des Neubaus für die Physikalischen Institute ab 2000 erreichte die Bautätigkeit nach dem Boom der 70er Jahre erneut einen eindrucksvollen Höhepunkt. Der sechsgeschossige Gebäudekomplex umfasst 15.000 m². Mit einer Cafeteria und der zur Robert-Koch-Straße hin angelegten Park- und Freizeitfläche markiert diese Gestaltung eine neue Phase der Bauästhetik für Universitätsbauten.

Das Betongrau der Gebäudekomplexe aus den 60er Jahren war 1997 mit der Eröffnung des Gästehauses der Universität bereits abgelöst. Das durch die Farbgestaltung seiner Fassade hervorgehobene Gebäude liegt zwischen der Wohnanlage Kellnerweg und der Nordmensa im Zentrum des Nordcampusgebietes. Das neuerdings direkt daneben stehende Gebäude des „Göttinger Experimentallabor für Junge Leute e. V." sticht durch die Farbgebung der vier Laboretagen mit blau für Informatik, grün für Biologie, gelb für Chemie und orange für Physik besonders hervor. Und auch die Neubauten des DPZ haben mit einem roten und einem gelben Trakt Farbe bekommen.

Im Jahr 2007 wurde im direkten Anschluss an das Gebäude der Geographie ein gleich großer Bau für das Institut für Informatik angefügt. Entlang des südlichen Teils des Geoparks ist dadurch ein geschlossener Gebäudekomplex entstanden.

Der Geopark und die Johann-Friedrich-Blumenbach-Anlage

Entlang der Talaue der Lutter entsteht derzeit ein Wissenschaftspark. Er führt vom Geopark, dessen Gestaltung westlich und südlich der Gebäude für Geowissenschaften und Geographie 1991 begonnen wurde, über eine noch zu schaffende Geoallee östlich des Geographischen Instituts zum Neuen Botanischen Garten und schließt den Forstbotanischen Garten ein. Die Idee der Verknüpfung der drei bereits vorhandenen Teile wurde 1995 als eines der Expo 2000-Projekte durch die Universität vorgestellt.

Das Teilprojekt Geopark

Im Jahre 1990 haben die Institute der Geowissenschaftlichen Fakultät zusammen mit dem Staatshochbauamt eine Gesamtplanung erstellt, nach der entsprechend verfügbarer Objekte und Mittel der Geopark schrittweise entstehen konnte. Dadurch wurden das Museum für Geologie und die Ausstellungen in den Fakultätsgebäuden im Außenbereich erweitert. Durch den Geopark wurden die umliegenden Grünflächen auf einer Fläche von etwa sieben Hektar gestaltet.

Kommt man über den Parkplatz Goldschmidtstraße zum westlichen Teil des Geoparks, so fällt der Blick auf bis zu sechs Tonnen schwere Gesteinsblöcke. Besonders hervorstechend sind hier die verkieselten Stubben von Mammutbäumen (vgl. Abb. 2). Hier trifft man aber auch auf lebende Bäume, die nach den Eiszeiten in Europa verschwunden waren. Anlässlich des Besuches einer Delegation chinesischer Forstwissenschaftler im Expo-Jahr 2000 wurden Mammutbäume gepflanzt, wie sie in einem Rückzugsgebiet in China 1941 wieder entdeckt worden waren. In Mitteleuropa hatten diese Bäume des Tertiärs die Eiszeiten nicht überdauert (vgl. Göttinger Tageblatt 22.05.2000). Mammutbäume sollen nun auch an der Geoallee am Verbindungsweg zum Neuen Botanischen Garten wachsen.

Im westlichen Teil des Geoparks sind außerdem einige Ginkgo-Bäume zu sehen (vgl. Abb. 2). Geht man von hier aus an die Institutsgebäude heran, so quert man eine überdimensionale Sitzrunde aus polierten Gesteinsplatten der tieferen Erdkruste. Sie ist eine sehr einladende Eingangssituation für die öffentlich zugänglichen Ausstellungen in den Institutsgebäuden (vgl. Abb. 3).



Abb. 2: Verkieselte Mammutbaum-Stubben und Ginkgobäume (Foto: Schäfer)



Abb. 3: Sitzrunde im westlichen Eingangsbereich des Geoparks (Foto: Schäfer)



Abb. 4: Brunnentor am südlichen Zugang zum Geopark (Foto: Schäfer)

Einen weiteren sehr sehenswerten Zugang zum Geopark betritt man über die Lutter vom Weender Krankenhaus her. 1994 wurde hier ein „Brunnentor“ fertig gestellt. Aus dem bronzenen Torbau fällt in Intervallen ein Wasservorhang. Durch diese Aktionsintervalle werden episodische Ereignisse wie Naturkatastrophen versinnbildlicht. Abbildungen am Brunnentor zeigen die Positionen der Kontinente im Verlauf der Erdgeschichte und in Zukunft (vgl. Abb. 4).

Das Teilprojekt Neuer Botanischer Garten und Forstbotanischer Garten

Der Neue Botanische Garten wurde 1967 gegründet, um der ökologischen Botanik ein ausbaufähiges Experimentiergelände zu geben. Die Gesamtfläche umfasst 36 ha; zu den ökologischen Versuchsanlagen gehören Gewächshäuser, Grundwasserbecken und Rolldächer (vgl. Albrecht-von-Haller-Institut, Göttingen o. J.). Im Klimastufenhaus können, elektronisch gesteuert, die unterschiedlichsten Klimabedingungen hergestellt werden. Seit 1994 wird das Alpinum durch ein Alpinumhaus ergänzt.



Abb. 5: Mammutbäume im Alpinum (Foto: Schäfer)

Das Alpinum ist zu jeder Jahreszeit einen Besuch wert. Es wurde ab 1988 auf einer Fläche von etwa 5000 m² aufgebaut und zeigt die Pflanzen nicht isoliert, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhang mit Boden und Konkurrenten.

Durch großzügige finanzielle Hilfe des Realverbandes Weende entstand am Südhang des Luttertales ein Alpenpflanzengarten, der die Gebirgsflora der Alpen, des Harzes, aber auch Pflanzen der südeuropäischen, nordamerikanischen und asiatischen Gebirge beherbergt (vgl. Informationen Universität Göttingen, Juni/Juli 1988, S. 5).

Magerrasen, Heiden und Dünen, Stauden, Hecken und Gebüsche sowie verschiedene Waldgesellschaften ermöglichen im Neuen Botanischen Garten lehrreiche Spaziergänge. Ein ausgedehntes Feuchtbiotop gestaltet die Lutteraue.

Der Forstbotanische Garten wurde um 1970 mit fünf pflanzengeographischen Sammlungen angelegt: Japan, Korea, China, Nordamerika und Kaukasus-Kleinasien. Mit weit über 2000 verschiedenen Gehölzarten und Sorten gehört er zu den bedeutendsten Gehölzsammlungen im deutschsprachigen Raum (vgl. Georg-August-Universität Göttingen 1995, S. 27). Die pflanzengeographischen Sammlungen erstrecken sich außerdem als öffentliche Grünanlagen zwischen den verschiedenen Fakultätsgebäuden und Instituten über den gesamten Nordcampus (vgl. Abb. 1).

Im Rahmen dieser Konzeption musste allerdings zuerst die Frage geklärt werden, mit welchen Gehölzarten öffentliche Flächen bepflanzt werden dürfen. Denn nach den Vorgaben des Niedersächsischen Naturschutzgesetzes müssen sie mit „heimischen", also mitteleuropäischen Pflanzen angelegt werden. Die Verantwortlichen für das Arboretum waren aber der Ansicht, dass der Nordcampus generell als Sondergebiet für Forschung und Lehre betrachtet werden müsse und auch für die öffentlichen Grünanlagen Ordnungsrichtlinien wie für Botanische Gärten gelten müssten (vgl. Stein 1999, S. 17). Zwischen der Unteren Naturschutzbehörde der Stadt Göttingen und dem Forstbotanischen Garten hat sich schließlich der Kompromiss ergeben, dass nur die Hälfte des Arboretums mit Bäumen aus unterschiedlichen geographischen Breiten, die andere Hälfte mit einheimischen Gewächsen bepflanzt wurde. Dabei konnte dann z. B. auch berücksichtigt werden, was Feldhamster in ihrem Lebensraum an Gehölzen vorfinden sollten.

Das Gebiet des Nordcampus der Universität Göttingen ist damit eines der besten Beispiele für die unterschiedlichen und vielfältigen Interessen, die bei der Entwicklung eines Stadtgebietes Berücksichtigung finden müssen.

Literatur und Quellen

Albrecht-von-Haller-Institut (o. J.): Botanischer Garten der Universität Göttingen, hrsg. vom Freundeskreis Botanischer Gärten. Göttingen.

Brünjes, A. (2006): Verbesserungsvorschläge für Nordcampus. Befragung des Studentenwerks ausgewertet. In: Göttinger Tageblatt 15.09.2006, S. 24.

Brütt, G. (1996): Universitätsplanung Weende. In: Das tausendjährige Weende, S. 141-145, Göttingen.

Georg-August-Universität Göttingen (1995): Konzeption eines Wissenschaftsparks mit Forstbotanischem Garten, Neuem Botanischem Garten und Geopark, Fachbereich Biologie u. a. Göttingen.

Geowissenschaftliche Institute der Universität Göttingen (1990): Geopark. Jahnke, H. u. a. (Hrsg.) Göttingen.

Göttinger Tageblatt (2007): Artikel vom 22.05.2007

Göttinger Tageblatt (2007): Artikel vom 05.04.2007

Jahnke, H. (1999): Wissenschaftspark der Universität Göttingen. Johann-Friedrich-Blumenbach-Anlage, Institut und Museum für Geologie und Paläontologie. Göttingen.

Oberdiek, A. (2002): Göttinger Universitätsbauten, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Göttingen.

Stadt Göttingen (2006): Leitbild 2020. Städtebauliches Leitbild für Göttingen, Leitziele. Göttingen.

Stein, I. (2002): Schutz der Feldhamster im Nordgebiet der Universität. In: Göttinger Tageblatt 06.04.2002.

Studentenwerk Göttingen (2006): Belebung des Nordcampus. Bestandsaufnahme, Umfrage-Auswertung, Verbesserungsvorschläge. Göttingen.

Universität Göttingen (1988): Alpenrosen in Weende. In: Informationen Juni/Juli 1988, S. 5, Göttingen.

Bedeutung von Kleingartenanlagen früher und heute – Erfahrungen aus dem Kleingärtnerverein an der Walkemühle e. V. Göttingen.

Wolfgang Just, Sebastian Schäfer

Abstract

Allotments have become a firm part of wider settlement structures. Over time, their function and significance has changed. In the mid-19th century they were conceived as children's playgrounds. Soon after, parents began to use their piece of land, usually located within town, for leisure and also to supply the family with vegetables. In times of economic hardship in particular, the gardens often ensured survival. At present, allotment gardens are mostly used for recreation.

The allotment garden association "An der Walkemühle e. V." is located in the south of Göttingen and is an example for the endurance of allotment gardens. Mostly, this is due to the active engagement of the garden's friends and users. The plots were created in 1936, with the association founded after the war. Today the allotments are used to socialise, grow vegetables and relax within the urban environment.

Einleitung

Im Rahmen der Bauleitplanung sind die Gemeinden für die Ausweisung von Dauerkleingärten zuständig. Ziel ist die Verhinderung des zufälligen oder planlosen Entstehens solcher Anlagen. Damit fallen die Kleingartenflächen grundsätzlich in den Bereich der öffentlichen Grünplanung. Die Kleingartengesetzgebung beruht auf der Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung (KGO) von 1919. Im Lauf der Zeit kamen einige Änderungen und Erweiterungen hinzu. Wesentlicher Bestandteil der Kleingartengesetzgebung ist der besondere Kündigungsschutz. Kleingärtnerisch genutztes Land ist somit vom Kündigungsschutz erfasst. Unter kleingärtnerisch genutztem Land wird ein gepachtetes Grundstück gezählt, das der Pächter mit seiner Familie ausschließlich zur eigenen Versorgung und Erholung bewirtschaftet. Der Kleingarten ist Teil einer öffentlich zugänglichen Anlage, die der Erholung der gesamten Bevölkerung dient (vgl. Stadt Göttingen 1978).

Kleingartenanlagen werden überwiegend von Körperschaften und Anstalten des öffentlichen Rechts oder von als gemeinnützig anerkannten Unternehmen getragen.

Die Nutzung der Kleingärten wandelte sich im Lauf der Zeit sehr stark. Seit 1945 dienten sie zunächst als Obst- und Gemüsegärten. Heute ist der Kleingarten eher als Erholungs- und Ausgleichsort anzusehen (vgl. Stadt Göttingen 1978). Daher besitzen Kleingartenanlagen eine soziale und ökologische Bedeutung für das Bild heutiger Städte.

Die Entwicklung der Kleingartenbewegung

Der immer knapper werdende Wohnraum der rasch wachsenden Industriestädte Mitte des 19. Jahrhunderts war für den Leipziger Arzt Daniel Gottlieb Schreber Grund zur Besorgnis. Um den damit einhergehenden „physischen und sittlichen Gefahren" für die Jugend entgegenzuwirken, fordert er für die Kinder der Industriearbeiter Spielplätze in der Natur. Ernst Hauschild, ein Schuldirektor und Freund Schrebers, gründet 1864 in Leipzig den „Schreberverein". Dessen Aufgabe war die Landbeschaffung sowie die Anlage und der Unterhalt von Kinderspielplätzen nach den Ideen Schrebers (vgl. Koller 1988).

Der erste Schreberplatz wurde im Jahre 1865 am Johannapark in Leipzig eingeweiht. Auf der Wiese konnten die Kinder von Fabrikarbeitern unter Betreuung eines Pädagogen spielen und turnen. Bis hierhin hatte der Schrebergarten nichts mit Gärten zu tun. Erst ein Lehrer namens Heinrich Karl Gesell war es, der an diesem Platz Gärten anlegte. Zunächst als pädagogische Beschäftigungsmöglichkeit für die Kinder gedacht, entwickelten sich die Gärten rasch zu Refugien der Eltern und der ganzen Familie. Aus den „Kinderbeeten" am Rand des Schreberplatzes wurden „Familienbeete", die man später parzellierte und umzäunte. Ab jetzt wurden sie „Schrebergärten" genannt (vgl. Ströhlein 1984).

Die ersten Vereinssatzungen entstanden 1869 als die Initiative bereits 100 Parzellen umfasste. Infolgedessen wurden Geräteschuppen, Lauben und Zäune errichtet. Das Jahr 1869 kann also als Geburtsjahr der Kleingärten angesehen werden (vgl. Koller 1988).

1891 waren bereits 14 weitere Schrebervereine in Leipzig gegründet worden. Die historische Kleingartenanlage „Dr. Schreber" steht inzwischen unter Denkmalschutz und beherbergt seit 1996 das deutsche Kleingärtnermuseum (vgl. Ströhlein 1984).

In der Folgezeit entstanden in vielen deutschen Städten derartige „Schrebervereine". Dabei wurden die Schrebergärten oftmals nicht im ursprünglichen Sinne genutzt. Zum einen dienten sie bis zur Jahrhundertwende, besonders im Raum Berlin, als Ausweichquartiere aufgrund der herrschenden Wohnungsnot. Die nach Wohnraum suchenden Menschen errichteten die Zäune und die behelfsmäßigen Behausungen auf eigene Faust. Diese „Laubenkolonien" existierten zumeist nur für kurze Zeit, daher verwendeten die Bewohner nur wenige bis keine ihrer ohnehin knappen Ressourcen auf die Ausgestaltung ihrer Unterkunft. Die Gärten waren also nicht gerade eine Zierde für die Umgebung. Um 1900 strebte das Rote Kreuz an, mit Hilfe von Kleingärten den Gesundheitszustand der Bevölkerung zu verbessern. Woraufhin so genannte „Arbeitergärten" geschaffen wurden. Diese erfuhren durch die Gartenverpachtungen von Eisenbahn, Bergwerksgesellschaften und Industrieunternehmen an die Belegschaft weiteren Auftrieb (vgl. Koller 1988).

Die Kleingärten entwickelten sich zu Rückzugsorten der kleinen Leute in den grauen Industriestädten des Kaiserreiches. Während und nach dem Ersten Weltkrieg dienten sie zudem als Überlebenshilfe und konnten mit Kartoffeln und Kohl vor dem Verhungern retten. Doch Grundstücke in Städten waren teuer und die Pacht für ein Stück „eigener Scholle" stieg ständig. Dagegen erließ die verfassungsgebende Versammlung der Weimarer Republik am 31. Juli 1919 die „Kleingartenordnung und Kleinpachtlandverordnung". Ihr erster und wichtigster Paragraph lautete: „Zum Zwecke nichtgewerbsmäßiger gärtnerischer Nutzung dürfen Grundstücke nicht zu höheren als den der unteren Verwaltungsbehörde festgesetzten Preisen verpachtet werden." Preiswertes Land gehörte damit zu den Grundfesten der ersten deutschen Demokratie – und die Verordnung überdauerte Regimewechsel und Krieg bis heute (vgl. Ströhlein 1984). 1994 bestätigte der Bundestag die Pachtpreisbindung.

Die gesetzmäßige Festlegung der rechtlichen Rahmenbedingungen führte zur Stabilisierung des Kleingartenwesens gegenüber dem Staat. 1921 wurde der „Reichsverband der Kleingärtnervereine" gegründet. Die Mehrzahl aller deutschen Kleingärtnervereine schlossen sich in den Folgejahren dem Verband an. Bis 1926 zählte dieser knapp 400.000 Mitglieder. Um die Folgen der Weltwirtschaftskrise abzumildern leitete die Reichsregierung zu Begin der 1930er Jahre Förderungsmaßnahmen ein, was für einen starken Anstieg der Mitgliederzahlen sorgte. Eine kleinere Welle von Kleingartengründungen gab es zu Beginn und während des Zweiten Weltkrieges, jedoch nicht in dem Ausmaß wie in den Jahren nach 1910. Nach dem Krieg waren viele Anlagen zerstört und die Organisation unter dem Reichsverband aufgelöst. Aufgrund der Nahrungsmittelknappheit wurden die verbliebenen Gärten nun intensiv mit lokaler Unterstützung der Kommunen bewirtschaftet. Eine überregionale Organisation entwickelte sich in der britischen und amerikanischen Besatzungszone. Hieraus entstand schließlich der „Verband Deutscher Kleingärtner", welcher 1974 in den „Bundesverband Deutscher Gartenfreunde e. V." umbenannt wurde. In der Nachkriegszeit erreichte die Anzahl der registrierten Kleingärtner mit ca. 800.000 im Jahre 1949 ihren Höhepunkt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sank dann die Zahl wieder bis auf 470.000 im Jahr 1970. Ursachen für den Rückgang sind die Verbesserung der wirtschaftlichen Situation der Bevölkerung und die Umwandlung von Gartenland in Bauland. Trotz des Rückganges der Mitgliederzahlen sind die Kleingärten nicht aus dem Bild der Städte wegzudenken. So erfuhren die Kleingartenanlagen einen wichtigen Bedeutungszuwachs durch die Wiederentdeckung der Grünräume innerhalb der Städte (vgl. Koller 1988).

Kleingartenanlage „Walkemühle e. V."

„Willst Du ein glückliches Leben führen, dann werde Gärtner!" (chinesische Weisheit)

Die Kleingartenanlage Walkemühle befindet sich in der Göttinger Südstadt. In der Nachbarschaft liegen das beliebte Erholungsgebiet Kiessee, die Jahn-Sportanlage und das „Badeparadies Eiswiese". Die Anlage wird durch den Windausweg und die Lotzestraße umschlossen. Im nahen Umfeld befinden sich weitere Kleingartenkolonien. Die Gesamtfläche der Kolonie umfasst 3,9 ha und liegt damit unter der Durchschnittsgröße (5,4 ha) der Göttinger Kleingartenanlagen (vgl. Stadt Göttingen, 1978). Jedoch ist sie, mit nur gut einem Kilometer Entfernung, im Gegensatz zu vielen anderen Anlagen sehr nah am Stadtzentrum gelegen (vgl. Abb. 1).



Abb. 1: Schrägluftbild der Kleingartenanlage Walkemühle (2004), halblinks oben befindet sich das Freizeitbad „Badeparadies Eiswiese"
(Quelle: Archiv Kleingärtnerverein „An der Walkemühle e. V.")

Göttingen war um die Jahrhundertwende (1900) eine idyllische Kleinstadt mit überwiegend ländlichem Charakter, die eine bodenverbundene und naturliebende Bürgerschaft in ihren Mauern beherbergte. Dieser Wesenszug der Bürger ist bis in die heutige Zeit erhalten geblieben.

Der vor über 100 Jahren amtierende Bürgermeister Georg J. Merkel hat erheblich dazu beigetragen, die Natur- und Heimatpflege in der Bürgerschaft zu vertiefen. Fortgesetzt wurde dieses Werk durch Bürgermeister Georg Calsow. Damit hatte Göttingen über viele Jahrzehnte den Ruf der „Universitäts- und Gartenstadt" (vgl. Grunwald 1996).
Wohnungsmieter bewirtschafteten überwiegend eine Pachtparzelle, die vornehmlich der Anzucht von Gemüse und dem Anbau von Kartoffeln diente. Es gab keine längerfristigen Pachtverträge und auch keinen Rechtsschutz für die Pächter. Da in der damaligen Zeit genügend Landflächen zur Verfügung standen, hatten sich die Pächter damit abgefunden, ihre Parzellen zu räumen, wenn sie für Bauzwecke benötigt wurden. Große Verluste entstanden nicht, da keine Investitionen vorgenommen waren. Erst der allmählich einsetzende Bau von Gartenlauben trug dazu bei, den vereinsmäßigen Zusammenschluss der Kleingärtner zu fördern.

Ferner kam Mitte der 30er Jahre die Einrichtung von neuen Kleingartenanlagen durch die Stadt Göttingen hinzu. Die fachliche Beratung des damaligen Gartenbauinspektors Robert Ahlborn, der mit der Einrichtung beauftragt war, trug dazu bei, dass 1936 die ersten vier Göttinger Kleingartenvereine gegründet wurden. 1937 erfolgte die Gründung des „Bezirksverbandes der Kleingärtner e. V. Göttingen" und damit nahm das Kleingartenwesen in Göttingen und Umgebung einen erheblichen Aufschwung.

In dieser Zeit existierten bereits Kleingärten zwischen der Lotzestraße und der Walkemühle. Diese sind in städtischem Eigentum. 125 vermessene Kleingärten waren so genanntes Grabeland. Sie wurden am 31. Juli 1944 dem Reichsbund deutscher Kleingärtner in Generalpacht übergeben. Als Treuhänder verwaltet die Gärten bis heute die Bezirksgruppe Göttingen der Kleingärtner.

Da nach den Satzungen nur an Vereinsmitglieder und nur zum Zwecke der nichtgewerbsmäßigen Nutzung Gärten verpachtet werden durften, bemühte sich der damalige Bezirksvorstand um die Entstehung eines erforderlichen Vereins im Jahre 1944. Leider kam es kriegsbedingt zu keiner festen Vereinsbildung. Erst Anfang des Jahres 1946 wurde die Vereinstätigkeit aufgenommen. Ende April 1946 ernannte der geschäftsführende Vorsitzende der Bezirksgruppe, Herr Rettberg, Herrn Heinrich Hagelstein zum kommissarischen Vereinsleiter. Dieser nahm dann in Zusammenarbeit mit dem Bezirksgruppenvorstand und mehreren Gartenfreunden die Vereinsarbeit wieder auf (vgl. Grunwald 1996).



Abb. 2: Die Kleingartenanlage Walkemühle 1937 (kurz nach der Gründung) erkennbar ist die erste Anlage von Wegen und der in Entstehung befindliche Gartenring um die Innenstadt (Quelle: Archiv Kleingärtnerverein „An der Walkemühle e. V.")

Zur Gründungs- und 1. Generalversammlung wurden wie folgt alle Pächter namentlich eingeladen (Kleingärtnerverein an der Walkemühle 1996).

Kleingärtnerverein „An der Walkemühle", Göttingen
in der Bezirksgruppe Göttingen der Kleingärtner e. V.

Lieber Gartenkamerad!

Auf Anordnung des Gesamtverbandes der Kleingärtner, Sitz Hannover, bleiben alle Kleingärtnervereine wie bisher der Bezirksgruppe Göttingen angeschlossen. Da die Vereine in das Vereinsregister eingetragen werden müssen und zwar mit den neuen Vorstandsmitgliedern, ist es unbedingt erforderlich eine Versammlung vorzunehmen.

Die von dem Kameraden Bezirksgruppenleiter Rettberg vor und während des Krieges begonnene Vereinsbildung und Tätigkeit muss nunmehr zu einem endgültigen Abschluss gebracht werden. Es ist nach den vorliegenden Satzungen nicht angängig, dass Pächter von Kleingärten nicht Mitglied eines Vereins der Bezirksgruppe der Kleingärtner sind. Um diesen ganzen Fragenkomplex zu klären und den Pächtern die ordentliche Mitgliedschaft zu ermöglichen, laden wir Sie zu der

Versammlung

am Freitag, dem 17. Mai, abends um ½ 8 Uhr, im Frankfurter Hof

freundlichst ein. (Das Quittungsheft über Landpacht ist mitzubringen). Sollten Sie verhindert sein, ist unbedingt ein bevollmächtigter Vertreter zu entsenden.

Die Tagesordnung umfasst die Gründung des Vereins, die Wahl des Vorstandes, Referat des Bezirksgruppenleiters Kameraden Rettberg, Aussprache. Mit der komm. Leitung ist bis auf weiteres der Kamerad Heinrich Hagelstein, Prinzenstrasse 10, II beauftragt. Vorschläge über die Vereinsbildung, vorzuschlagende Vorstandsmitglieder und sonstige Fragestellungen sind diesem baldigst zuzuleiten.

Mit kameradschaftlichem Gruß

Der komm. Vorstand: i. A. Heinr. Hagelstein.

Auszug aus dem Gründungsprotokoll (Kleingärtnerverein an der Walkemühle 1996):

„Zu der 1. Generalversammlung waren 2 Vertreter des Bezirksgruppenvorstandes und zwar die Kameraden Rettberg und Henning erschienen. Von den 125 geladenen Pächtern waren 79 Gartenkameraden z. T. mit ihren Ehefrauen erschienen.

Am 17. Mai 1946 um 19.45 begann im Frankfurter Hof Kamerad Rettberg mit einleitendem Referat die beschlussfähige Versammlung. Er erwähnte die schon erfolgte Gründung des Vereines im Jahre 1944. Leider schlief durch die Kriegsursachen die Vereinstätigkeit wieder ein, so dass wir heute wieder am Anfang des Vereinslebens stehen. Sodann erläuterte er Zweck und Ziele des Vereins, welche in der Pflege einer kleingärtnerischen Schaffung einer Kolonie „An der Walkemühle“, Betreuung der Mitglieder in allen fachlichen Fragen, bildender Vorträge fachlicher Art, Beschaffung von Samen, Pflanzen und Düngemitteln usw. bestehen. Außerdem sei es notwendig, dass jeder Pächter in dem Gelände Mitglied des Kleingärtnervereins sei und nach den Satzungen die Gärten nur an Mitglieder verpachtet werden dürfen – (was bis zum heutigen Tage gilt).

Kamerad Henning wies anschließend auf die zwei größten Übelstände der notvollen Tage hin. Das seien in erster Linie die Versorgung und die Heizung. „Zur Lösung des Heizungsproblems können wir wenig beitragen, aber nach allen Kräften wollen und müssen wir alles tun, um die Sorgen um das tägliche Brot mit zu verringern, soweit es möglich ist. Wenn früher die Tätigkeit des Kleingärtners vorwiegend der Liebhaberei entsprungen sei, so ist es heute notwendig, jeden Quadratmeter nutzbaren Bodens zur Linderung der Not zu bebauen. Darum kann es auch heute nicht geduldet werden, dass Gärten nicht im kleingärtnerischen Sinne bewirtschaftet werden. Zu der planvollen Bebauung gehöre außerdem auch eine pflegliche Gestaltung der Kleingärten und die Sauberhaltung des Koloniegeländes. Die Flurwärter sind angewiesen worden auf Sauberkeit und Ordnung zu achten und Kleingärtner bei Verletzung der Gartenordnung zurechtzuweisen oder dem Vorstand zur Anzeige zu bringen. Aber trotz dieser Maßnahmen ist es vor allem erforder-

lich, dass die Kleingärtner selbst alles Mögliche zur Erhaltung der Ordnung und Pflege tun.

Sodann sprach der Referent nochmals kurz über Zweck und Ziele des Vereins. Besondere Betonung legte er auf die Feststellung, dass der Verein, die Gruppe und der Landesverband in jeder Weise unpolitisch seien. Der Frieden und die Arbeit im Verein sollen niemals durch politische Differenzen und Meinungen gestört werden.“

Nach diesen beiden Referaten schritt der Kamerad Rettberg zur konstituierenden Vereinsgründung. Es wurde einstimmig beschlossen für den Verein den Namen

Kleingärtnerverein „An der Walkemühle“ zu behalten, da Flurnamen immer bezeichnender sind als Phantasienamen.

Nach der Wahl des ersten Vorstandes war der

Kleingärtnerverein „ An der Walkemühle“ e.V. gegründet.

Nach und nach entwickelte sich ein reges Vereinsleben. Die Konjunktur nahm ihren Aufschwung und schöne Lauben schmückten bald die Parzellen. Nachdem der Verein 1965 durch den Ausbau der Lotzestraße und des Windausweges Land abgeben musste, wurde der Wunsch nach einem eigenen Vereinsheim wach.

Nach mehrjährigen Überlegungen und Sparmaßnahmen wurde das Projekt Gemeinschaftshaus 1971 in Angriff genommen. Im Dezember desselben Jahres konnte das Haus feierlich eingeweiht werden.

1975 sollte die Kolonie dem Bau eines Windkanals weichen. Dank der Unterstützung des Bezirksverbandes, dem Widerspruch vieler Göttinger Kleingärtner und nicht zuletzt durch den Protest der Anwohner der Lotzestraße, konnte die Kolonie gerettet werden. Oberbürgermeister Artur Levi überbrachte die gute Nachricht zum 30-jährigen Vereinsjubiläum. *„Die Kolonie bleibt bestehen!“* Ein wahrhaft großes Geburtstagsgeschenk.

Kleingärtnerverein „An der Walkemühle e. V.“ heute

Heute präsentiert sich der Kleingärtnerverein „An der Walkemühle e. V.“ als moderne Freizeitanlage, die in 60 Jahren gewachsen ist. Sie bietet Jung und Alt ein attraktives Areal, das sich durch seine Lage auszeichnet. Die Anbindung an die Südstadt, das Freibad am Brauweg (vgl. Abb. 2), die Nähe zum „Badeparadies Eiswiese“ und zum Sportpark sind einzigartig. Die Haltestelle des öffentlichen Nahverkehrs rundet das Bild einer guten Lage ab. Früher gab es sogar eine Haltestelle einer beliebten Kleinbahn – den Lindenkrug.

Die Kolonie versteht sich als Teil des öffentlichen Grüns und öffnet sich den Anwohnern aus der Umgebung. Der Gang durch den „Kleingärtnerpark“ wird von älteren Menschen aus den umliegenden Seniorenheimen oft wahrgenommen und ist naturgemäß im Frühling besonders attraktiv.

Selbstbewusst machen die Vereinsmitglieder deutlich, dass durch Arbeit, Fleiß und ehrenamtliches Engagement ein Stück Natur im Städtebau entstanden ist, ohne die öffentliche Hand zu belasten. Ein Stück Lebensqualität über das sich alle Göttinger Bürger freuen können.

Bei aller Modernität hat sich der Kleingärtnergedanke über 60 Jahre erhalten. Er wird mit Augenmaß gepflegt und sorgt letztlich dafür, dass bezahlbare Freizeitgärten erhalten werden. Luxusgärten sind nicht im Sinne der Grundidee, die ihren Ursprung 1946 im Frankfurter Hof hatte. Gerade in schwierigen konjunkturellen Zeiten war ein bezahlbarer Garten, der mit frischem Obst und Gemüse den Geldbeutel schonte, eine wertvolle und wichtige Hilfe für Menschen, die oft ohne eigene Schuld, arbeitslos wurden.

Diesen ernsten Gedanken steht ein frohes und abwechslungsreiches Vereinsleben gegenüber. Die Gemeinschaftsanlage mit dem beliebten Vereinshaus und den gepflegten Außenanlagen, bei denen ein Kinderspielplatz vorhanden ist, wird für Vereins- und Familienfeiern genutzt. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass ein Kleingarten auch Arbeit macht. Ein Aspekt der gerade für ältere Gartenfreunde nicht zu unterschätzen ist: Ein Garten hält Körper und Seele fit.

Beim Nachdenken über die Bedeutung von Kleingärten darf ein Aspekt nicht fehlen: Unsere Kinder! Sie wachsen in einem beschützten Areal auf und lernen spielerisch den Umgang mit der Natur. Sie lernen sie schätzen und schützen. Ein wichtiger Gesichtspunkt, der sicher noch ausbaufähig ist. Allein der verantwortungsbewusste Umgang mit dem kostbaren Gut Wasser lohnt den Aufwand. Ist es doch gerade für Kinder spannend zu wissen, wie eine Gartenpumpe funktioniert. Denn eigentlich ist es ein kleines Wunder, dass mit einem Stück Rohr, einer geeigneten Spitze und einer Pumpe, kostbares Wasser zum Trinken, Bewässern und Plantschen aus der Erde geholt werden kann. Doch auch für die Erwachsenen ist der Garten eine gute Schule. Denn wer seinen Garten liebt und pflegt, schätzt und schützt auch sonst die Natur.

Ein wichtiges Thema ist auch das Zusammenleben, Verstehen und die Akzeptanz von Mitbürgern ausländischer Herkunft. In den letzten Jahren hat die Anzahl von Gartenfreunden mit anderer Muttersprache deutlich zugenommen. In der Kolonie finden sich Kleingärtner aus dem Iran, der Türkei, dem Libanon und aus der ehemaligen Sowjetunion. Die Aufzählung der Herkunftsländer ist sicher nicht vollständig. Hat man einmal über den Zaun geschaut, Pflanzen oder Sämlinge getauscht oder gar miteinander gefeiert, ist das Verständnis für den Anderen deutlich gestiegen.

Exkurs

Die Parzelle 21 – 70 Jahre im Familienbesitz

Carl Schrader, ein weitsichtiger und überaus fleißiger Tischlermeister mit eigenem Geschäft in der Weender Landstraße tat den ersten Spatenstich auf der Parzelle 21. Die vorliegenden Pachtbücher nennen als Termin das Jahr 1936. Wie die heute 87-jährige Tochter Ilse Just (eine spätere Unterpächterin) berichtet, hatte ihr Vater das Land aufgrund der schlechten Erfahrungen des Weltkrieges – damals nannte man ihn noch nicht Ersten Weltkrieg, der Zweite war gerade in Vorbereitung – hinsichtlich der Ernährungslage gepachtet. Die Parzelle sollte die Familie mit 5 Kindern gut versorgen. Sie wohnte in einem stattlichen Achtfamilienhaus im alten Stegemühlenweg, das der Tischlermeister 1914 gekauft hatte. Mit den dort im Hof gezüchteten Hühnern und Kaninchen und den Gartenerzeugnissen der Parzelle 21 konnte man der Zukunft gelassen entgegenblicken. Damals hieß es: „Vater ist auf dem Lande – oder auf dem Garten". Leider verstarb der Tischlermeister viel zu früh im Jahr 1945.

Seine Weitsicht in Bezug auf das Haus und auf den Garten rettete die Familie über die nachfolgenden außerordentlich schwierigen Zeiten. Da kein Mann im Haus war, der Schwiegersohn war in den letzten Wochen des Krieges gefallen, versorgte Witwe Hermine mit den im Hause wohnenden Töchtern den Garten.

Der 1948 auftauchende Schwiegersohn Friedrich Just wurde gleich in die Gartenarbeit eingespannt. Noch bevor er die Wohnung der Schwiegereltern betreten hatte, musste er seine Qualitäten als Gärtner und Schlachter der Hühner und Kaninchen unter Beweis stellen. Im Lauf der Zeit übernahm der zupackende und in der Gartenkolonie beliebte Oberpolier die Parzelle 21 und gab ihr ein neues Gesicht. Bäume und Büsche wurden gepflanzt und eine schmucke Holzlaube zierte den Garten. Später folgte eine massive Backsteinlaube. Trotz seiner Tätigkeit außerhalb Göttingens verbrachte der begeisterte Gärtner viele schöne Stunden in seinem Garten. 1972 kam er durch einen Arbeitsunfall ums Leben, kurz bevor er den Rohbau einer neuen und besonders schönen Laube vollenden konnte.

Die Witwe Ilse Just stand mit ihren beiden Kindern vor einem schwierigen Berg. Die Zukunft war ungewiss. Was sollte aus dem Garten werden? So richtig interessierte sich niemand aus der Familie für das Stück Land. Aber aus Achtung und Zuneigung vor den Gärtnervorfahren, die einen schönen Garten geschaffen hatten, werkelte Ilse Just mit dem 21-jährigen Sohn Wolfgang und der 16-jährigen Tochter Sabine im Garten weiter. Erst als eine Schwiegertochter mit grünem Daumen die Initiative ergriff, machte der Garten wieder Freude. Zwei Kinder wuchsen im Garten auf und kommen auch heute noch gern sonntags auf eine Cola in die Laube. Heute kann sich das Ehepaar Renate und Wolfgang Just, Mutter Ilse hatte den Garten mittlerweile überschrieben, ein Leben ohne Garten und gemeint ist die Parzelle 21 im Kleingärtnerverein an der Walkemühle, nicht mehr vorstellen. Ein täglicher Besuch im Garten ist schon fast ein

Ritus und der Urlaub wird auch um das Gartenjahr herum geplant. Der heutige Garten ist um die Parzelle 22 erweitert. Ein Gewächshaus lädt schon Ende Februar in den Garten ein und die gute Nachbarschaft mit den Nachbargärtnern erinnert an die gute Kameradschaft in den Nachkriegsjahren. Aus dem Grabeland ist eine „Wellness-oase“ geworden. Heute heißt es nicht mehr: „Vater ist auf dem Lande“ sondern „Renate und Wolfgang sind auf ihrer Ranch“. Ob sich die Reihe der Gärtner aus der Familie weiter fortsetzt, bleibt abzuwarten und ist fraglich. Doch wer weiß schon…?

Naturerleben im Kleingarten

Bei den Betrachtungen zum Thema Kleingärten früher und heute spielen Obst und Gemüse und die Bäume und Pflanzen schlechthin eine besondere Rolle. In der Kolonie findet sich eine enorme Vielfalt an Nutz- und Zierpflanzen. Eine Aufzählung kann nur unvollständig sein. So finden sich unter anderem alle klassischen Obstsorten: Birnen, Kirschen, Mirabellen, Pflaumen, Zwetschgen, Pfirsiche und natürlich Äpfel. In den Gärten stehen sogar noch einige alte, fast schon ausgestorbene Apfelsorten. Zum Beispiel der Jacob Lebel oder der früher beliebte Lagerapfel Ontario. In einigen Parzellen präsentieren sich über 50 Jahre alte Obstbäume. Ein Zeichen für gärtnerische Fachkompetenz. Die Obstbaumpflege ist eine besondere Herausforderung für den Kleingärtner, wobei man sich mit Rat und Tat in der Kolonie unterstützt. Das Vorgehen gegen Schädlinge hat sich dabei im Lauf der Jahrzehnte erheblich verändert. In den 50er und 60er Jahren wurde massiv mit E 605 und der Motorspritze gegen „Ungeziefer“ vorgegangen. Heute wird dagegen mit ökologischen Mitteln gearbeitet.

Das Thema Gemüse verdient ein besonderes Augenmerk. Ist man ehrlich, bieten Supermärkte preiswerte und weniger arbeitsintensive Lösungen an. Aber der persönliche Erfolg des Gärtners von der Aussaat bis zur Ernte ist als Motivation anzusehen. Und letztendlich, manche Früchte und Gemüsesorten schmecken aus dem eigenen Garten einfach besser. Klassisches Beispiel hierfür sind Schlangengurken aus dem eigenen Gewächshaus oder Tomaten, die bestimmt aromatischer sind als diejenigen aus der Schnellaufzucht.

Auch bereichert das Kräuterbeet die heimische Küche in einer Weise, wie es das Kühlregal einfach nicht kann. Traditionelles Ergebnis sind eigene Kartoffeln, früher wie heute, Bohnen, Kohlrabi und Salat in allen Variationen. Allerdings machen die in den letzten Jahren vermehrt auftretenden Nacktschnecken die Kleingärtnerei nicht gerade leichter. Der Kohlanbau ist auch auf dem Rückzug. Die weiße Fliege ist schwer in den Griff zu bekommen und der bekannte Braunkohl kommt besser vom Wochenmarkt. Vereinzelt findet sich in der Kolonie grüner Spargel. Auch weißer Spargel in Hügelbeeten wurde schon versucht. Einige Gartenfreunde, meist ältere Gartenexperten, haben es im Gewächshaus oder durch den Einsatz des Mondkalenders zu einer erheblichen Profession gebracht. Die Ergebnisse in Qualität und Menge, besonders bei der Ernteverfrühung, werden oft bewundert.

Ein wichtiger Aspekt beim Vergleich mit dem Gemüse aus dem Regal oder vom Wochenmarkt ist: Man weiß was man isst, wie gedüngt und gespritzt wurde. Das Gartengemüse kann sicher für sich in Anspruch nehmen, dass es besonders schonend und kunstdüngerbewusst angebaut wird. Ein Qualitätsaspekt, der seinen Preis hat.

Ein derart naturnaher Kleingarten bietet neben der Freizeitgestaltung und dem Pflanzen- und Obstanbau auch einen bedeutenden Lebensraum für zahlreiche Tiere. Dabei sind z. B. Igel, heimische Singvögel und Marder dem Kleingärtner hilfreich bei der Schädlingsbekämpfung. Ringeltauben und zuweilen Reiher, gehören zu den flüchtigen und auch „unbeliebten Gästen". Junge Kaninchen, früher ein Gräuel für den Kleingärtner, sind selten geworden. Sie sind heute mehr das Lieblingstier für die Gartenkinder. Nicht vergessen werden darf der Regenwurm mit seiner enormen Bedeutung für die Bodenfruchtbarkeit. Wühlmäuse und der geschützte Maulwurf machen die Gärtnerei hingegen nicht leichter.

Bei den Zierpflanzen dominieren die verschiedensten Blumenarten: Beginnend im Frühjahr mit Schneeglöckchen, Osterglocken, Tulpen und Narzissen, der Rosenpracht Ende Mai/Juni und der herbstlichen Fülle in Farben und Formen.

Ein besonderes Erlebnis, das das Gartenjahr eröffnet und beendet, ist in Göttingen der Zug der Kraniche. Hier setzt die Natur ein besonderes Zeichen für Anfang und Ende des Jahreslaufs.

Literatur und Quellen

Grunwald, E. (1996): Zur Geschichte des Kleingärtnervereins an der Walkemühle. In: Kleingärtnerverein an der Walkemühle (Hrsg.) (1996): Festschrift des Kleingärtnervereins an der Walkemühle anlässlich des 50-jährigen Vereinsjubiläums, Göttingen.

Kleingärtnerverein an der Walkemühle (Hrsg.) (1996): Festschrift des Kleingärtnervereins an der Walkemühle anlässlich des 50-jährigen Vereinsjubiläums, Göttingen.

Koller, E. (1988): Umwelt-, sozial-, wirtschafts- und freizeitgeographische Aspekte von Schrebergärten in Großstädten, dargestellt am Beispiel Regensburgs. In: Ehrig, R.. u. Manske, D. J. u. Werner, E. (Hrsg): Regensburger Beiträge zur Regionalgeographie und Raumplanung, Bd. 1, Regensburg.

Stadt Göttingen (1978): Flächennutzungsplan 1975, Göttingen.

Ströhlein, G. (1984): Kleingärten in Weende. In: Das Weender Rathaus, Nr. 45, Göttingen-Weende.

Erhaltung des architektonischen regionalen Erbes und seine touristische Inwertsetzung – das Beispiel der südniedersächsischen Fachwerkdörfer und -städte

Gerd Busse

Abstract

In Southern Lower Saxony, a significant number of half-timbered buildings still exist in both urban and rural contexts. Often, these buildings define the local townscape and are well-known beyond their immediate vicinity. Dating back over six centuries, and encompassing farm and village buildings as well as town houses, they represent enormous historic architectural diversity. On the one hand, this heritage can be regarded as a 'Noah's Ark' of the past that can be used for architectural research, folk research and tracing past settlement patterns. On the other, they represent a considerable resource for tourism, much of which is still untapped. First approaches of tourism marketing include the so-called "Half-timbered buildings route" and plans for creating an open-air museum. A unique selling proposition will need to be developed, and the available potential will need to be used in a creative manner. Preserving this unique heritage, where possible within its original urban and rural context, ensures that important traces of the past are conserved, which undoubtedly is a task for the region. This will benefit both the inhabitants of the region and tourists.

Einleitung

Südniedersachsen[1] hat sich bis in unsere Zeit in Stadt und Land eine beachtliche Anzahl von Fachwerkbauten bewahrt, die vielerorts noch ortsbildprägend und überregional bekannt sind. Sie bilden in fast allen Städten ein wichtiges kulturhistorisches Potenzial, das von einem Großteil der ansässigen Bevölkerung geschätzt und vom Reise- und Freizeittourismus aufgesucht wird. Auch in den Dörfern Südniedersachsens wird versucht, das architektonische Erbe durch Dorferneuerungsmaßnahmen oder örtliche Programme und Wettbewerbe zu erhalten und modernen Wohnansprüchen anzupassen. Das alles ist entsprechend der verschiedenen Teillandschaften regional recht unterschiedlich, sowohl was das Fachwerk als auch was den Fremdenverkehr betrifft.

[1] In diesem Beitrag steht diese Bezeichnung für das Gebiet der Landkreise Göttingen, Holzminden, Northeim und Osterode am Harz.

Die regionalen Fachwerklandschaften in Südniedersachsen

Der wenig kundige Besucher einer südniedersächsischen Stadt sieht zwar eine gewisse Vielfalt von Fachwerkhäusern, wie z. B. groß oder klein, reich oder kaum verziert, giebelständig oder traufständig. Er erkennt aber nicht die bedeutenden Unterschiede und deren Ursachen. Im Folgenden soll auf einige wesentliche Unterscheidungsmerkmale und Besonderheiten eingegangen werden, um so die rezente Fachwerkhaussubstanz in Südniedersachsen zu charakterisieren.[2]
Folgendes bedingt den Formenreichtum:

- In Südniedersachsen treffen zwei konstruktiv unterschiedliche Fachwerkhaustypen aufeinander: das Niederdeutsche Hallenhaus und das Mitteldeutsche Ernhaus[3] mit ihren Abwandlungen und Mischformen.
- In der Stadt und auf dem Dorf haben sich unterschiedliche Hausformen herausgebildet.
- Die Häuser stammen aus verschiedenen baugeschichtlichen Epochen.
- Sozioökonomische Besonderheiten der Hauseigentümer haben sich ausgewirkt (Kaufmann, Handwerker, Ackerbürger, Tagelöhner, Ackerbauer, Kötner[4], Brinksitzer[5]).
- In den Teilräumen Südniedersachsens wurden verschiedene natürliche Baumaterialien verwendet.

Die Fachwerklandschaften in Südniedersachsen können zwei Hauptkategorien zugeordnet werden, obwohl es hinsichtlich ihrer Entstehung Zusammenhänge gibt: ländliche Haus- und Hofformen und städtische Bürgerhäuser.

Das Fachwerkhaus besteht aus einem Gitterwerk aus Holz. Über senkrechte Ständer werden die Lasten abgetragen. Schwelle und Rähm fassen die Ständer zu einem rechtwinkligen Rahmen zusammen: Riegel bringen eine seitliche Aussteifung und begrenzen Gefache, Fenster und Türen. Schräg gestellte Balken leisten die Windaussteifung. Die Zwischenräume sind meist mit Holz-Stroh-Lehm-Flechtwerk oder lehmstrohumwickelten Holzstäben, mit Naturstein-Lehm-Verbund, Lehmsteinen oder Backsteinen ausgefacht.

---

[2] Die städtische und dörfliche Bau- und Wohnkultur in Südniedersachsen ist bislang nur wenig erforscht. Einen guten Überblick auch über vorangegangene Forschungen bietet die Studie von A. Lilge (1990).

[3] Im mittleren und östlichen Teil Südniedersachsens ist das quergeteilte, von der Traufseite her aufgeschlossene mitteldeutsche Bauernhaus verbreitet. Es wird auch Ernhaus genannt („Ern" = Herdraum).

[4] Dorfbewohner mit eigener Kate und geringem Landbesitz. Der Ertrag des eigenen Landes reichte nicht zum Lebensunterhalt, sodass die Kötner als Handwerker oder tageweise auf Bauern- oder Herrenhöfen arbeiten mussten.

[5] Kleinstbauern mit eigenem Haus und nur geringem Grundbesitz. Ihre Situation war ähnlich der der Kötner.

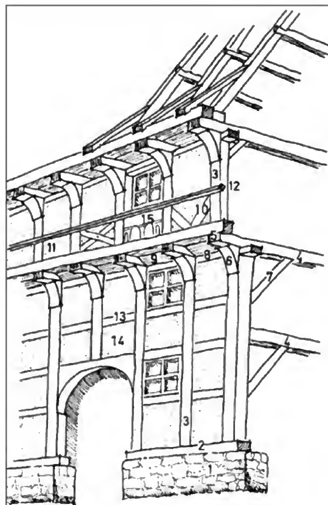


Abb. 1: Fachwerkgerüst eines gotischen Bürgerhauses

1. Sockel, 2. Schwelle, 3. Ständer, 4. Balken, 5. Balkenkopf, 6. Knagge, 7. Kopfband, 8. Rähm, 9. Füllbrett, 10. Fußstreben, 11. Brüstungsfach, 12. Brustriegel, 13. Riegel, 14. Ausfachung, 15. Brüstungsplatte (Quelle: Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 17)

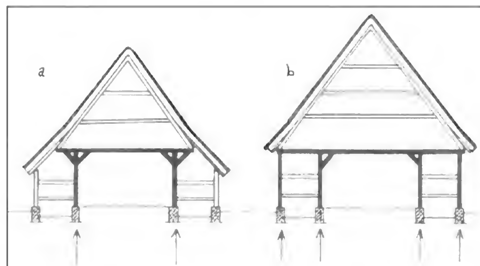


Abb. 2: Tragende Ständer und Balkenkonstruktion beim a) Zwei- und b) Vierständerhaus (Quelle: Gerner 1983, S. 51)

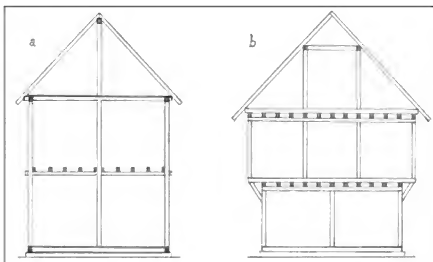


Abb. 3: a) Ständergeschosskonstruktion mit eingezapften Unterzügen, b) Stockwerksrähmkonstruktion ab etwa 1600, jedes Geschoss ist einzeln abgebunden und aufgestockt. (Quelle: Gerner 1983, S. 51)

Der ländliche Fachwerkhausbestand

Der ländliche Fachwerkhausbestand im südlichen Niedersachsen ist durch zwei unterschiedliche Hausformen geprägt: das niederdeutsche längsgeteilte Hallenhaus vom Oberwesertyp und das quergeteilte mitteldeutsche Ernhaus (vgl. Abb. 7). Beide Formen durchmischen sich nicht nur in ihrem Grenzraum, sondern nehmen mitunter auch Elemente der jeweils anderen Form mit auf. Im Harz hat sich eine Variante des mitteldeutschen Ernhauses herausgebildet: das Harzer Haus. In den Gewerbedörfern des Solling findet sich die Sonderform des Sollinghauses.

Das niederdeutsche Hallenhaus tritt im Westen Südniedersachsens in einer besonderen Variante auf, dem Oberwesertyp. Das ist ein längs durch eine Diele erschlossenes Vierständerhaus, bei dem im Gegensatz zum weiter nördlich und westlich in Norddeutschland traditionell verbreiteten Zweiständerhaus die beiden Außenwände gleichhoch mit der Diele sind (vgl. Abb. 2).

Das Dach lastet somit nicht nur auf zwei Dielenständerreihen, sondern zusätzlich auf den Ständern der Außenwände. Dadurch kann ein wesentlich höheres Dach für die Lagerung von größeren Erntemengen errichtet werden. Zusätzlich konnten über den Stallungen und dem Wohnteil wegen der höheren Außenwände weitere niedrige Wohnkammern eingebaut werden, die über eine Galerie zu erreichen sind. Das Vierständerhaus hat zusammen mit dem Dreiständerhaus seit dem Ende des 16. Jahrhunderts das Zweiständerhaus zurückgedrängt. Ausgehend von den eng bebauten Dorflagen im Weserbergland bzw. im Osnabrücker Bergland und vom städtischen Bürgerhaus beeinflusst haben sie sich bis in die Gegenden mit besseren Böden, Ernteerträgen und größerer Bevölkerungsdichte verbreitet (vgl. Seedorf 1996, S. 131).

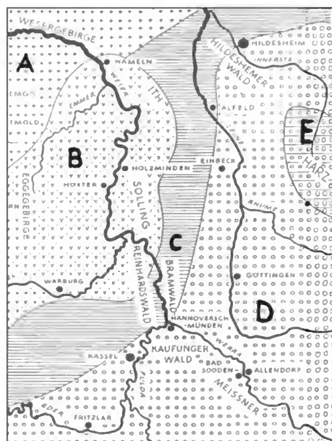


Abb. 4: Vorherrschende dörfliche Hausformen in Südniedersachsen, (n. Lilge 1990, Seedorf 1996)

A: Niederdeutsches Hallenhaus mit Flettdiele – Vierständerbau

B: Niederdeutsches Hallenhaus – Oberwesertyp mit Durchgangsdiele, Vierständerbau

C: Überwiegend Mitteldeutsches Bauernhaus vereinzelt Hallenhäuser

D: Mitteldeutsches Ernhaus

E: Harzer Haus

Das Besondere am Oberwesertyp ist, dass sich die Wohnstuben in Vorderlage zur Straße hin befinden, entweder auf der einen oder auf beiden Seiten der großen Dielentür, und dass der Küchen- und Kammertrakt ein Seitenschiff des Hallenhauses einnimmt (vgl. Abb. 6). Ein weiteres Merkmal ist ein Obergeschoss, das zunächst in die durchgehenden Ständer eingezapft wurde, seit dem 17. Jahrhundert aber als ein in sich geschlossenes Stockwerk in Rähmbauweise (vgl. Abb. 3) abgezimmert worden ist, zunächst in den Städten, dann auch in den Dörfern, vermutlich unter dem Einfluss mitteldeutscher Bauweise. Knappheit an langen Hölzern, und zimmermannstechnische Erleichterungen sind wohl die wesentlichen Gründe für diese Stockwerkbauweise. Während es beim mitteldeutschen Ernhaus kaum noch Häuser mit durchgehenden Ständern zu sehen gibt, sind sie in den Hallenhäusern häufiger zu finden, weil diese Holzskelettstruktur vereinzelt bis etwa 1800 verwendet wurde (vgl. Lilge 1990, S. 7). Es gibt auch alle möglichen Mischformen dieser beiden Konstruktionstypen an einem Haus. Immer aber ist das Haus längsgeteilt und zur Straße hin giebelständig. Diese Giebelreihen fallen in den Dörfern des Weserraumes besonders auf.

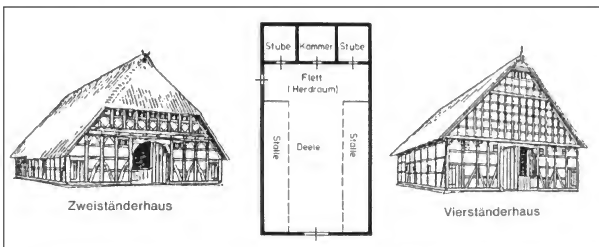


Abb. 5: Niederdeutsche Hallenhäuser (Quelle: Seedorf 1996)

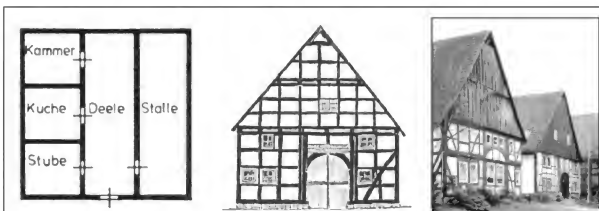


Abb. 6: Niederdeutsches Hallenhaus – Oberwesertyp (Quelle: Seedorf 1996)

Das Niederdeutsche Hallenhaus konnte seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer weniger den Erfordernissen der Landwirtschaft und den gestiegenen Wohnbedürfnissen genügen. Die Produktionsverhältnisse begannen sich spürbar zu verändern u. a. durch Gemeinheitsteilung, Verkoppelung, Aufgabe der Dreifelderwirtschaft, Verwendung von Mineraldünger, Maschineneinsatz, Vergrößerung der Viehbestände, Ertragssteigerungen und stärker marktorientierte Erzeugung. Nebengebäude (Stallungen, Scheunen, Schuppen) mussten errichtet, im Hallenhaus selbst musste der Wohnbereich erweitert oder umgenutzt werden. Vereinzelt wurden auch nach städtischem Vorbild große massive Wohnhäuser dazugebaut. Viele Hallenhäuser wurden ab Mitte des 20. Jahrhunderts abgerissen und durch andere Bauten ersetzt. In den stehengebliebenen Häusern wurde das funktionslos gewordene große Dielentor häufig einfach zugemauert. Allerdings findet man in allen Dörfern auch gelungene Beispiele von Umnutzungen und Umbauten.

Das Ernhaus vereinigt, wie auch das ursprünglich einräumige Hallenhaus, alle Funktionen bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens unter einem Dach, aber in voneinander abgetrennten Bereichen. Es tritt meist in zweigeschossiger Rähm-

bauweise auf, vereinzelt auch in Kombination mit einer eingeschossigen Ausführung des Stall- und Scheunenbereichs. Das Haus ist so gegliedert, dass sich auf der einen Seite der flurartigen Diele der Wohntrakt mit Stube und Kammer befindet und auf der anderen Seite Stall und Scheune mit jeweils eigenen Außentoren. Auf der Diele befand sich auch die Feuerstelle bzw. es wurde in ihrem hinteren Bereich eine Küche abgetrennt. Über dem Wohnteil lagerte das Getreide, über dem Stall und im Scheunenteil Heu und Stroh (s. Abb. 7).

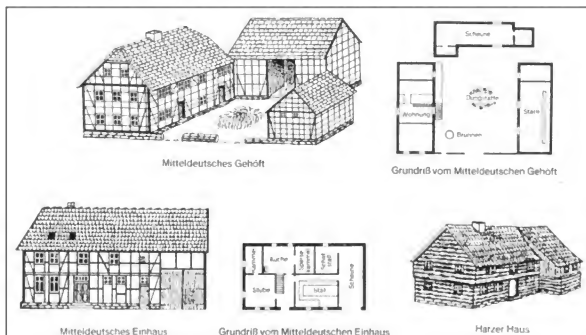


Abb. 7: Mitteldeutsches Gehöft und Mitteldeutsches Ernhaus (Quelle: Seedorf 1996, S. 134)

Je nach Dorfform, Parzellengröße und Geländebeschaffenheit wurde das Haus giebelständig oder traufständig zur Straße hin orientiert. Die mit dem Wandel der bäuerlichen Wirtschaftsweise einhergehende Notwendigkeit der Erweiterung des Gebäudes führte unter Berücksichtigung der Grundstücksbeschaffenheit zu der Form des Streck- oder Hakenhofes. Diese Formen sind noch in vielen Dörfern Südniedersachsens anzutreffen. Neben dem Einheitshaus tritt bei größeren bäuerlichen Stellen auch das mitteldeutsche Gehöft auf. Wohnhaus, Scheune, Stall bzw. andere Nebengebäude gruppieren sich hier rechtwinklig um einen zentralen Hofraum, der zur Straße hin durch einen Zaun oder eine Mauer abgetrennt ist und durch ein Tor befahren werden kann. Schmuckelemente sind bei diesen Häusern selten: Eine leichte Vorkragung des Obergeschosses, spärliche Schnitzereien an Balken und Ständern oder farblich abgesetzte Flächen und Füllbretter können vorkommen.

Eine abgewandelte Form des Ernhauses ist das Harzer Haus, das vermutlich von den Bergleuten aus dem Erzgebirge mitgebracht wurde. Es ist ein ein- oder zweigeschossiger Fachwerkbau, der von außen aufgrund der niederschlagsreiche-

ren und kälteren Lagen verbrettert ist. Berg- und Hüttenleute, Waldarbeiter, Köhler, Fuhrleute und Hirten bewohnten diese Häuser. Sie konnten auf Grund der Höhenlage kein Getreide anbauen und hatten auch nicht die Zeit für eine ausgeprägte Viehzucht. Dadurch fallen vor allem im Oberharz Stall und Bansen kleiner aus. Schmuckformen, die Aufschluss über den Stand der Bewohner geben könnten, fehlen weitgehend. An der Anzahl der Fenster und in ihrer Zuordnung zur Eingangstür lassen sich aber Rückschlüsse auf den beruflichen und sozialen Stand der Hauseigentümer ziehen.

Eine Sonderform des Fachwerkhauses tritt im Sollingraum auf: das Sollinghaus. Das Besondere dieses Haustyps ist, dass Stall, Wohnbereich und Vorratsraum übereinander gelagert sind. Der Unterbau ist massiv und besteht aus dem örtlich anstehenden Sandstein. Darin war der Stall untergebracht. Im Winter war die Wärme aus dem Stall in der sich darüber liegenden Wohnung willkommen, die von außen über eine Freitreppe ebenfalls aus Sandstein erschlossen wurde. Meist liegen diese Häuser am Talhang und haben dann von der Wohnung aus rückseitig einen ebenerdigen Ausgang. Das Dachgeschoss diente zur Lagerung der damaligen geringen Ernteerträge. Bewohner dieser Häuser waren Glashütten-, Wald- und Steinbrucharbeiter, die nur eine kleine Landwirtschaft betrieben. Die Häuser stehen meist traufständig zur Straße und sind im Laufe der Zeit auch verändert (aufgestockt) oder durch Scheunen und Stallgebäude erweitert worden.

Das städtische Bürgerhaus

Das Siedlungsbild in den Kernen der südniedersächsischen Städte wird immer noch durch die aus verschiedenen Stilepochen stammenden Fachwerkhäuser bestimmt. Natürlicher Abgang, Kriegseinwirkungen, Feuersbrünste, Abriss, Neu- bzw. Umbau in jüngster Vergangenheit haben im Grund- und Aufriss der bebauten Stadtstruktur ihre Spuren hinterlassen. Besonders gut erhalten sind die Altstadtbereiche in Duderstadt, Hann. Münden und Einbeck.

Die schmalen Grundstücke in den Städten bedingten eine möglichst optimale Ausnutzung des Platzangebotes. Das führte meist zu einer lückenlosen Überbauung der vorderen Hälfte der Parzelle mit mehrgeschossigen teilunterkellerten Gebäuden und steilen Dächern, die bis zum Dachfirst für die Zwecke des Wohnens, Handwerks oder Handels dienten. Daneben gab es niedrigere zweigeschossige „Buden" der ärmeren Bevölkerung, die hauptsächlich nur zum Wohnen benutzt wurden. Kleine Stallgebäude, Schuppen und Abtritte befanden sich im hinteren Teil der Grundstücke.

Das Dach der Häuser ist meist traufständig zur Straße hin ausgerichtet. Mitunter, insbesondere bei Kaufmanns- bzw. Brauhäusern ist in das Dach ein Zwerchhaus integriert, das giebelständig ist und bei entsprechender Größe den Eindruck vermittelt, als handele es sich beim gesamten Haus um ein giebelständiges Gebäude (so z. B. ausgeprägt in den Geschäftsstraßen in Hann. Münden). Da die Häuser

ohne Zwischenräume aneinander gereiht wurden, sind lange Fachwerkhauszeilen entstanden, die den eigentlichen Reiz im Stadtbild ausmachen.



Abb. 8: Bürgerhäuser aus dem frühen 16. Jh. in Northeim. Die Fassaden der Häuser sind originalgetreu restauriert worden. Bei den anderen Gebäuden sind recht unterschiedliche Veränderungen der Erdgeschossfassade durch Schaufenster zu beobachten. Während die Außenwerbung dezent zurückhaltend ist, stören die auf dem Bürgersteig stehenden „Personenstopper". (Foto: Busse)

Über mehr als sechs Jahrhunderte lässt sich in den Städten der Region der rezente Fachwerkhausbestand zurückverfolgen. Die ältesten Häuser stammen schon aus dem 14. Jahrhundert. Es sind nur Einzelobjekte. Auch nicht sehr zahlreich auf Grund des 30-jährigen Krieges und großer Brandkatastrophen sind die Häuser, die bis Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet wurden. Bei ihnen ist gut nachzuvollziehen, wie aus den ebenerdigen Bauernhäusern im Mittelalter mehrgeschossige Stadthäuser wurden. Sie sind dem Gotischen Stil zuzuordnen. Das bedeutet, dass, wie beim ländlichen Vierständerhaus, die Ständer etwa sechs Meter lang sind. Sie umschließen als Gerüst das Erdgeschoss und ein auf eingezapften Unterzügen ruhendes Zwischengeschoss (vgl. Abb. 1 und 3a). Das darüber aufgesetzte in sich abgezimmerte Obergeschoss kragt bis zu 50 cm über. Knaggen stützen die Deckenbalken ab. Das bringt nicht nur eine Vergrößerung der Nutzfläche, sondern hat auch ästhetische und statische Gründe, denn unter Berücksichtigung der Hebelkräfte konnten so die Deckenbalken größere Zimmer überspannen. Die Diele, die durch ein spitzbogenförmiges Tor betreten und befahren werden konnte, ging in der Höhe durch beide Geschosse und beherbergte auch die Feuerstelle. Um den Hinterhof erreichen zu können, musste insbesondere bei den Ackerbürgern

die Diele zur Durchfahrtsdiele umgestaltet werden. Der Herdraum wurde deshalb an eine Seite des Hauses verlegt, und zeigt dorthin, wo sich die Wohnstuben und Kammern befanden (vgl. Abb. 9). Das Obergeschoss und auch der Dachboden wurden als Lagerraum genutzt.

Bei Häusern, die ab Mitte des 16. Jahrhunderts gebaut worden sind, setzt sich der Einfluss der Renaissance durch. Die Kombination von Geschoss- und Stockwerkbau und die innere Gliederung bleiben zunächst wie beim mittelalterlichen gotischen Haus bestehen, werden dann aber mancherorts um 1600 zu einer dreistöckigen Abzimmerung. Unter dem Einfluss der Renaissance wandelt sich die Art des Zierrates, der reichhaltiger verwendet wird. Schiffskehlen, Fächerrosetten, verzierte Knaggen, Füllbretter, antike Muster wie Perl- und Eierstäbe, Vorhangsbogen, Zahnschnitt, figürliche Darstellungen von Pflanzen, Tieren und Menschen treten auf. Dieser reichhaltige Schmuck ist auch ein Zeichen für die wirtschaftliche Blüte der Städte zu dieser Zeit. In den Häusern reicherer Bürger kommt als Neuerung die Ausbildung eines Erkers auf, der einem Teil des Zwischengeschosses vorgesetzt wurde. Repräsentativ sollten auch sogenannte Utluchten sein, die im Erdgeschoss der Wohnstube vorgesetzt wurden (vgl. Abb. 10).

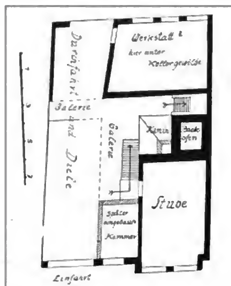


Abb. 9: Grundriss eines Renaissancehauses, Northeim, Breite Str. 37 (Quelle: Hueg 1952, S. 14)



Abb. 10: Beispiel für ein Renaissancehaus Northeim, Breite Str. 37, erbaut 1566. Utlucht um 1605 vorgebaut. (Foto: Busse)

Nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, durch den in fast allen Städten ein großer Verlust an Bausubstanz zu beklagen war, setzte erst allmählich der Wiederaufbau ein. Nüchterne Bauweisen wurden von der verarmten Bevölkerung bevorzugt. Diese, dem Barock (1650-1750) zugewiesenen Bauten, sind meist nur zwei- bis dreistöckig. Die Vorkragung der gleich hohen Stockwerke tritt zurück und verliert sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz. Waren die Straßenfronten bisher entsprechend der Innenaufteilung der Häuser asymmetrisch, so

entstanden nun symmetrische Fassaden durch eine Gruppierung der Fenster um eine mittige Eingangstür. In dieser Zeit beginnt auch das Verputzen des Fachwerks. Feuerschutz und die Übertragung barocker Gestaltungsmerkmale des Massivbaus auf das Fachwerkhaus waren die Gründe dafür. Auch wurden vermehrt Mansarden, Gauben, Zwerch- und Dachhäuser in den Dachstuhl gebaut. Dies betonte die Fassadenmitte und bot gleichzeitig der wieder wachsenden Bevölkerung Wohnraum. In Göttingen kam es wegen der Universitätsgründung geradezu zu einem Bauboom.

Diese Entwicklung setze sich in den folgenden Jahren bis 1800 fort. Vom Rokoko beeinflusst wurden in dieser Zeit Häuser mit glatten Wandflächen gebaut und die oberen Fenster- und Türränder leicht gebogen angelegt. Als Schmuckformen sind Traufgesimse, Fenster- und Türeinfassungen zu beobachten.

Im Zeitalter des Klassizismus (etwa 1800 – 1850) unterscheiden sich die Neubauten wenig von den zuvor gebauten Häusern. Der Unterschied ist lediglich an einer ungegliederten Fassade zu erkennen, die durch rechtwinklige Fenster und Türen unterbrochen wird.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts werden kaum noch Fachwerkhäuser verputzt. Als Füllmaterial der Gefache werden zunehmend auch Lehmsteine und der poröse wärmedämmende Duckstein genommen, ein alluvialer Kalktuff, der in Südniedersachsen in großen Lagern vorkommt und leicht im noch feuchten Zustand mit dem Spaten backsteinartig ausgestochen werden konnte. Schließlich tritt immer mehr der Backstein in Erscheinung, der außen auch nicht mehr verputzt wird. Die Entwicklung geht schließlich zum Massivbau über, in den mitunter aus dekorativen Zwecken Fachwerk in die Fassade eingebaut wurde.

Fachwerkhäuser sind, blieben sie von Bränden verschont, ständig auch den herrschenden Moden unterworfen gewesen, so wurde bei Renovierungsschüben manches Detail hinzugefügt oder abgeschlagen. In den 1960er und 1970er Jahren sind viele Fachwerkhäuser abgerissen worden, meist auch im Rahmen von Altstadtsanierungen, durch die moderne Wohnbedingungen geschaffen werden sollten, oder sie sind in Folge von Umnutzungen und für den Einbau von großen Schaufensterfronten im Erdgeschoss zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden.

Natürliche und nachhaltige Baumaterialien

Der Bau von Fachwerkhäusern hat sich über Jahrhunderte hinweg an Baumaterialien gehalten, die in der Region im Boden vorkamen oder in Wald und Feld nachwuchsen. Transport- und Energieaufwand waren gering. War ein Haus abgängig, wurden die noch intakten Fachwerkteile zerlegt und anderswo wieder eingesetzt. Auch der Lehm konnte wieder verwendet werden.[6]

[6] Ausführlicheres dazu, wie auch zu anderen Baumaterialien und deren Verarbeitung aus sozialgeschichtlicher Sicht findet sich bei Grimm/Schäfer (1986); sonst auch bei Lenze (2004) und Zwiener/Mötzl (2006).

Lehm ist ein Baustoff, der kostengünstig vor Ort beschafft werden konnte. Zu seiner Verarbeitung werden keine aufwendigen Werkzeuge und Maschinen gebraucht. Die Verarbeitungstechniken sind leicht zu erlernen. Zwar ist er empfindlich gegen Regen und aufsteigende Nässe, jedoch wusste man sich zu behelfen, was auch in dem folgenden Spruch zum Ausdruck kommt: „Wenn ein Lehmhaus jahrhundertelang halten soll, muss es einen guten Hut und feste Stiefel haben." Also, ein vorkragendes und intaktes Dach und ein steinernes Fundament, möglichst auch mit einer Feuchtigkeitssperre, erhöhten die Lebensdauer der Lehmwände.

Bei der Ausfachung der Zwischenräume zwischen den Balken kam Lehm zur Verwendung. Das konnte auf verschiedene Art und Weise erfolgen. Am gebräuchlichsten war es, zwischen die waagerechten Balken, die in die Nuten geschlagen wurden, aufgespaltene dickere Eichenhölzer; so genannte „Staken", zu klemmen, die dann mit Weiden- oder Haselnussruten umwunden wurden (daher kommt auch die Bezeichnung „Wand".). Dieses Geflecht wurde dann innen und außen mit nassem, vorher durchgetretenem Strohlehm beworfen. Innen wurden gleichzeitig auch die Balken damit überdeckt. Eingebeilte Kerben gaben Halt oder der Strohlehm wurde mit aufgetrennten Haselnussruten an den Balken genagelt. Ausgetrocknet wird dieses beworfene Geflecht erstaunlich fest. Auf den glattgestrichenen Strohlehm kam dann noch ein mit Pflanzenresten armierter Lehmfeinputz. Auf der Außenwand wurde ebenfalls eine Feinputzschicht aufgetragen, aber bündig mit den das Fach begrenzenden Balken. Außen wurden auch schon Kalksandputze verwendet, weil sie fester waren und einen besseren Untergrund für Farbanstriche gaben.

Eine andere Methode war das Umwickeln der „Staken", die dann senkrecht oder waagerecht zwischen die Balken geklemmt und anschließend mit Lehm beworfen wurden. Bei der Herstellung der Decken wurde ähnlich verfahren, nachdem die mittelalterlichen Holzeinschubdecken, die von oben mit einem Lehmschlag versehen wurden, wegen der Holzknappheit einer Holz sparenden Deckenkonstruktion aus „Wellerhölzern", das sind ebenfalls mit Strohlehm umwickelte Hölzer, weichen mussten. Das Verputzen der Deckenbalken und Weller von unten verlangte viel handwerkliches Geschick.

Eine dritte Variante bestand darin, die Gefache mit zuvor in Holzladen geformten und getrockneten Lehm-Stroh-Steinen und ab 1800 mit Ducksteinen auszumauern. Als Bindemittel wurde wiederum im Wasser aufgeweichter Lehm genommen.

Wer hätte Anfang der 1960er Jahre, nachdem zuvor in manchen Siedlungshäusern der Flüchtlinge und Vertriebenen bis Mitte der 1950er Jahre noch Geschossdecken preisgünstig aus Stampflehm hergestellt wurden oder auch für landwirtschaftliche Wirtschaftsgebäude weiterhin Lehm verwendet wurde, noch geglaubt, dass er einmal wieder ein ernstzunehmender Baustoff im Hausbau werden könnte? Der damalige Abschied vom Lehmbau dokumentiert sich auch in einem Ausspruch eines älteren Herrn im Jahre 1980, als er als Vorstandsmitglied des Esebe-

cker Heimatvereins nach einer Translozierung eines kleinen Fachwerkhauses die Ausfachung mitbetreuen sollte: *„Den Glitsch fasse ich nicht mehr an!"* Er tat es dann doch und brachte so seine Erfahrungen mit ein.

Die ökologische Bewegung hat seit den 1970er Jahren die besonderen Vorteile der Lehmbauweise erkannt und eine Renaissance dieses Baustoffs herbeigeführt. Inzwischen gibt es in Naturbaustoffläden und schon in manchen Baumärkten Lehm und Lehm-Stroh-Fertigteile. Auch in den Ingenieurswissenschaften wird mit diesem Material experimentiert, was in einer Vielzahl von einschlägigen neueren Publikationen zum Ausdruck kommt (vgl. Gerner 2007). *„Die Rückbesinnung auf den in unserem Kulturkreis längst vergessenen Baustoff Lehm kann ein Beitrag dazu sein, den unterbrochenen Kreislauf von Mensch und Natur zu schließen, denn die Gewinnung und Verarbeitung des Lehms wird die Umwelt kaum belasten"* (Grimm, Schäfer 1986, S. 56).

Gründe für die Bewahrung des Fachwerkhausbestandes

Die kurze Charakterisierung des in der Region vorhandenen Potenzials an Fachwerkhäusern und der durch sie geprägten Ortsbilder macht deutlich, welcher bau- und kulturhistorische sowie sozialgeschichtliche Reichtum hier vorliegt. Schon allein das spricht dafür ihn in allen seinen Facetten zu erhalten. Das Niedersächsische Landesinstitut für Denkmalpflege hat deshalb auch die bedeutenden Fachwerkhäuser der Region unter Schutz gestellt, in einem Kataster (gem. §4 NDSchG) zusammengetragen und in der Reihe „Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland" mit Bild und Kommentar veröffentlicht.

Es gibt eine Reihe von beachtenswerten Gründen Fachwerkhäuser und -ensembles zu erhalten und zu pflegen, auch mit Hilfe öffentlicher Mittel, die nicht durch wirtschaftliche Bedenken, die in Richtung Rentabilität und Abriss gehen, entkräftet werden können:

- Forschungsinteresse
- Medium kulturhistorischer, geographischer und technischer Bildung
- Bauökologisch sinnvolles und individuell herausgehobenes Wohnen
- Identifikationsangebot für die Bevölkerung
- Herausbildung eines Heimatgefühls und Regionalbewusstseins
- Ästhetische und sinnliche Raumerfahrungen
- Anknüpfungspunkte für das Geschichtliche des Daseins
- Wirtschaftsfaktor für Tourismus und Naherholung und als weicher Standortfaktor für Industrie, Handwerk, Handel und Dienstleistungen.

Die alten Fachwerkhäuser repräsentieren die Summe jahrhundertelanger technischer, handwerklicher, landschaftsbezogener und ökologischer Erfahrungen. Sie sind eine Art „Arche" und für die Hausforschung, Volkskunde, Siedlungsgeschichte und -geographie wichtige Erkenntnisobjekte. Abgeleitet aus diesem Forschungsinteresse folgt: Sie sind Anschauungsobjekt und als Medium der Bildung

auch breiter Bevölkerungsschichten, durchaus im Sinne einer Allgemeinen Bildung, unverzichtbar. Dadurch werden Kenntnisse und Einstellungen gegenüber den überkommenen Zeugnissen des Bauens, Wohnens und Arbeitens vermittelt. Das sichert indirekt auch den Erhalt dieses kulturhistorischen Erbes.

Spielt es schon eine große Rolle, dass in der Öffentlichkeit der Wert der Erhaltung des architektonischen Erbes in Südniedersachsen erkannt wird, so ist es ebenso wichtig, dass eine dem Raumgefüge eines Fachwerkhauses angemessene sinnvolle Nutzung gefunden werden kann, die das Haus mit Leben erfüllt. Ohne Nutzung ist auch ein unter Schutz gestelltes Baudenkmal eines Tages verloren. Um dem in Einzelfällen vorzubeugen, haben manche Kommunen, Verbände und Vereine gemeinwesenorientierte Projekte dort hineinverlagert. So wurde in Einbeck in das Eickesche Haus aus dem Jahre 1612 und in Northeim in das gotische Reddersenhaus (vgl. Abb. 8) jeweils die Touristinformation gelegt. Interessant ist es, dass die vorbildliche Sanierung des Hauses in Einbeck, die über 2 Mio. Euro kostete, vor allem den Mitteln einer Bürgerstiftung zu verdanken ist. In Göttingen kann das Holbornsche Haus für feierliche Anlässe angemietet werden. Büros, Gemeindehäuser, Museen, Heimatstuben, Seniorentreffs oder ein Mehrgenerationenhaus wie in Adelebsen sind andere öffentliche Nutzungsformen, die hier beispielhaft genannt werden können.

Am häufigsten werden Bestandserhaltungsarbeiten weiterhin in privater Hand liegen. Hier hat sich in den vergangenen Zeiten durchaus einiges getan, denn die unterschiedlichen jeweils mit eigenem „Charakter“ ausgestatteten Fachwerkhäuser ermöglichen ein bauökologisch sinnvolles und individuell herausgehobenes Wohnen.

Da viele alte Häuser aber schadhaft sind, meist energiesparenden Anforderungen nicht mehr genügen, häufig auch nur niedrige Zimmer haben und insgesamt den heutigen Wohnstandards nicht mehr entsprechen, ist die Erhaltung und Anpassung an moderne Vorstellungen oft sehr schwierig und kostspielig. Das übersteigt leicht die Finanzkraft privater Haushalte. Hier ist die öffentliche Hand gefragt, die durch Zuschüsse und Steuererleichterungen (bei denkmalgeschützten Gebäuden), durch Dorf- und Stadterneuerungsmaßnahmen eine Sanierung finanziell fördern kann. Inzwischen gibt es auch schon Architekten und Handwerksbetriebe, die den besonderen Aufgaben gewachsen sind, denn vieles wurde noch vor wenigen Jahren falsch gemacht. Das Duderstädter Rathaus ist dazu ein beredtes Zeugnis. Es gibt weiterhin verschiedene Einrichtungen und Vereine, auch z. T. in Südniedersachsen, die ihr Wissen über eine zeitgemäße Instandsetzung von Fachwerkhäusern weitergeben. Von denen sollen hier einige genannt werden: „Interessengemeinschaft Bauernhaus“, die auch die Zeitschrift „Der Holznagel“ herausgibt und die „Fachwerkbörse Südniedersachsen“, die Verkaufswillige und Käufer zusammenführt, die „Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte“, die „Wissenschaftlich-Technische Arbeitsgemeinschaft für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege (WTA)“, die „Deutsche Stiftung Denkmalschutz“ sowie das „Deutsche Fachwerkzentrum Quedlinburg“.

Fachwerkdörfer und -städte mit ihrem unverwechselbaren landschaftsbezogenen Ortsbild und mit ihrer auf den Menschen bezogenen Maßstäblichkeit sind für die ansässige Bevölkerung Identifikationsangebote, sich in ihrem Ort wohl und ihm sich zugehörig zu fühlen und sich so auch ins Gemeinwesen einzubringen. Ihre Gestaltqualität hat insofern auch eine Integrationsfunktion.

Im Zusammenhang damit ist auch ihre bedeutende Funktion für die Herausbildung eines Heimatgefühls und Regionalbewusstseins zu sehen. *„Die Unverwechselbarkeit, der Erlebnisreichtum, das Charakteristische in Bild und Strukturen einer Stadt sind neben den menschlichen Kontakten entscheidend dafür, ob unsere Stadt ‚Heimat' werden kann. Unverwechselbarkeit, Stadtcharakter ist eng gebunden an die Vielfalt der Formen und Bilder, nicht vereinbar mit Normung, mit Uniformität"* (Buchwald 1979, S. 21).

Fachwerkstädte und -dörfer ermöglichen einen solchen positiv gestimmten Raumbezug auf Grund ihrer gestaltpsychologischen Merkmale, die im Einzelnen sind:

- Unverwechselbarkeit
- Vorhandensein von Markierungen mit Symbolgehalt
- Vielfalt
- Lebendigkeit
- Erlebnisreichtum

Das Verhältnis der Menschen zu ihrem durch Fachwerk geprägten Ort ist aus wahrnehmungstheoretischer Sicht ein psychisch, sozial und kulturell bedingter Prozess. Der „Raum an sich" wird dabei mehr als „Bühne" oder als der „Katalysator" von Heimat, als materielle Grundlage angesehen oder als Lokalisierung heimatlicher Bezüge und Empfindungen im Sinne einer „symbolischen Ortsbezogenheit" (vgl. Treinen 1965). Weil er ein solch wichtiges Medium ist, müssen seine Qualitäten auch erhalten und, wenn nicht mehr vorhanden, neu geschaffen werden. *„Es ist kollektive und individuelle Erfahrung, dass diese gestalteten Räume nur unter der Bedingung von kontinuierlicher Kultur, Pflege, Bearbeitung dauern. Und es ist schmerzliche Erfahrung, dass sie auch dann nur eine Zeitlang dauern"* (Piepmeier 1990, S. 98f). Der vom Menschen in Anspruch genommene und gestaltete Raum ist insofern einem ständigen Wandel unterworfen und muss deshalb immer wieder von ihm neu „gewonnen" und emotional „besetzt" werden.

Fachwerkhäuser bieten eher ästhetische und sinnliche Raumerfahrungen aber auch Anknüpfungspunkte für das Geschichtliche des Daseins als die Neubauten der modernen Architektur, die in ihrer Gesamtheit von der Bevölkerung vor Ort immer häufiger als defizitär empfunden werden.

Die Suche und Sehnsucht nach einer überschaubaren, kleinteiligen, ästhetisch handhabbaren, begehbaren, gemütlichen, heimischen, symbolträchtigen mitunter aber auch klischeehaften Stadtgestalt beflügelt nicht nur Scharen von Touristen die Fachwerkstädte wie z. B. Rothenburg ob der Tauber oder Hann. Münden zu besuchen, sondern sie ist eine seit der Industrialisierung in Erscheinung getretene Attitüde, die alle erfasst und die sich in unserer heutigen Postmoderne aufgrund

erfahrener Mängel im alltäglichen Erleben noch einmal besonders ausprägt. Wie kann man es sich sonst erklären, warum so ausgeprägte Sympathien in der Bevölkerung bestehen, z. B. für die seit 2005 diskutierte und nun geplante Rekonstruktion eines Frankfurter Fachwerkhausquartiers, das 1944 bei einer Bombardierung der Alliierten zerstört wurde, und nun anstelle des Betonklotzes „Technisches Rathaus" zwischen Römer und Kirche wieder errichtet werden soll. Viele solcher, in der Fachwelt zwar heftig umstrittener Rekonstruktionen sind in den vergangenen Jahren durch die Presse gegangen. Erinnert werden soll an den Wiederaufbau des Marktplatzes in Hildesheim mit dem berühmten Knochenhaueramtshaus, der Frauenkirche in Dresden, der Schlossfassaden in Braunschweig und demnächst des Schlosses in Berlin. Auch die Restaurierung und kostspielige Sanierung von Einzelobjekten und Ensembles in Städten und Dörfern, die vor 40 Jahren noch ohne Protest abgerissen worden wären, wird durch diese Welle der Wertschätzung getragen.

Ästhetische Aspekte der Wiedergewinnung mit den Sinnen erfahrener Lebensräume sind es aber nicht allein, die das bewegen, es geht auch um die Wiederkehr des Geschichtlichen als Selbstvergewisserung. Stadtplanung und -gestaltung hat in den vergangenen Jahrzehnten offensichtlich viel zu wenig für das Bedürfnis ihrer Bewohner und Besucher nach Identifikation, historischer Kontinuität und für die architektonische Tradition getan (Kaltenbrunner 2008). Natürlich wird sich immer der Wandel von Lebens- und Wirtschaftsweisen auf die Siedlungen auswirken und die Planung und Gestaltung des Gesamtgefüges der Siedlung muss diese Ansprüche mit denen nach Erhaltung von Siedlungsgrund- und -aufriss und sinnlich erfahrbaren, in ihrer Größe und Beschaffenheit den Menschen angepassten Räumen austarieren. Das ist nicht zuletzt auch ein politischer Prozess.

Der noch in Südniedersachsen vorhandene Fachwerkhausbestand ist auch ein bedeutender Wirtschaftsfaktor für den Tourismus und die Naherholung. Für Industrie, Handwerk, Handel und Dienstleistungen ist er ein weicher Standortfaktor. Überall dort, wo die durch Fachwerk bestimmten Stadtbilder erhalten und gepflegt worden sind, hat sich das auch wirtschaftlich in vielfältiger Weise bemerkbar gemacht. Beispiele dafür sind Hameln und Goslar und in unserem engeren Raum Hann. Münden, Einbeck und Duderstadt.

Zur Attraktivität von Fachwerk

Auf die besondere Attraktivität von Fachwerkhäusern und Fachwerkhausensembles ist im Vorangegangenen schon hingewiesen worden. Aber was macht eigentlich den Reiz aus? Eine Antwort darauf geben die Ergebnisse eines Forschungsprojektes „Gestaltprobleme des ländlichen Raumes", das im Auftrag des Niedersächsischen Sozialministers vom Lehrgebiet für das ländliche Bau- und Siedlungswesen der Universität Hannover unter der Leitung von W. Landzettel und H. Henkel durchgeführt wurde (Landzettel 1981). Danach haben besondere Gebäudestrukturen und Raumsituationen auch besondere Wirkungen auf den Menschen, der darin lebt oder sie von außen betrachtet. So wirken einzelne Fachwerkhäuser und Fachwerkhausensembles, wie z. B. ganze Fachwerkstraßenzeilen, jeweils auf eine andere Art und Weise. *„Die Wirkung von Häusern beruht auf emotionalen Reaktionen, die beim Betrachter ausgelöst werden – sei es, dass dieser durch das Imponiergehabe eines Bauwerks verärgert oder eingeschüchtert wird, sei es, dass er durch das Selbstverständliche im Erscheinungsbild eines Hauses Behagen und Harmonie dazu empfindet"* (Landzettel 1981, S. 135). Beeinflusst werden diese Wirkungen durch (Landzettel 1981, S. 134):

- die Gebäudeform
- das Dach
- die Wand
- die Türen
- die Fenster
- das Umfeld des Hauses

Je nach dem, wie diese Variablen ausfallen und zueinander passen, ergibt sich ein anderes Bild. Fachwerkhäuser vermitteln in der Regel einen freundlichen, sympathischen, stimmigen und ausgewogenen Eindruck, der weder aufdringlich noch unnahbar ist oder gar den Betrachter gleichgültig lässt. Diese Eindrücke entstehen unbewusst, genährt aus dem menschlichen Erfahrungsrepertoire. Sie sind jedoch stärker wirksam, als angenommen wird. Nicht alle Wirkungszusammenhänge können an dieser Stelle angesprochen werden, dennoch soll an Beispielen verdeutlicht werden, woher die positiven Einstellungen zum Fachwerk kommen:

- So vermitteln die Höhe, Länge und Breite eines Fachwerkhauses ein Sicherheitsverständnis und -gefühl. Breite, lagerhafte Gebäude symbolisieren Schwere und Bodenhaftigkeit.
- Das sichtbare senkrechte und rechtwinklige Fachwerk signalisiert ebenfalls Sicherheit und Standfestigkeit.
- Schmale hohe Formen, wie sie meist in den Fachwerkstädten anzutreffen sind, könnten verunsichern, tun es aber nicht, weil sie sich im Verbund mit andern schmalen Häusern befinden, die sich gegenseitig stützen und damit positive Gemeinschaftsgefühle aufkommen lassen. Andererseits können schmale, hohe Formen an das Aufrechte, Stolze und Vornehme erinnern.

- Ein Dreieck über einer Basis, wie es bei den barocken Zwerchhäusern zu sehen ist, drückt ebenfalls Standfestigkeit und Bodenhaftigkeit aus.
- Zierrat an Balken, Wänden, Fenster und Türen wirkt anregend, macht neugierig oder wirkt verletzend, wenn spitze Schmuckelemente überwiegen.
- Fugen und Vorkragungen bewirken ein reizvolles Spiel von Licht und Schatten und lassen so die Wände lebendig erscheinen. Beruhigend wirken runde und langgestreckte Schmuckformen, wie sie in der Renaissance vorkommen.
- Fenster mit kreuzförmigen Sprossen wecken andere Assoziationen als die wie Höhleneingänge aussehenden sprossenlosen der Moderne.
- Natursteine im Sockel vermitteln ein ehrwürdiges und festes Bild. Alte Materialien üben überhaupt einen ganz besonderen Reiz aus, weil sie von Hand gemacht worden sind (Fertigungsspuren und Unregelmäßigkeiten). *„Darum sprechen sie uns an, denn sie wirken menschlich, manchmal unzulänglich, vertraut“* (Landzettel 1981, S. 158).

Eine Ensemblewirkung entsteht durch das wechselseitige Zusammenspiel von folgenden Faktoren (Landzettel 1981, S. 113):

- Raum
- Form
- Kontrast oder Verwandtschaft
- Oberflächen

Auch hierzu einige Beispiele:

- Gleiche und ähnliche Materialien und Konstruktionsmerkmale erzeugen einen Zusammenhang benachbarter Häuser auch dann, wenn diese eine andere Form haben. Das symbolisiert Zusammengehörigkeit und Zuwendung.
- In Form und Oberfläche unterschiedliche Häuserzeilen schaffen in ihrer Differenziertheit *„eine Hierarchie, die anschaulich die Bedeutung der einzelnen Gebäude ausdrückt“* (Landzettel 1981, S. 118). Da Betrachter dazu neigen Entsprechungen zwischen dem Aussehen der Häuser und ihren Bewohnern herzustellen, so etwa wie Menschen nach ihrer Kleidung oder ihrem Auto bewertet werden, entsteht der Eindruck bei der Betrachtung von schönen und „sympathischen“ Fachwerkhäusern: Hier wohnen sympathische und freundliche Menschen und da möchte man auch gern dabei sein.
- Die in einem Ensemble vorhandenen gestalterischen Polaritäten, wie schmale und breite, niedrige und hohe Häuser, helle und dunkle Farben, keine oder reichhaltige Verzierungen, steigern das ästhetische Vergnügen, wecken Aufmerksamkeit und animieren zum Verweilen.
- Ein anderes Attraktivität steigerndes Moment ist es, dass nicht ein einzelnes Haus hier Geltung hat, sondern alle zusammen, und dass sie trotz aller Unterschiedlichkeit ein gemeinsames Ganzes sind. Das kommt dem Menschen als sozialem Wesen sehr entgegen.

Fachwerk als besonders attraktives touristisches Potenzial – Gegenwärtige Nutzungen und Entwicklungsperspektiven

Die Städte Hann. Münden, Einbeck und auch Duderstadt können auf einen Städtetourismus blicken, der vor allem auf die besonders reizvollen, ganze Straßenzüge prägenden Fachwerkhäuser zurückzuführen ist. Für Städte, wie z. B. Göttingen, Holzminden, Bad Gandersheim, Osterode a. H. und Herzberg a. H. ist Fachwerk in den historischen Innenstädten in gewisser Weise „nur" Beiwerk zu anderen den Tourismus auslösenden Faktoren.

Die touristische Nutzung des Angebotspotenzials eines Ortes wird mit den amtlichen Daten zu den Ankünften und Übernachtungen nur unzureichend abgebildet. Durch Hochrechnungen auf der Basis dieser Zahlen, Befragungen und Schätzungen können jedoch realistischere Zahlen zur gesamten touristischen Frequentierung eines Ortes ermittelt werden. Beispielhaft soll das an der Fachwerkstadt Einbeck gezeigt werden. Werden Privatzimmer und Ferienwohnungen (Unterkünfte mit weniger als 9 Betten) und der „Graue Markt", wie Camping, Reisemobile, Freizeitwohnsitze, Übernachtungen bei Verwandten und Bekannten hinzugerechnet, so kommt Einbeck im Jahre 2006 auf 196.000 Übernachtungen (Tourist-Information Einbeck 2007, S. 5). Auch der Tagesausflugsverkehr nach Einbeck ist 2006 mit rund 500.000 Besuchern durchaus beachtlich (ebd., S. 14). Das drückt sich ebenfalls in der Nachfrage nach Stadtführungen aus, an denen in Einbeck im Berichtsjahr 18.400 Personen teilgenommen haben.

Betrachten wir die ländlichen Gemeinden der Region, so ist der Fremdenverkehr in den Dörfern des Leineberglandes und des Eichsfelds trotz z. T. noch sehenswerten Fachwerkhausbestandes kaum ausgeprägt. Dagegen spielt Fachwerk für die Fremdenverkehrsgemeinden im Weserbergland und am Harzrand im touristischen Angebot eine bedeutende Rolle. Auch schon eine oberflächliche Analyse der Werbematerialien der Fremdenverkehrsvereine der Region zeigt, insbesondere bei der Betrachtung des verwendeten Bildmaterials, welche besondere Bedeutung Fachwerk bei der Herausstellung des Angebotsprofils hat.

Unterschiedliche Ferienstraßen verlaufen durch Südniedersachsen und erschließen die landschaftlichen und kulturhistorischen Besonderheiten dieses Mittelgebirgsraums: Deutsche Fachwerkstraße, Straße der Weserrenaissance, Deutsche Märchenstraße, Deutsche Ferienstraße Alpen-Ostsee, Harz-Heide-Straße, Deutsche Alleenstraße, Straße der Romanik.

Tab. 1: Übernachtungsaufkommen/Aufenthaltsdauer in ausgewählten niedersächsischen Regionen und Städten (Betriebe ab 9 Betten) 2006 (Statistisches Landesamt Niedersachsen, 2007)

Region/Ort	Ankünfte	Veränd. Vorjahr.-Zeitraum	Übernach-tungen	Veränd. Vorjahr.-Zeitraum	Durchschnittl. Aufenthalts-dauer
	Anzahl	%	Anzahl	%	Tage
Niedersachsen	9.882.792	3,40	31.859.673	1,70	3,2
Weserbergland-Südniedersachsen	914.795	2,10	2.753.655	2,00	3
Harz	864.784	-1,20	3.347.743	-1,00	3,9
Hameln	79.905	2,50	147.103	-1,80	1,8
Einbeck	25.565	-1,10	47.403	2,40	1,9
Dassel	12.673	-13,20	37.339	2,10	2,1
Bad Gandersheim	13.611	4,70	152.647	9,40	11,2
Uslar	26.965	-1,60	61.610	-2,80	2,3
Northeim	26.842	7,80	43.651	-5,60	1,6
Holzminden	33.011	4,10	78.129	6,00	2,4
Osterode	25.542	0,40	55.568	-6,50	2,2
Herzberg	15.710	-3,70	41.080	-6,50	2,6
Duderstadt	31.045	-0,70	77.603	-4,40	2,5
Göttingen	235.266	4,40	408.465	11,10	1,7
Hann. Münden	68.261	-3,60	126.966	8,80	1,9

Die Deutsche Fachwerkstraße verläuft nicht durch die gesamte Region. Eine nördliche Route „Von der Elbe zum Weserbergland" von Stade kommend über Einbeck und Northeim endet in Bad Gandersheim. Eine südliche Route „Vom Weserbergland zum Vogelsberg" beginnt in Hann. Münden, verlässt dann aber sogleich Südniedersachsen. Mit dem Thema Fachwerk beschäftigt sich auch die „Straße der Weserrenaissance", die von Hann. Münden über Höxter und Hameln weiter die Weser hinab führt.

Auch für die Deutsche Märchenstraße von Hanau nach Bremen sind fachwerkgeprägte Ortsbilder ein nicht unwesentliches Markenzeichen. Von Kassel kommend verlaufen zwei Routen durch Südniedersachsen: Die „Frau-Holle-Route" berührt die Orte Friedland, Gleichen, Ebergötzen, Bovenden, Göttingen, Dransfeld und geht dann entlang der Oberweser bis Höxter. Die „Dornröschen-Route" verläuft über Hann. Münden nach Höxter. Über die Frequentierung dieser Routen ist wenig bekannt. Durch Online-Befragungen versucht sich die Deutsche Fachwerkstraße darüber Klarheit zu verschaffen. Nach Beobachtungen der Touristinformationen ist wohl eher mit einem punktuellen Besuch der Städte der Deutschen Fachwerkstraße zu rechnen, während das Abfahren einer ganzen Route die Ausnahme sein dürfte, z. B. im Rahmen von Rallyes von Vereinen und Au-

tomobilclubs. Der besondere Nutzen für die sich in unserer Region beteiligenden Städte liegt sicherlich in der Werbung und in dem mit der Zugehörigkeit intendierten Imagegewinn.

Eine Bewertung der gegenwärtigen Gesamtsituation des auf Fachwerk bezogenen Tourismus in Südniedersachsen lässt noch große Defizite in der Vermarktung dieses Potenzials erkennen. Trotz der guten Erschließung Südniedersachsens durch Themenstraßen werden die wertvollen vielfältigen Fachwerkensembles der Städte und ländlichen Gemeinden relativ isoliert voneinander vorgestellt. Forderungen und Grundsatzerklärungen für eine bessere Berücksichtigung dieses kulturhistorischen Potenzials bestehen jedoch schon seit langem. So wird bereits im Regionalen Entwicklungskonzept Arbeitsmarktregion Göttingen/Northeim (vgl. Nds. Institut für Wirtschaftsforschung und Institut für Regionalforschung 2000, S. 40f) auf die guten Voraussetzungen in den Teilräumen Südniedersachsens (Weserbergland, Leinebergland, Eichsfeld) für landschaftsbezogenen, umwelt- und sozialverträglichen Fremdenverkehr und Naherholung hingewiesen.

Dieses Entwicklungskonzept geht davon aus, dass der Tourismus-, Erholungs- und Kultursektor als eine bedeutende Komponente der regionalen Entwicklung anzusehen ist (ebd., S. 103). In der Tat steht die Region „Weserbergland-Südniedersachsen" im Jahr 2006 mit rund 2,8 Mio. Übernachtungen, Tendenz steigend, im Ranking der 14 Reisegebiete Niedersachsens an sechster Stelle. Im Vergleich dazu: 5,4 Mio. Übernachtungen an der Nordseeküste und 4,9 Mio. Übernachtungen auf den Ostfriesischen Inseln (Nds. Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr 2006, S. 4; Nds. Landesamt für Statistik 2007). Empfohlen wird daher im Entwicklungskonzept der beiden Institute für Wirtschaftsforschung und für Regionalforschung *„die regionalen Spezifika, die nicht gleich ins Auge fallen, zu identifizieren und für Urlaubsgäste und Erholungssuchende interessant zu vermitteln und zu präsentieren"*. Dabei wird u. a. ausdrücklich auf Siedlungsstrukturen, Fachwerk, Bau- und archäologische Denkmale als noch zu entwickelnde Potenziale hingewiesen (ebd., S. 41). Als Maßnahmen im Handlungsfeld „Kultur- und Tourismusentwicklung" wird in diesem Gutachten neben Projekten zum Fahrrad- und Fußwandertourismus ein Projekt „Regionale Fachwerkstraße" vorgeschlagen (ebd., S. 106f). Zentrales Anliegen ist es eine bessere Nutzung des in der Region bedeutsamen Potenzials an Fachwerk anzustreben unter Einbeziehung verschiedenster Akteure. Dabei ist nicht nur an die Mitgliedskommunen der Ferienstraßen gedacht, sondern auch an die Landkreise, Städte, Gemeinden, Touristikverbände, an das Beherbergungs- und Gaststättengewerbe, die Forstämter, die Landwirtschaftskammer, die Denkmalpflege, an Einrichtungen der Umweltbildung, an Heimat- und Geschichtsvereine und den Landschaftsverband.

Auch Cassing (2002, S. 47) geht in seinem Gutachten „Nachhaltige Entwicklung" für den Regionalverband Südniedersachsen davon aus, dass die historischen Zentren der südniedersächsischen Mittelstädte überregional bekannte Beispiele für kulturhistorisch wertvolle Fachwerkensembles sind und dass zur Erhaltung ihrer Attraktivität ihr Schutz und ihre Pflege ein unverzichtbarer Bestandteil nachhalti-

ger Regionalentwicklung und städtebaulicher Entwicklung sind (ebd., S. 44). Zusätzlich stellt er die kulturhistorische Ausprägung des Wohnortes als einen wichtigen Bindungsfaktor für die Menschen dar und charakterisiert *„ihn als Heimat und als touristisches Ziel“* (ebd., S. 78).

Ganz ähnlich sehen es Karnehm-Wolf und Blanck im Regionalen Entwicklungskonzept für den Landkreis Göttingen (2001, S. 42). Zum Ausbau von Naherholung und Tourismus verweisen sie ebenfalls auf die Erschließung und Vermarktung der vorhandenen touristischen Potenziale, worunter sie u. a. auch *„Fachwerkstädte und Dörfer mit zahlreichen Bau- und archäologischen Denkmälern“* verstehen.

Das neuere Regionale Raumordnungsprogramm 2006 des Landkreises Northeim sieht zwar die Erhaltung der historischen Siedlungskerne einschließlich ihrer siedlungsbildprägenden Freiräume und Strukturen durch eine behutsame Entwicklungsplanung vor (ebd., S. 29). Im Hinblick auf den Fremdenverkehr finden sich zwar verschiedene Entwicklungsmaßnahmen, aber explizit keine Hinweise auf die Einbeziehung des Themas Fachwerk (ebd., S. 57ff).

Rothenburg ob der Tauber in Südniedersachsen? Vorschläge für eine weitere Inwertsetzung des architektonischen Erbes

Es fehlt wohl (noch) an Konzepten und auch an Geld für die Entwicklung und Realisierung der in den verschiedenen Gutachten formulierten Vorschläge. So hat es z. B. bislang keine nennenswerte Diskussion über eine durch die Region verlaufende Fachwerkroute gegeben, auch nicht um ein zentrales oder dezentrales Freilichtmuseum, in dem die verschiedenen Fachwerklandschaften Südniedersachsens mit ihren architektonischen, siedlungsgeographischen und volkskundlichen Besonderheiten gezeigt werden könnten. Das würde in dem Städtedreieck Kassel – Hannover – Braunschweig und dem nahegelegenen Fremdenverkehrsgebiet Harz einen Sinn machen, denn die nächsten Freilichtmuseen liegen weit entfernt in Detmold, Thann/Röhn, Winsen, Hösseringen, Walsrode und Cloppenburg.

Werden die auf Fachwerk bezogenen regionalen Angebote genauer betrachtet, so entsteht folgender Eindruck: Zwar haben alle Städte in ihre Stadtführungen bedeutende Fachwerkhäuser aufgenommen, aber ein ortsübergreifendes Konzept fehlt, übrigens auch bei der Deutschen Fachwerkstraße. Im Tourismusbereich und bei den Kulturämtern der Region besteht dazu ein Interesse, aber es werden auch Bedenken geäußert, woher das Geld und das Personal für die Realisierung von entsprechenden Programmen und für die Betreuung genommen und wie eine solche Kooperation vermarktet werden könnte. Andererseits gibt es z. Zt. noch verschiedene EU-Förderprogramme, die für die bereits in den Gutachten erwähnten Maßnahmen in Frage kämen.

Südniedersachsen muss ja nicht Rothenburg ob der Tauber werden, aber bei dem auch international beachtenswerten Potenzial in der Region könnte schon ein bisschen mehr Tourismus denkbar sein. Was müsste dabei beachtet werden?

Für einen am Fachwerk orientierten Fremdenverkehr käme bei Berücksichtigung des gegenwärtigen Trends vor allem das Segment der Kurzzeitreisen und Tagesausflüge in Betracht. Auch die südniedersächsische Bevölkerung wäre eine wichtige Adressatengruppe. Neben dem Besichtigungstourismus sollte vor allem der Kultur- und Bildungsreisebereich beworben werden. Damit könnten ganz neue Besuchergruppen angesprochen werden. Insgesamt sollte schon ein differenziertes Angebot für verschiedene Adressatengruppen ins Auge gefasst werden, auch für unterschiedliche Fortbewegungsmöglichkeiten. Dafür wäre jedoch, da haben die Tourismusvertreter recht, eine erhebliche Planungs- und Entwicklungsarbeit notwendig.

Wenn Fachwerk nicht unter „ferner liefen" im Gepäck mitgenommen, sondern zu einem eigenständigen touristischen Kulturangebot evtl. entlang einer regionalen Fachwerkroute werden soll, dann sind dafür vier Bedingungen unverzichtbar:

Es sollten verschiedene besonders optisch auffallende und inhaltlich bedeutsame Fachwerkhäuser, -ensembles und geschlossene Ortsbilder auf engem Raum beieinander sein, so dass sie relativ schnell in der Kombination Bahn/Bus und zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem Auto zu erreichen wären. Das ist in Südniedersachsen gegeben.

Es würde nicht ausreichen, vor und in diesen Häusern, quasi als Kulisse, das zu vermitteln, was üblicherweise bei Stadtführungen, Stadtfesten und Kulturtagen geboten wird. Stattdessen müssten themenbezogen Programme und Veranstaltungen entwickelt und inszeniert werden, die die gewohnten Seh- und Hörgewohnheiten bei Ortsbesichtigungen durchbrechen. Also: mehr erfahren, erleben, verstehen – eine stärkere Aktivierung der Besucher. Hier müssten sich die Tourismusfachleute mit den im Kulturbereich, in Museen, in der Heimatforschung und -pflege tätigen Personen zusammensetzen und Ideen zusammentragen. Es muss nicht nur überlegt werden, was an spektakulär Neuem geboten werden könnte, sondern wie unter Nutzung von Synergieeffekten die bereits vorhandenen Angebote, so z. B. Tag des offenen Denkmals, Erlebnisführungen, Inszenierungen, Auftritte von Musik- und Laienspielgruppen, Einbeziehung von Theateraufführungen, Mittelalter- und Handwerkermärkte, Volksfeste und Feiern einbezogen werden könnten.

Eine weitere Voraussetzung wäre es, dass die Städte und Gemeinden ihr Angebot aufeinander abstimmen, so dass nicht überall für den, der die Route oder Teilstrecken abfährt, Gleiches zu besichtigen ist. Es sollte auch der Blick über die Grenzen Südniedersachsens hinausgelenkt werden nach Höxter, Hameln, Goslar, nach Nordhessen und ins Werratal. Die regionale Fachwerkroute mit ihren lokalen Varianten könnte insofern die beiden schon bestehenden Fachwerkstraßen verbinden, sollte aber auch ein eigenes Profil haben. Die regionale Fachwerkroute

müsste von allen Mitgliedsgemeinden zusammen beworben werden, um eine einigermaßen große touristische Reichweite zu haben.
Angebotselemente zum Thema Fachwerk könnten sein:

- eine regionale Fachwerkroute mit Varianten, die die drei Fachwerklandschaften Südniedersachsens einbezieht und die beiden Teilstrecken der Deutschen Fachwerkstraße verbindet
- eigenständige örtliche Angebote
- ein dezentrales oder zentrales Fachwerkhausmuseum
- Fachwerkevents (z. B. Vorführungen von Lehmarbeiten, Zimmermanns-, Tischler-, Dachdecker-, Malerarbeiten, Nacht des Fachwerks mit einer besonderen Illumination der Fassaden, Das singende Fachwerk – Lieder und Musik zum Hausbau und zum Leben im Haus)
- Schriftliches und digitales Begleitmaterial.

Ein hohes Maß an Konsens müsste es bei der Entwicklung der Fachwerkroute geben hinsichtlich der Streckenwahl und der thematischen Unterscheidung und Schwerpunktsetzung. Dass das möglich sein könnte, zeigt beispielhaft die südniedersächsische Museumslandschaft, die im Museumsverbund Südniedersachsen organisiert ist. Solche thematischen und örtlichen Schwerpunkte sollen im Folgenden nur angedeutet werden, um das Prinzip zu erläutern, ihre Zuordnung ist nicht immer von der Sache her zwingend:

- *Nachhaltiges ökologisches Bauen.* Beispiele für gelungene Restaurierungen gibt es zwar in allen Städten, schwerpunktmäßig könnten aber Duderstadt wegen der durchgeführte Maßnahmen zur Ausstellung „Natur im Städtebau" und Hann. Münden sowie Einbeck wegen der zahlreichen guten Hausbeispiele ausgewählt werden
- *Architektonische „Highlights"* und *baugeschichtliche Besonderheiten* gibt es nicht nur in Höxter, Hameln und Goslar sondern ebenfalls in der Region, so dass auch hier das Besuchsprogramm abgestimmt werden müsste
- Handels- und Kaufmannshäuser: Hann. Münden
- Universität und Fachwerkhäuser: Göttingen
- Brauerei und Fachwerk: Einbeck
- *Ackerbürgerhäuser:* Holzminden, Northeim und kleinere Städte wie Dassel, Eschershausen, Uslar, Hardegsen
- *Handwerkerhäuser:* Bad Gandersheim, Osterode
- montanwirtschaftlich geprägte Häuser: Osterode, Herzberg
- Gewerbebetriebe und Fabriken in Fachwerkhäusern: Einbeck, Osterode, Göttingen
- Verwaltungssitze und Hausbau: Bad Gandersheim, Göttingen
- Brandkatastrophen und Neuanlage der Stadt: Moringen, Northeim, Uslar
- Stadtentwicklung innerhalb von Mauern und Wällen: Duderstadt

- *Bauern und ihre Häuser:* Beispiele aus den verschiedenen Fachwerklandschaften (Harz, Leinebergland, Solling, Weser)
- *Dorferneuerung und ihre Erfolge:* Orte mit durchgeführten Erneuerungsprogrammen.

Damit die Themenschwerpunkte auch selbstständig erschlossen werden können, müsste entsprechendes Informationsmaterial bereitgestellt werden mit beschreibenden und erklärenden Texten, mit Karten und Plänen sowie mit einem Serviceteil, der Wegbeschreibungen, Zeitbedarf, Adressen und Tipps beinhaltet. Eine weitere Hilfe wären Informationstafeln, die einheitlich gestaltet sich an allen Stationen der Route befänden. Etwas Ähnliches in der Region, das als Orientierung dienen könnte, gibt es – zwar nur für einen Ort - bereits in Jühnde. Dort ist im Rahmen der Dorferneuerung 1997 ein Fachwerklehrpfad eingerichtet worden mit einem bebilderten Begehungsplan und einer Fibel zur Orts-, Heimat-, Bau- und Fachwerkgeschichte (Gemeinde Jühnde 1997 u. 2006).

Da es in Südniedersachsen kein Freilichtmuseum gibt, das die historischen Hausformen bäuerlichen und städtischen Lebens und Wirtschaftens in unserer Region zeigt und somit aspekthaft elementare Einsichten in früheres naturnahes und nachhaltiges Leben und Wirtschaften ermöglicht, wäre zu bedenken, ob nicht langfristig ein zentrales oder mittelfristig ein dezentrales Fachwerkhausmuseum angestrebt werden könnte. Nun gibt es zu Freilichtmuseen unterschiedliche Meinungen (vgl. auch Denecke/Daxelmüller 1994). Bemängelt wird bei zentralen Einrichtungen vor allem die Künstlichkeit des Ganzen, weil die Objekte aus ihrem ursprünglichen Umfeld genommen worden und zugleich aus dem Leben der Menschen verschwunden sind und „nur" noch in einem touristischen Kontext stünden. Deswegen gibt es auch Überlegungen zu dezentralen Freilichtmuseen, bei denen die Objekte dort verbleiben, wo sie historisch gewachsen auch hingehören. Solche dezentralen Einrichtungen haben den Vorteil, dass das Bewahren und Bewirtschaften z. B. eines Gebäudes nebst Einrichtung, eines Gartens, einer Nutzflächenstruktur und die Vermittlung materieller Formen der ehemaligen Alltagskultur, von der ansässigen Bevölkerung (Heimat- und Museums-Fördervereine etc.) mitgetragen werden kann. Bauliche Ensembles und Einzelobjekte, die z. T. heute schon museal genutzt werden, könnten im Laufe der Zeit auch in Südniedersachsen zu einem solchen dezentralen Fachwerkhausmuseum zusammengefügt werden.

Mögliche Ziele eines solchen Museums könnten sein:

1. Originale und authentische Zeugnisse der hausgeschichtlichen Kultur
   - bewahren und erforschen,
   - wenn möglich experimentell lebendig erhalten, um daraus Erfahrungen für die Gegenwart und Zukunft zu gewinnen auch unter den Aspekten: natürliche Baustoffe und Nachhaltigkeit.

2. Nutzung der musealen Präsentation und der Erfahrungen zur Bildung von Experten und der Öffentlichkeit (Schulklassen, Erwachsenenbildung, Landwirte, Landjugendgruppen, Umweltverbände u. a.).
3. Ganzheitliche Präsentation und Erforschung: Zusammenführung von hauskundlichen, siedlungsgeographischen, ökologischen, sozioökonomischen, arbeitsorganisatorischen und technischen Aspekten der Agrarwirtschaft, der Kulturökologie und Umweltgeschichte.
4. Anwendung didaktischer Konzepte der Teilhabe an den Arbeiten des Fachwerkhausmuseums, z. B. Mitmachaktionen, Schülerprojekte, Sonderveranstaltungen im Rahmen des experimentellen Hausbaus (z. B. Arbeiten mit alten Geräten und Baustoffen, Wohnen wie vor 300 Jahren).
5. Vernetzung/Verknüpfung der Einrichtung mit bestehenden Museen und Einrichtungen der Umweltbildung in Südniedersachsen (Schul-/Kinderbauernhof, Regionales Umweltbildungszentrum Reinhausen, Historisch Ökologisches Regionalmuseum Hardegsen, Natur-Erlebniszentrum Gut Herbigshagen, Historische Spinnerei Gartetal) sowie den Trägern von Tourismus und Naherholung.

Die Erhaltung des Fachwerkpotenzials und damit die Bewahrung bedeutender Zeugnisse der Bau- und Sozialgeschichte möglichst im realen städtebaulichen und landschaftlichen Gesamtzusammenhang ist eine wichtige regionale Aufgabe. Davon würden nicht nur die Bewohner der Region in vielfältiger Weise profitieren, sondern auch Touristen, wenn entsprechende Angebote und Programme bereitgestellt würden.

Literatur und Quellen

Buchwald, K. (1979): Heimat für eine Gesellschaft von heute und morgen. In: Deutscher Heimatbund (Hrsg.): 75 Jahre Deutscher Heimatbund, S. 13-48, Siegburg.

Busse, G. (1999): Heimatpflege zwischen Tradition und Moderne. Eine empirische Untersuchung der Praxis der Heimatpflegerinnen und Heimatpfleger, Vereine, Museen und museumsähnlichen Einrichtungen in Südniedersachsen, (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes Südniedersachsen, Bd. 7), Northeim.

Cassing, G. (2002): Nachhaltigkeit in Südniedersachsen – Indikatoren und Strategien zur Raumentwicklung. Regionalverband Südniedersachsen e. V. (Hrsg.), Göttingen.

Denecke, D. u. Daxelmüller, Ch. (Hrsg.) (1994): Kontroversen um die Konzeption und kulturelle Aufgabe von Freilichtmuseen – Das Beispiel: Oberpfälzer Freilandmuseum, Nabburg.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen Bd. 5.1. Stadt Göttingen (1982), bearbeitet von Rüttgerodt-Riechmann, I., Braunschweig/Wiesbaden.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen, Bd. 5.2. Landkreis Göttingen. Altkreis Münden mit den Gemeinden Adelebsen, Bovenden und Rosdorf 1 (1993), bearbeitet von Lufen, P. F., Hameln.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen, Bd. 5.2. Landkreis Göttingen. Altkreis Duderstadt mit den Gemeinden Friedland und Gleichen und den Samtgemeinden Gieboldehausen und Radolfshausen (1997), bearbeitet von Lufen, P. F., Hameln.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen Bd. 7.1. Landkreis Northeim. Südlicher Teil mit den Städten Hardegsen, Moringen, Northeim und Uslar, den Flecken Bodenfelde und Nörten-Hardenberg, der Gemeinde Katlenburg-Lindau und dem Gemeindefreien Gebiet Solling (2002), bearbeitet von Kämmerer, Ch.; Lufen, P. F., Hameln.

Gemeinde Jühnde (Hrsg.) (1997): Fibel zur Orts-, Heimat-, Bau- und Fachwerkgeschichte des Dorfes Jühnde, bearbeitet vom Architektenbüro Braun-Brudniok in Adelebsen. Jühnde.

Gemeinde Jühnde (Hrsg.) (1997 u. 2006): Fachwerklehrpfad Jühnde, bearbeitet vom Architektenbüro Braun-Brudniok in Adelebsen. 1. Aufl. 1997, 2. erw. Aufl. 2006, Jühnde.

Gerner, M. (1983): Fachwerk. Entwicklung, Gefüge, Instandsetzung, 4. Aufl., Stuttgart.

Gerner, M. (2007): Fachwerk. Entwicklung, Instandsetzung, Neubau, München.

Großmann, G. U. (2004): Der Fachwerkbau in Deutschland. Das historische Fachwerkhaus, seine Entstehung, Farbgebung, Nutzung und Restaurierung. 3. erw. Auflage, Köln.

Großmann, G. U. (2006): Fachwerk in Deutschland – Zierformen seit dem Mittelalter. Petersberg.

Hansen, W. u. Kreft, H. (1980): Fachwerk im Weserraum. Hameln.

Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte von Niedersachsen, Erläuterungshefte: Blätter Göttingen, Duderstadt, Höxter, Holzminden, Moringen, Osterode am Harz.

Hueg, A. (1952): Das Northeimer Bürgerhaus vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Sonderheft der Northeimer Heimatblätter. Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatpflege, Jg. 1952, Nr. 2, Northeim.

Kaltenbrunner, R. (2008): Die Rückkehr der Geschichte. Stadtgestaltung sollte der Wiedergewinnung mit den Sinnen erfahrbarer Räume dienen. In: Frankfurter Rundschau 08.01.2008, S. 30.

Karnehm-Wolf, S. u. Blanck, K. (2001): Regionales Entwicklungskonzept Landkreis Göttingen. Kultur Land schaf(f)t Zukunft. Lebendige Perspektiven für den ländlichen Raum Göttingen. Göttingen.

Künzel, H. (2007): Bauphysik und Denkmalpflege, Stuttgart.

Landkreis Northeim: Regionales Raumordnungsprogramm 2006 Landkreis Northeim. Beschreibende Darstellung, Northeim.

Landzettel, W. (1981): Ländliche Siedlungen in Niedersachsen, Hannover.

Lenze, W. (2007): Fachwerkhäuser restaurieren – sanieren – modernisieren. Materialien und Verfahren für eine dauerhafte Instandsetzung, 5. Aufl., Stuttgart.

Museum und Werkstatt im Schäferhaus e. V. (Hrsg.) (1986): Bouen uppen Dörpe. Materialien zur Ausstellung über dörfliche Baugeschichte, zusammengestellt von Grimm, A., Schäfer, W., Wahlsburg.

Niedersächsisches Institut für Wirtschaftsforschung e. V., Institut für Regionalforschung e.V. (2000): Regionales Entwicklungskonzept Arbeitsmarktregion Göttingen/Northeim. Stärken-Schwächen-Analyse. Leitbild, Handlungsfelder und Leitprojekte, Hannover, Göttingen.

Niedersächsisches Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr (Hrsg.) (2005): Tourismus in Niedersachsen. Zahlen, Daten, Fakten, Hannover.

Niedersächsisches Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr und Niedersächsisches Landesamt für Statistik: Reiseland Niedersachsen. Das Reisejahr 2006. Zahlen, Daten, Fakten, Pressekonferenz 05.05.2007.

Piepmeier, R. (1990): Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs. In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven (Schriftenreihe 294/II), S. 91-108, Bonn.

Reuther, H. (1987): Architektur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, hrsg. von Denecke, D.; Kühn, H.-M., Göttingen.

Scheibner, R. (1909): Duderstadt, Einbeck, Gandersheim. Ein Beitrag zur Geschichte des städtischen Bürgerhauses Niedersachsens, Diss. Charlottenburg/Dresden.

Seedorf, H. H. u. Meyer, H. H. (1996): Landeskunde Niedersachsen. Natur- und Kulturgeschichte eines Bundeslandes, Bd. 2: Niedersachsen als Wirtschafts- und Kulturraum. Bevölkerung, Siedlungen, Wirtschaft, Verkehr und kulturelles Leben, Neumünster.

Stiewe, H. (2007): Fachwerkhäuser in Deutschland. Konstruktion, Gestalt und Nutzung vom Mittelalter bis heute. Darmstadt.

Tourist-Information Einbeck (2007): Einbeck. Stadt der Brau- und Fachwerkkunsttouristischen Nachfrage 2006, Einbeck.

Treinen, H. (1965): Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17, 1965, Heft. 1 u. 2, S. 73-97 u. S. 254-297.

Wegner, R. (2008): 574 Häuserspuren...Die Häuser in Hann. Mündens Kernstadt-Hausnummern, Lage und Eigentümer – zwischen 1730 und dem Beginn des 20. Jahrhunderts,
URL: http://www.haeuserspuren.geschichtsverein-sydekum.de/
<15.01.2008>

Zwiener, G. u. Mötzl, H. (2006) Ökologisches Baustoff-Lexikon, 3. Aufl., Heidelberg.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dipl.-Forstw. Christoph Riegert, Assessor des Forstdienstes
Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Abteilung für Naturschutz und Landschaftspflege, AG Interdisziplinäre Forschung für Waldnaturschutz und naturverträgliche Waldnutzung, Büsgenweg 3, 37077 Göttingen, Tel.: 0551/393416, Fax: 0551/393415, E-Mail: christoph.riegert@forst.uni-goettingen.de;

Dipl.-Ing. Daniela Kempa
Kontakt: Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Institut für Umweltplanung, Abteilung Landschaftspflege und Naturschutz, Herrenhäuser Str. 2, 30419 Hannover, Tel.: 0511/7623162, Fax: 0511/7623791, E-Mail: kempa@umwelt.uni-hannover.de;

Dipl.-Geogr. Thomas Danz
Kontakt: Egelsberg 1a, 37081 Göttingen, E-Mail: danzthomas@gmx.de;

Dr. Korinna Thiem, Dipl.-Geogr.
Kontakt: Büro text:feld, Landschaft+Kommunikation+Medien, Strehlener Str. 22, 01069 Dresden, Tel.: 0351/6411410; Fax: 0351/6411412, E-Mail: k.thiem@text-feld.de;

Dr. Katharina Vering, M.Sc.
Kontakt: Eberhard Karls Universität Tübingen, Zentrum für Evaluation und Qualitätsmanagement, Wilhelmstraße 26, 72074 Tübingen, Tel.: 07071/2972679, E-Mail: katharina.vering@uni-tuebingen.de;

Julia Busche
Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Geographisches Institut, Abteilung Humangeographie, Goldschmidtstr. 5, 37077 Göttingen, Tel.: 0551/398083, Fax: 0551/3912140, E-Mail: jbusche1@gwdg.de;

Reinhold Kahlki
Kontakt: Jugend- und Familienfarm Lübars, Im Freizeitpark Lübars, Alte Fasanerie 10, 13469 Berlin-Reinickendorf, Tel.: 030/21466735, E-Mail: jugfa@web.de;

Dipl.-Ing. Jenny Schmithals, M.A.
Kontakt: nexus - Institut für Kooperationsmanagement und interdisziplinäre Forschung GmbH, Otto-Suhr-Allee 59, 10585 Berlin, Tel.: 030/31805461, Fax: 030/31805460, E-Mail: schmithals@nexus.tu-berlin.de;

Prof. Dr. Gerhard Ströhlein (i. R.)
Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Geographisches Institut, Abteilung Humangeographie, Goldschmidtstr. 5, 37077 Göttingen, Tel.: 0551/398037, Fax: 0551/3912140, E-Mail: gstroeh@gwdg.de;

Wolfgang Just
Kontakt: Stegemühlenweg 20, 37083 Göttingen, Tel.: 0551/71450;

Dipl.-Geogr. Sebastian Schäfer
Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Geographisches Institut, Abteilung Humangeographie, Goldschmidtstr. 5, 37077 Göttingen, Tel.: 0551/398022, Fax: 0551/3912140, E-Mail: s.shepherd@gmx.de;

Dr. Gerd Busse, Dipl.-Päd.
Kontakt: Über der Esebeeke 19, 37079 Göttingen, Tel.: 0551/68258, Fax: 0551/68258, E-Mail: gbusse@rz.uni-hildesheim.de;

Dr. Tobias Reeh, Dipl.-Geogr.
Kontakt: Georg-August-Universität Göttingen, Geographisches Institut, Abteilung Humangeographie, Goldschmidtstr. 5, 37077 Göttingen, Tel.: 0551/398074, Fax: 0551/3912140, E-Mail: treeh@gwdg.de;

In dieser Reihe sind bisher erschienen:

Gee, K., Reeh, T. & Kreisel, W. (Hrsg.) (2004): Regionale Identität, Tourismus und Landschaftsinterpretation – Eine natürliche Symbiose? (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 1). Göttingen.

Faust, H., Reeh, T. & Gee, K. (Hrsg.) (2006): Freizeit und Tourismus - Konzeptionelle und regionale Studien aus kulturgeographischer Perspektive. (= ZELT-Forum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 2). Göttingen.

Reeh, T. & Ströhlein, G. (Hrsg.) (2006): Zu Besuch in Deutschlands Mitte. Natur – Kultur – Tourismus. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 3). Göttingen.

Sowohl private als auch öffentliche Akteure widmen sich der Inszenierung von Naturerlebnisangeboten. Die Vielfalt an thematischen Inhalten, didaktischen Konzepten und Zielgruppen sorgt dafür, dass der Begriff ‚Naturerleben' schillernd und facettenreich in Erscheinung tritt. So können Naturerscheinungen einerseits selbst zum Erlebnis werden, andererseits sind Natur und Landschaft Vehikel sowie Kulisse zahlreicher erlebnisorientierter Aktivitäten. Entsprechend variantenreich werden Räume in Szene gesetzt. Die im vorliegenden Band eingenommenen Perspektiven reichen von der Öko- und Erlebnispädagogik über die Freiraumplanung bis hin zur Tourismusförderung. Gleichwohl eint die vorgestellten Projekte und Initiativen die Erkenntnis, dass als naturfern empfundene Lebensbedingungen bei vielen Menschen das Bedürfnis nach Naturerleben sowohl im Alltag als auch im Gegenalltag auslösen. Folglich gilt es, Naturerlebnisräume in ausreichender Anzahl und Qualität vorzuhalten, nicht nur im ländlichen sondern insbesondere auch im städtischen Raum.



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

ISBN: 978-3-940344-53-3

Universitätsdrucke Göttingen